

A
0
0
0
6
7
6
5
8
2
0

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY



**Durch
Ukraine
und Krim**
von
Dr. Fritz Wertheimer



Durch Ukraine und Krim

A. HELLER

Gruppe C

Abt. 1

Nr.

Stuttgarter Kriegsbücher :

Anton Sendrigh:

**Gegen Frankreich
= und Albion =**

Jeder Halbband M 1.25.

- I.: Bis vor Paris. — II.: Von der
Marneschlacht bis zum Fall Ant-
werpens. — III.: Der Stellungs-
krieg bis zur Frühlingsschlacht
(1915) in Flandern. — IV.: Die
Durchbruchschlachten d. Jahr. 1915.
V.: Verdun.

Dr. Kurt Floerike :

**Gegen
die Moskowiter**

Jeder Halbband M 1.25.

- I.: Die Masurenschlachten.
II.: Das Ringen um Galizien.
III.: Gegen Lodz und Warschau.
IV.: Der Wendepunkt (Frühj. 1915).
V./VI.: Der Siegeszug in Polen
(Sommer 1915).

Walter Bertel :

**Der Vormarsch
in Oberitalien**

- I.: Vom Isonzo zur Piave.
Geh. M 1.25

Durch Ukraine und Krim

Don

Dr. Fritz Wertheimer

Mit 1 Karte und 18 Abbildungen

1. – 4. Tausend



Stuttgart

Franckh'sche Verlagshandlung

1918

A. g. XIII

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Dorwort	5
I. Die sozialistische Republik Ukraine.	
1. Die Reise nach Kiew	7
2. Kiew	12
3. Fahrt über Land	20
4. Die ukrainische Staatsidee und ihre Träger	26
5. Sozialistische Republik und Agrarfrage	34
6. Die Lage der Zuckerindustrie	42
7. Odessa	48
8. Die deutschen Kolonisten und ihre Organisation	53
9. Kolonisten am Dnjepr	62
II. In der Krim.	
1. Auf der Britschka	74
2. An der Südküste	79
Über das Jailagebirge. — Aluscha. — Bijuk Simbat. — Gursuff. — Jalta. — Djulber. — Baidartor. — Balaklawa.	
3. Sewastopol	94
4. Báchtŝi-Sŝárái — Tŝufút-Kalé	99
5. Feodoŝia	107
6. Russen, Deutsche und Tataren auf der Krim	112
III. Die Ukraine des Hetmans.	
1. Besuch beim Hetman Skoropadski	117
2. Die Anfänge der „Ukrainisierung“	120
3. Skoropadski ukrainisiert sein Korps	124
4. Im Kampf mit der Rada	128
5. Die Gründung der Volksgromada	131
6. Der Bauernkongreß. Die Hetmanswahl	137
7. Regierung und Parteien, Männer und Maßnahmen	141



Dormort.

Mehr als zuvor zwangen veränderte Formen und Ziele der Kriegführung im Osten auch den Kriegsberichterstatter, seine Aufmerksamkeit nicht nur den kriegerischen Ereignissen zuzuwenden, sondern seine Aufgabe darin zu erblicken, die Heimat über politische und wirtschaftliche Verhältnisse zu unterrichten, um deren willen trotz des Friedenschlusses dieser letzte Akt der Kriegführung im Osten nötig ward. Wenn in diesen Aufsätzen über Ukraine und Krim die kriegerischen Ereignisse so sehr zurücktreten, so darf aber doch hier betont werden, daß die Leistungen der deutschen Truppen deshalb nicht weniger groß waren: Anstrengende Märsche in Wind und Wetter, Kampf in Stadt und Land mit hinterhältigen und grausamen Banden machten die militärische Aufgabe wahrlich nicht leicht und stellten auch die Führung in dem weiträumigen, an Verbindungen armen Lande vor schwere Probleme.

Ein Teil der hier gesammelten Aufsätze ist bei der im Zeitungsweisen herrschenden Papiernot vor dieser Zusammenfassung nicht im Druck erschienen; ich gebe sie aber hier genau so, wie sie an Ort und Stelle entstanden sind. Ich habe der Versuchung widerstanden, sie heute, wo die Dinge ganz anders sich entwickeln, als man zu Anbeginn erwarten mochte, irgendwie abzuändern. Sie wollen ja keinen andern Zweck erfüllen, als aufzuklären, wie die Lage war, als unser Einmarsch begann, warum sie so war und wie sie sich dann gestaltete. Selbstverständlich geboten Rücksichten auf die militärische und politische Kriegführung an manchen Stellen Zurückhaltung; aber das bezieht sich weniger auf die Schilderung der Dinge, wie sie sind, als auf Wünsche, wie man manchmal gewollt hätte, daß sie gehen sollten. Ich meine damit in erster Linie die Theorie der „Nichteinmischung in die inneren Verhältnisse“ des unter deutscher Patenschaft begründeten ukrainischen Staates. Entweder unser politisches Interesse einer nahen und fernen Zukunft läßt eine selbständige, starke Ukraine als notwendig erscheinen, oder nicht. Im letzteren Falle wäre es schade um jeden deutschen Soldaten, der hier sein Blut und sein Leben lassen mußte, schade um die außerordentliche Mühe, die sich hier Militärs und Zivilisten um so manche Dinge gaben. Im ersteren Falle aber ist die Theorie schädlich und ge-

fährlich. Dem mit den Sünden des Zarismus belasteten jungen Staatswesen fehlt vorläufig fast alles zur Gesundung. Ein Kind wächst nicht zum starken und Gutes auswirkenden Manne heran, ohne selbstlos gütige und zarte Hilfe und Erziehung, die nicht egoistische Interessen verfolgt, sondern eben das Wohl des Kindes im Auge hat. Die Ukraine wird nur ein starker Staat, wenn wir das wollen. Wollen wir es aber, so wäre es unverständlich, wenn wir diesen Willen nicht zeigten und in Taten umsetzten. Mögen uns unverständige Augenblickspolitiker in der Ukraine das verübeln, wirkliche Anhänger des Unabhängigkeitsgedankens werden es uns einst danken, wenn erst ihr Blick fürs große Ganze geschärft sein wird. Und was die Heimat angeht, so tritt der Gedanke in vielen Einzelkapiteln dieses Buches hervor, und ich möchte ihm auch hier klar und ungeschminkt Ausdruck geben: Man darf russische und ukrainische Ereignisse, Parteien und Personen nicht mit dem Maßstabe heimischer Verhältnisse messen, darf sie nicht in das Prokrustesbett organisch entwickelter, in Jahrhunderten herangewachsener westlicher Begriffe pressen. Wer das tut, kommt der wirklichen Triebkraft des politischen und wirtschaftlichen Lebens auch nicht um Haaresbreite näher, er bleibt bei seiner ererbten Schablone, aber er nutzt damit weder seiner Heimat, noch der Ukraine.

Dem darf ich eine zweite Vorbemerkung anschließen: Ich gehöre nicht zu den Kennern Rußlands, von denen einzelne manchmal sich so gebärden, als dürfte nur ihre enge Gemeinschaft sich vermessen, über Rußland vollwertige Urteile zu fällen. Ich empfand es nur zu oft selbst als störend, daß Unkenntnis der russischen wie der ukrainischen Sprache mich an der Vertiefung von Eindrücken und der Aufdeckung unvermeidlicher Fehlerquellen hinderte. Aber es ist doch auch nicht so, daß genaue Kenntnis Rußlands immer gleichbedeutend wäre mit politischem Verständnis für deutsche Notwendigkeiten. Und schließlich wollen diese Aufsätze ja keine unumstößlichen ewigen Wahrheiten verkünden, sondern nur vermitteln, wie Menschen und Verhältnisse auf einen ganz unbefangenen Beobachter wirkten, der sich die größte Mühe gab, sie so kritisch als möglich zu prüfen.

Kiew, Mitte Juni 1918.

Dr. Fritz Wertheimer.

I. Die sozialistische Republik Ukraine.

1. Die Reise nach Kiew.

Kiew, Ende März 1918.

Stets, wenn ich von Brest-Litowsk gen Südosten nach Kowel fuhr, kam mir diese Reise unsagbar traurig und elend vor. Polen wirkt schon ernüchternd genug, kommt man aus dem wohlgepflegten Garten Deutschland. Aber die Reise durch diese endlos weiten Wasserflächen, über graue, unkrautüberwucherte Sümpfe, in die nur selten, wie köstliche Kleinode, Bäume und gar bestellte Felder eingebettet liegen, diese Fahrt läßt einen immer erschauern und frösteln, selbst wenn es juliheiß war. Wie schwer wurde einst um dieses öde Land gerungen! Kowel, das kleine Judenstädtchen am träge schleichenden Turijafusse, stand im Brennpunkte der Ostschlachten. Im heißen Sommer 1915 war ich hier, als die deutsche Reiterei einzog, im Herbst des Jahres, da im Strzbogen von Czartorńsk die schlimme Wasserschlacht geschlagen wurde, dann wieder im Sommer 1916, als nach dem Durchbruch durch die österreichisch-ungarischen Linien vor Luck Brussilows Scharen sich heranwälzten und Linsingens und Bernhardis Truppen sich ihnen entgegenwarfen; bis in den Spätherbst hinein verblutete das Russenheer im Anprall gegen den eisernen Ring, der den wichtigen Eisenbahnknotenpunkt schützte.

Die junge Ukraine wird die deutschen Friedhöfe und Massengräber in Kowel und ringsherum in treue Obhut zu nehmen haben. All die Tausende, die hier für Deutschland fielen, haben an ihrer Freiheit Haus opfervoll mitgebaut. Kowel! Mit Gedankenschnelligkeit ziehen die Bilder durch den Kopf, die man hier sah und erlebte, als die Stadt ein einziges waffenstarrendes Lager war. Nun sinkt sie langsam in die verdiente Vergessenheit zurück. Immerhin ist es, wenn man Vergleiche zieht, in den zwei Jahren unter österreichischer Verwaltung erheblich sauberer hier geworden. Seuchengefahr zwang zu rücksichtsloser Energie. Alle Einwohner müssen nicht nur in behördlich bestimmten Zwischenräumen selbst baden und sich dabei entlausen lassen, wöchentlich einmal ihre Betten frisch überziehen und ihre Fußböden naß aufwischen, sondern man schreibt ihnen auch vor, allmorgendlich bis 8 Uhr vor ihren Häusern Bürgersteig und Fahrdamm sauber aufzukehren. All das geschieht, weil das Nichtgeschehen schwere

Strafen im Gefolge hätte. Aber beliebter hat es uns beileibe nicht gemacht. Es ist seltsam, beim Eintritt in die Ukraine feindselige Stimmung dort zu spüren, wo man sie am wenigsten erwarten sollte, bei den Juden. Aber sie sind russischer gesinnt als je zuvor. Was bringt auch der kärgliche Handel mit Seifen und Garnen, mit Wurst und Speck! Der deutsche Soldat ist arm und sparsam, der Russe war großzügiger, bei ihm rollte der Rubel, man konnte ganz anders verdienen. Zwar wurden jährlich ein paar Leute totgeschlagen und es wurde nicht selten geprügelt, aber ansonsten war man freier, uneingeschränkter, „ohne die vielen Befehle“. Und wurde befohlen, so brauchte es noch lange nicht ausgeführt zu werden. Was wirkten nicht ein paar Rubelchen für Wunder! Und jetzt? Ein Jude hatte hier an eine Militärkasse eine Summe zu bezahlen und trug dabei verschiedene Wünsche vor. Der Oberst hörte ihn an und zählte dann nach, ehe er den Empfang bestätigte. Es waren fünfzig Rubel zu viel. „Herr Oberstleben,“ war die verwunderte Antwort, als er die Note zurück erhielt, „bei den Russen hat es immer gestimmt!“ Großrußland mit seinen papiernen Theorien und Gesetzen und mit dem Glorionschein der neuen Freiheit ist jetzt das gelobte Land. Daß drüben jetzt auf so vielen Führerposten Juden sitzen, erfüllt die „unerslösten“ Stammesbrüder mit einem Taumel der sehnsüchtigen Begeisterung. Man sieht kaum ein freundliches Gesicht allüberall. Und all diese Leute haben einst Hurra geschrien und gejubelt, als wir kamen. Es tut ordentlich wohl, in dem deutschen Offiziersheim, das der Leitung rheinischer Schwestern untersteht, reinliche und gastliche Unterkunft zu finden. — —

Am frühen Morgen fahren wir auf den lumpigen Karren, die sich in Kowel Droschken nennen, und bei denen man immer fürchtet, daß man sie mit unangenehmen Kleinigkeiten beladen verlassen wird, zum Bahnhof. In einer knappen Stunde führt der Zug nach Holobn, wo man eifrig an der Arbeit ist, die weiträumigen Anlagen des künftigen Umschlagebahnhofes zu schaffen. Eine Riesenbarackenstadt entsteht, gelbe Bretterhäuser wachsen rasch aus dem Boden, zu Hunderten schaffen die Arbeiter, um die Gleise der deutschen und der russischen Spurweite zu verlegen. Ein Güterzug soll von hier nach Perepsa fahren, wie es heißt erst nachmittags, so daß wir uns Zeit lassen können, im Soldatenheim zu frühstücken.

Plötzlich schreckt uns die Nachricht hoch, der Güterzug fahre sofort ab, und wir ächzen und stöhnen mit unserem Gepäck die paar hundert Meter zu ihm hinaus. Aber es ist eine alte Sache mit solchen Gelegenheitszügen: als wir abgehakt in den russischen

Güterwagen geklettert sind, bleibt der Zug noch lange stehen. Endlich tutet die Lokomotive ein paarmal mit ihrem tiefen Baß los, als ob sie ein Schiffskoloß wäre, und wir kriechen über die alten Kampffelder von Swidniki und durch die rasch vom Wasser wieder zerfressenen Sumpfstellungen. Wie viele Monate haben unsere armen Leute in dieser Wasserwüste gehaust, wie oft bin ich gerade hier durch die in den Eisenbahndamm eingeschnittenen Laufgräben zur vordersten Sappe an die Eisenbahnbrücke vorgekrochen! Perespa kommt. Von hier soll nach einer Stunde der Schnellzug nach Kiew gehen. Manchmal, sagt der Bahnhofskommandant: das Soll ist kein Muß. Oft kam er überhaupt nicht, meistens läßt er sich ungezählte Stunden Zeit. Immerhin, das ukrainische Bahnpersonal arbeitet, der Zug geht. Wir klettern, um nicht in der Kälte zu warten, in einen leeren Güterwagen, der sich durch ein kleines Eisenöfchen heizen läßt. Mit nur vier Stunden Verspätung kommt der Zug aus Kiew an und in erbittertem Nahkampf erobern wir dank einer langen Kriegserfahrung ganz gute Plätze. Wieder brummt die Lokomotive dumpf auf, und dann fahren wir in die dunkelnde Nacht.

Zur Abendessenszeit sind wir in Rowno. Im Wartesaal riecht es schon echt russisch. Hoch in einer Ecke des Saales flimmert matt durch den Dunst das Lämpchen unter dem Heiligenbild. Man klettert über die am Boden in allen Stellungen kauernenden und schlafenden Gestalten und bahnt sich durch Lärm und Qualm den Weg zum Bufett, wo man, wenn man Glück hat, ein Glas Tee zu 40 Kopeken und ein recht winziges Stückchen kalten Hackbraten mit Salat zu drei Rubel ergattert. Unweigerlich berechnet der Wirt den Rubel zu zwei Mark, obwohl der amtliche Kurs auf eineinhalb Mark festgesetzt ist.

In der Nacht füllt sich der Wagen beängstigend, und es gelingt selbst der größten Energie des ukrainischen Bahnhofskommandanten von Sarny nicht, die Sache zu bessern. Der würdige langbärtige silberbetreßte Zugführer kontrolliert vergebens, es ist alles mit ganz ordnungsgemäßen Fahrscheinen bewaffnet. Ein alter Oberst sitzt mir gegenüber, ein junger Eisenbahnoffizier aus Petersburg, der etwas Französisch dolmetscht, und ein ukrainischer Offizier haben die Plätze neben mir. Keiner trägt ein Rangabzeichen oder eine Auszeichnung. Es war sicherer so, sagen sie. Sie sind in der Demobilisation begriffen. Auf die Frage, wo denn nun ihre Soldaten seien, lächelt der alte kaukasische Oberst müde und verlegen. Es heiße nicht mehr Soldaten, man sage Towareschtschi, Kameraden, Genossen. Ja, wo sind sie? Weggelaufen, vielleicht Bauern, vielleicht Bolschewisten! Vielleicht sind sie unter

denen, die in Kiew 2500 Offiziere von der Straße weg und aus den Häusern heraus verhafteten und erschossen, nur weil der eine ein Paar gute Stiefel, der andere einen brauchbaren Mantel hatte. Mörder, Diebe, „Genossen“ im wahrsten Sinne der 2000 Verbrecher, denen man in Kiew die Kerkertüren der Zuchthäuser öffnete, um sie der neuen Freiheit teilhaftig werden zu lassen!

Wir schlafen, so gut es gehen mag und soweit einen die Wanzen schlafen lassen. In Iskorost gibt es am frühen Morgen eine angenehme Überraschung. Ein Junge erscheint mit einem Brett voll Gläsern heiß dampfenden Kaffees. Dahinter ein zweiter, der Brötchen mit rotem Kaviar, Käse und Schinken sowie Gebäck reicht. Begierig greift alles zu. Man ist also doch in der Ukraine, dem Lande des Reichtums und des Überflusses. Erheblich länger werden die Gesichter beim Bezahlen. Das Glas Kaffee kostet einen Rubel zwanzig Kopeken, das kleine Frühstück, das mehr ein Appetitreizen war, ist mit zehn Mark eine teuer erkaufte Erfahrung. Reumütig kehrt man zum Kommißbrot und zum Schmalzersatz zurück.

Neue Reisegefährten steigen ein, ein alter Offizier mit einem 10jährigen blonden Mädchlein, das niedlich Französisch plappert, vier Jahre in Paris erzogen ist und ganz unbefangen erzählt, der Vater lebe in Moskau, die Mutter aber getrennt von ihm in Kiew, weil der Vater immer andere Frauen nahm. Ein Oberförster ist auch dazu gekommen, der sich als glühender Monarchist entpuppt und durch einen jüdischen Militärarzt dolmetschen läßt, nur die Knute könne in Rußland helfen. Wir wagen bescheiden einzuwerfen, nein, die Schule, die Bildung, die Erziehung, gutes Beamtentum. Er ist nicht dagegen, alles das ist nötig, aber zuerst die Knute. Plötzlich die Frage: Warum kommt ihr Deutschen? Gerufen von der Ukraine, Ordnung zu schaffen, die Bolschewisten zu vertreiben, Ruhe und Sicherheit dem Lande wiederzugeben, seine Getreideüberschüsse im Warenaustausch zu empfangen. Ein ungläubiges Kopfschütteln, Rußlands Unglück ist vollkommen, nun teilen es die Deutschen. Nein, beileibe nicht, sobald unsere Aufgabe erfüllt ist, verlassen wir das Land. Sie wird nie erfüllt sein, lautet die Antwort, es wird nie Ordnung sein, ehe ein Monarch da ist. Eifrig erkundigt man sich nach deutschen Zuständen. Daß es keine Analphabeten gibt, daß die Preise der Lebensmittel um ein Vielfaches billiger sind als im reichen Rußland, all das gibt immer wieder Stoff zu politischen Debatten.

Draußen fliegt das Land vorbei. Die Schneedecke ist schon verschwunden, nur in Löchern und Mulden liegen noch schmutzige graue Reste. Wir fahren durch das fruchtbare Gebiet des Gou-

vernements Kiew. Die Dörfer sehen sauber und wohlhabend aus, die Stationen der Bahn sind reinlich und ordentlich. Auf allen Bahnhöfen stehen die im Kriege für die Soldaten errichteten kleinen Steinhäuschen, in die ein Warmwasserkessel eingebaut ist. Jedermann kann sich heißes Wasser zum Tee holen, so viel er Lust hat. Das wird von allen angenehm empfunden. Die deutschen Soldaten waschen sich dort und die Russen bereiten ihren Tee. Sie führen ja im umfangreichen Handgepäck alles mit sich, um die teure Bahnhofsvorpflegung zu vermeiden.

Gegen vier Uhr nachmittags fahren wir in den Bahnhof von Kiew ein. Ein buntes Durcheinander asiatischen Gepräges empfängt uns. Großrussen und Ukrainer, Kaukasier und Tscherkessen in allen Trachten und Uniformen wimmeln durcheinander, Verwundete werden geführt und getragen, Bettler hungern herum, Männer und Frauen schlafen auf den kalten Steinfliesen und warten auf ihre Züge. Wir retten heil und vollzählig unser Gepäck in die Droschken, und die Pferde ziehen an. Es gibt noch Traber in Rußland! Lautlos gleiten die dicken Gummireifen der sauberen Droschken dahin, nur die Pferdehufe klappern hell und laut auf dem glatten Steinpflaster. Unzählige Autos rasen wild tutend dazwischen. Drei Stunden fahren wir von Hotel zu Hotel. Seit vier Jahren schon ist alles von Flüchtlingen besetzt und belegt, und jetzt kamen noch die vielen Stäbe dazu. Ein kleines Intermezzo unterbricht unsere Wohnungssucherei. Einer hat im Wagen schon einen kleinen Freuden sprung getan, weil er Apfelsinen im Schaufenster sah. Jetzt sofort kaufen! Von hohen Regalen herab lachen uns Hunderte der schönsten Früchte an. Drei Rubel das Stück, fünfzig Kopeken ein Apfel! Sein Gesicht wird lang und länger! Betrachtlich kleinlauter verlassen wir das Lokal. Erst am Abend finden wir ein Unterkommen durch den Machtspruch der Ortskommandantur, die einen ukrainischen Offizier mit zwei deutschen Soldaten schickt, um zu räumen. Die Kutscher verlangen Preise, von denen bei uns zu Hause eine kleine Familie eine Woche lang leben könnte. Sie bekommen die Hälfte und schimpfen mächtig hinter uns her. Das Hotel ist zwar dritter Güte, aber schließlich muß man irgendwo schlafen. Die Zimmer sind alle belegt. Russische Offiziere aller Waffengattungen — über 20 000 sollen sich ja noch in Kiew aufhalten! — und reichlich viel Weiblichkeit leichter Sorte. In manchen Zimmern hausen mehrere Offiziere mit mehreren Damen zusammen. In merkwürdigen Kostümen huschen Tänzerinnen und Sängerinnen über die Korridore. An den Wänden kreucht und fleucht es unheilverkündend. Von der Straße tönt das dumpfe Stimmengewirr der flutenden Menschen-

massen herauf, vermischt mit dem einförmigen Klappern der Pferdehufe und den unheimlichen Heulsirenen der Autos.

2. Kiew.

Kiew, Anfang April.

Der Bahnhof von Kiew liegt vor der Stadt in einem Viertel, das von je unruhig und von allerhand lichtscheuem Gesindel bevölkert war. Noch jetzt hört man da draußen mit Einbruch der Nacht die scharfen Knalle von Gewehr- und Revolver-schüssen. Der Klang ist ja auch im Innenraum dieser noch immer waffenreichen Stadt nichts gerade Seltenes, aber da draußen ist er Regel. Unsere Patrouillen sind hinterlistigen Angriffen feigen Ge-lichters ausgesetzt. Der Dienst ist härter, als so mancher an der Front. Ein ununterbrochener Strom von Autos und hochbeladenen Droschken rollt und rattert Tag und Nacht zum Bahnhof. Alles will oder muß jetzt reisen in der Ukraine. Viele Monate lang war es ja doch unter der Soldaten- und Bolschewistenherrschaft so gut wie unmöglich. Auf dem Bahnhof in Kiew warteten täglich rund 6—8000 Soldaten auf Fahrtgelegenheit. Dabei muß man diese Bretter- und Ziegelsteinbude von Bahnhof kennen, die zu Beginn des Krieges nur rasch als Notbau errichtet wurde, weil eben der alte Bahnhof niedergerissen worden war, um einem Neu-bau Platz zu machen. Nun türmten sich in den engen Räumen und ringsum im Freien die braunen Soldatenmassen. Kam ein Zug, so begann ein wilder Kampf derer, die aussteigen, und solcher, die einsteigen wollten. In wenigen Augenblicken war jeder Wagen so voll, daß selbst auf den Dächern nichts mehr Platz fand. Wie Katzen und Affen kletterten die Leute zu den Fenstern ein und fanden sie drinnen einen Zivilisten, so warfen sie ihn unbarm-herzig zum Fenster hinaus. Nur wer Soldat war, durfte fahren und reiste dann natürlich ohne jeden Fahrchein. Mit dem Worte: „Rußland hat unser Blut getrunken, nun wollen wir frei sein,“ forderten und erreichten die Soldaten alles. Von was die vielen Tausende auf dem Kiewer Bahnhof lebten? Der ehemalige rus-sische Offizier, der das schwere Amt eines Bahnhofskommandanten lange Zeit auszufüllen hatte (nebenbei bemerkt mit dem ausdrück-lichen Befehl, unter keinen Umständen seine 20 Mann Wache von der Waffe Gebrauch machen zu lassen — was natürlich jedermann bekannt war!), zuckte mit den Achseln: Von Raub, von Plünde-rung, oder vom Handel. Jawohl, vom Handel! So komisch das klingen mag: diese Soldateska war lange Zeit Träger des ge-

samten Handelslebens. Reisen konnte ja niemand außer ihnen, und so erkundeten sie mit rascher Findigkeit, was die Großstadt brauchte; dann fuhren sie aufs Land oder nach Moskau oder sonstwohin ins weite Rußland, kamen mit Waren zurück und verkauften sie zu Wucher- und Phantasiepreisen. Es dauert seine Zeit, bis diese in Bewegung und Fluß gekommene Soldatenmasse allmählich sich setzt und zur Ruhe kommt. Immerhin, es wird jetzt langsam Ordnung einziehen. Man kann bei dem Mangel an rollendem Material sogar sagen, im ganzen herrscht schon jetzt staunenswerte Ordnung. Manches Russische läuft mitunter, gewiß. Noch jetzt warten die zahllosen Hunderte gottergeben wie auf ihr Schicksal auf den Zug. Kommt er, so gibt es einen Sturm mit Heulen, Kreischen, Toben, als ob eine Indianerhorde losgelassen wäre. Menschen und Gepäckstücke wirbeln in der Luft, als ob man ein Federbett ausschüttete. Und dann sitzt, steht, liegt und kauert diese zusammengepreßte Menschenmenge stundenlang so, bis der Zug abfährt, und knabbert Sonnenblumenkerne oder trinkt Bier und Limonade. Dicke Handelsweiber machen am Zuge gute Geschäfte. Das „Wie“ der Reise ist eben den Leuten egal, wenn sie nur mitkommen. Und daß es Droschken in Hülle und Fülle, Bahnhofsdienstleute in ihren weiß leuchtenden Schürzen, ganz ordentliche Gepäckbeförderung und verhältnismäßig nur geringe Zugverspätungen gibt, das ist in der Tat alles Mögliche. Ja, zwischen Kiew und Odessa verkehrt sogar des Nachts in zwölf Stunden ein Luruszug erster und zweiter Klasse. Die Fahrt kostet zwar an 90 Rubel — für Rußland ein unerhörter Preis —, aber was bedeutet jetzt Geld?

Noch ein bezeichnendes Geschichtchen vom Kiewer Bahnhof sei hier erzählt. Brauchte da dieser Tage der deutsche Bahnhofskommandant einen Sonderwagen für eine Offiziersmission. Man brachte ihm einen an, der war aber recht schmutzig. Er wußte noch einen andern, meinte pffiffig der ukrainische Beamte. Also los, her damit! Als ihn endlich die Lokomotive von irgend einem toten Geleise her anschleppte, da entstieg dem tadellosen Wagen erster Klasse schimpfend und fauchend ein Soldat mit weiblicher Begleitung. Seit drei Jahren wohne er nun unbelästigt in diesem Wagen, erst als Bursche seines Offiziers, später, als dieser wegging, als alleiniger Besitzer. Der Mann fand es unerhört, daß man sein ererbtes Recht so mißachtete und daß er mitsamt dem reichlich angesammelten Möbel sofort die schöne billige Wohnung ohne Kündigungstermin räumen mußte! Wo so schnell eine neue finden?

Ja, wo und wie eine Wohnung finden? Eine der schwierigsten Fragen in dem von ungezählten Tausenden von Flüchtlingen angefüllten Kiew. Nach russischer Vorschrift kann der Hausbesitzer zwar seine Mieter bis zu 25 Prozent steigern, er kann ihnen aber, falls sie bezahlen, nicht kündigen. Und wer wollte diese 25 Prozent nicht gerne bezahlen, wo bei einer geradezu wahnsinnigen Inflation des Geldes der Geldwert in einer Weise gesunken ist, die sich schon fast in Prozenten nicht mehr ausdrücken läßt! Was gibt es aber auch nicht für Geldsorten hierzulande! Alte russische, Duma- oder Nikolaische genannte Noten, Kerenskigeld in kleinen nummernlosen Scheinen zu 20 und 40 Rubel, 100-Rubel-Noten der ukrainischen Rada, überhaupt keine kleine Scheidemünze, sondern ursprünglich zur Lohnzahlung im russischen Heere benutzte, dann der Bequemlichkeit halber in Massen auf etwas dickeres Papier gedruckte Briefmarken zu 10, 15 und 20 Kopeken mit dem Zarenbild und einem Textausdruck auf der Rückseite. Da die Bolschewikis bei ihrem Abzug die 1-, 3-, 5- und 10-Duma-Rubel-Noten größtenteils mitgenommen haben — man spricht von einer Summe von 40 Millionen Rubeln derart gestohlenen Geldes —, ist es fast unmöglich, die großen Scheine zu wechseln. Und da die Banken ihren Kunden auf ihr Guthaben nur 100 Rubel pro Woche auszahlen — also eine Summe, mit der größere Familien sparsam vielleicht zwei Tage leben können —, so verschafft man sich eben Geld, indem man Schecks auf sein Konto schreibt und sie zu 8, 10 und 12 Prozent bei der Bank oder sonstwie diskontiert. Dazu sind die Zinskupons der Eisenbahn- und Staatsobligationen von 1916 und 1917 als Geldnoten im Umlauf, Zettelchen, die auf alle möglichen Summen lauten. Wenn man als Fremder nicht sehr aufpaßt, bekommt man allzuleicht auch solche von 1918, die wertlos sind, weil sie ja die großrussische Regierung nicht einlöst und die einem dann kein Mensch wieder abnimmt. Kurz, es herrscht eine geradezu babylonische Verwirrung im Geldwesen. Und nun harret alles auf das neue ukrainische Geld, das für die Rada in Leipzig gedruckt werden soll, und befürchtet, daß dann die alten Sorten erst recht wertlos werden. So steigen die Warenpreise immer mehr. Und nur der Deutsche genießt nach unerforschlichem Ratschluß die Freude, diese Senkung des Rubelkurses teuer zu bezahlen. Bis vor wenigen Tagen galt der Rubel 1.50 Mk., und erst jetzt ist er auf 1.33 Mk. angesetzt, auch jetzt noch viel zu hoch im Verhältnis zum Preis der Waren. Das wenigst Angenehme ist aber, daß dieser Kurs nicht etwa überall öffentlich bekannt und angeschlagen ist, sondern daß ihn keine Zeitung und keine Regierung veröffentlicht, so daß man jedesmal beim Einwechseln kleine

Kämpfe zu bestehen hat. Demgegenüber gibt es nur ein Nettes, das ist die bolschewistische Lösung der Trinkgelderfrage. Trinkgelder kennt man nämlich nicht mehr. Entweder es werden ganz regelmäßig an der Kasse der Hotels und Restaurants beim Bezahlen 10 Prozent Aufschlag zur Rechnung erhoben, oder man merkt selbst das nicht und die Kellner oder Hotelbediensteten bekommen vom Wirt oder Besitzer einfach und glatt 10 oder 15 Prozent der Einnahmen ausbezahlt. Natürlich drückt sich dann das im Preis der Zimmer und der Speisen aus, aber man ist in Kiew schon so resigniert im Bezug auf Preise, daß man diese indirekte Steuer gelassen hin- nimmt.

Kiew trägt noch deutliche Spuren überstandener Schreckenstage. Als schon der Friede der Ukraine mit den Mittelmächten geschlossen war, kam die Charkower Sowjetregierung mit ihren bolschewistischen Truppen, oder sagen wir richtiger Horden, an und zog gegen die Hauptstadt. Eines schönen Tages besetzten die Kiewer Bolschewisten — und man darf sich ja nicht darüber täuschen, daß sie in der Halbmillionenstadt bei einer schwachen, autoritätsarmen und von zweifelhaften Truppen gestützten Regierung immer die Mehrheit haben — das Arsenal, drei gegen sie entsandte, man kann nur sagen sogenannte, ukrainische Regimenter schlossen sich ihnen an, es bildete sich zwar aus Schülern und Studenten eine Art Truppe „freiwilliger Kosaken“, aber als die Bolschewisten aus dem Tschernigowschen Kreise aus weiter Entfernung über den Dnjepr weg die Stadt bombardierten, war die Gegenwirkung zu schwach, die Rada floh nach Schitomir, die Bolschewisten zogen ein. Das war im Januar. Anfang März kamen die deutschen Truppen. Die zahllosen Treffer an den Häusern, namentlich im vornehmen Wohnviertel, in Lipki, sind zum Teil ausgebessert, einzelne mächtige Gebäude sind allerdings vollkommen ausgebrannt, und nur wenige Häuser der Stadt haben schon alle zerbrochenen und geborstenen Fensterscheiben ersetzen können. Die meisten Schaufenster der vornehmen Läden in der Prachts- und Paradestraße, dem über 30 Meter breiten Kreschtschätik, haben ihre Wunden von Revolver- und Gewehrscüssen nur notdürftig geflickt. Aber diese 10 Tage der Beschießung, da man in den Kellern hauste, vergessen sich leichter als die folgenden Tage der Bolschewistenherrschaft, da man nur am Tage wenige Stunden schlief und in den Nächten in banger Angst wartete. Die Bolschewisten hatten die Zuchthäuser und Gefängnisse geöffnet, deren In-sassen nun zu ihren Kerntruppen wurden. Ein schonungsloses Morden begann. An 6000 Menschen sind binnen Monatsfrist in

Kiew erschossen worden, rund 2500 ehemals russische Offiziere darunter. Die meisten wurden in dem hoch über dem Dnjepr gelegenen Michaelskloster, viele im Park des zerstörten kaiserlichen Schlosses, Hunderte in Wohnungen und auf der Straße schonungslos und ohne Verhör niedergeknallt. Man fand später die Listen zu diesem systematischen Massenmord. Tagelang lagen die Leichen und Blutlachen in den Straßen, nackte, völlig ausgeraubte Leichname. Es genügte ja, ein Paar gute Stiefel, einen sauberen Anzug zu haben, irgend einem lusternen Mörder aufzufallen, um erschossen zu werden. So kaufte sich, wer konnte und ausgehen mußte, möglichst alte und schmutzige Soldatenröcke, Stiefel und Mützen. Ja, selbst der ehrwürdige 70jährige Metropolit von Kiew wurde nicht geschont. Mörder, man sagt sogar ehemalige Mönche, drangen in seine Wohnung in der berühmten Lawra, führten ihn auf die Straße heraus, er breitete noch die Arme aus und bat seinen Gott um Vergebung auch der Sünden seiner Peiniger, dann streckten ihn die Kugeln nieder. Ein einfaches Holzkreuz in der Nähe der Lawra bezeichnet die Stelle!

Langsam beginnt der Schrecken aus den Herzen zu weichen. Deutsche Kompagnien und Maschinengewehrabteilungen ziehen durch die Stadt, deren Vertrauen mehr auf den grauen Stahlhelmen als auf den blauen Röcken der neuen ukrainischen Truppen ruht. Die junge Ukraine erfreut sich hier unter der Bourgeoisie recht geringer Sympathien. Nimmt man die Zählung des Kiewer statistischen Amtes von 1917 als Grundlage, so erklärt sich das rasch. Es gab darnach unter 460 000 Einwohnern 231 000 Großrussen, 87 000 Juden, 56 000 Ukrainer, 43 000 Polen, 21 000 Kleinrussen und 22 000 Angehörige anderer Nationalitäten. 54 vH der Bevölkerung sprachen großrussisch, 17 jiddisch, 11 ukrainisch, 9 polnisch. Und noch mehr als es die Statistik ausweist, ist das Straßen- und Gesellschaftsleben der Stadt polnisch, von jenem leichten, eleganten, vornehmen Einschlag, den das Polentum mitbringt. Hier hatten die großen, reichen polnischen Granden und Gutsbesitzer aus Wolhynien, Podolien und dem Gouvernement Kiew ihren gesellschaftlichen Mittelpunkt, hier machten sie ihre Einkäufe. Man spricht hier polnisch oder russisch und die ukrainisch-kleinrussische Bauernsprache kommt gegenüber diesen Literatursprachen nicht auf. Bildungszentren für die heranwachsende Jugend waren Moskau und Petersburg, oder höchstens noch die im Jahre 1834 von Wilna hierher verpflanzte Universität. Blutrot leuchtet dieser maßlos mächtige Kasten mit den acht weißen

Säulen, die einen kleinen Vorbau tragen. Der Volkswitz hat die rote Farbe so erklärt: Ein Zar sei hier vorbeigekommen und habe einen Studenten etwas gefragt. Als der es nicht wußte, habe der Zar entrüstet gerufen, eine Universität, die derartige Unbildung großziehe, solle sich schämen und rot werden! Jedenfalls sieht sie echt russisch, dunkel drohend, unwirtlich und kasernenmäßig aus. Das Stadtbild Kiews dagegen ist, namentlich in diesen warmsonnigen Frühlingstagen, eher hell und freundlich zu nennen. Kiew liegt etwa 100 Meter hoch über dem Dnjeprflusse. Eine Reihe von Schluchten und Senkungen durchzieht das Gelände, auf dem die Stadt steht. So erscheint ihr Bild bei der Anfahrt vom Bahnhof her in terrassenförmigem Aufbau. Die Hauptstraße, der Kreschtschätik, liegt in einer solchen Senkung, zu beiden Seiten steigen die Querstraßen ziemlich steil an, und vom Dnjepr trennt ihn ein nur von einer schmalen, tiefen Schlucht, der Alexanderstraße, durchschnittener Höhenzug, von dem aus man über den breiten Strom weg einen wundervollen Blick auf die Truganowinsel und weit ins Gouvernement Tscheringow hinein hat. Da steht der Aussichtspavillon im Garten des Kaufmannsklubs, wo sich an warmen Sommertagen das elegante Kiew zum Konzert und zum Sommertheater trifft, und jenseits der Alexanderstraße auf mächtigem Marmorsockel das Bronzedenkmal des heiligen Wladimir. Das Kreuz, das der Heilige trägt, erstrahlt am Abend, von elektrischen Birnen erhellt, weit über die Dnjeprebene weg. Unbehindert schweift der Blick hinüber zum steilen Andrejewskafelsen, den die Andreaskirche krönt. Ihre weißen Kuppeln leuchten weithin von dieser höchsten Stelle Alt-Kiews ins Land. Kein geringerer als Rastrelli, der Schöpfer des Mitauer Schlosses und des Petersburger Winterpalastes, hat sie dort erbaut, wo der Apostel Andreas den Russen zuerst das heilige Wort verkündet haben soll. Zwar soll der Felsen brüchig sein, und man befürchtet, daß einmal die ganze Kirche abrutschen könnte, aber vorderhand steht sie wirklich bezaubernd und imponierend schön, fast schon in himmlische Sphären reichend, da oben. Drunten liegt Podol, das fast ebene und zur Frühjahrszeit des öftern vom Dnjepr überflutete Arbeiter- und Judenviertel, in seiner Mitte das alte Kontraktenhaus, in dem früher die gewaltigen Riesenabschlüsse der großen Zuckermesse getätigt wurden. Podol ist sonst unbedeutend, es ist nur schön, wenn man von den Höhen oben auf dieses Meer der grün gestrichenen Blechdächer herabsieht, wenn die Sonne sie überstrahlt und in tausend Blitzen um die goldenen Kuppeln der Kiewer Kirchen gleißt und funkelt.

Die Kirchen Kiews! Man nennt die Dnjeprstadt wohl auch „die Mutter aller Städte Rußlands“ oder das „Jerusalem Rußlands“. Man brauchte allein Wochen, um alle die Kirchen und Kapellen zu besuchen, namentlich wenn man immer wieder bei Messen und Gottesdiensten dem Glanz und der grabestiefen Fülle der Bässe, dem weichen Schmelz der Tenöre und dem guten Zusammenklang der Knabenstimmen lauscht. Am berühmtesten ist wohl die Lawra, das erste Kloster Rußlands, weit draußen auf den Dnjeprhöhen, über denen, 92 Meter hoch, der Glockenturm des Klosters in seiner weißen Pracht ansteigt und als ein Wahrzeichen ins Land leuchtet. Still und friedlich liegt innerhalb der alten Klostermauern der baumbeschattete große Hof, den rings die einfachen Zellen der Mönche umschließen. Jetzt ist da alles wie ausgestorben, und die Geschäfte des Klosters gehen schlecht. In Friedenszeiten hallte der Hof wider vom Lärm und Trubel der Pilger, deren jährlich an 150 000, namentlich zur Festeszeit im Juli und August, kamen und die dem Kloster Einkünfte von annähernd einer Million Rubel sicherten. Da drängten sich in der Mariä-Himmelfahrtskirche vor dem goldstrotzenden Ikonostas, dem Geschenk Peters des Großen, die mit allerhand Beschwerden und Gebrechen behafteten Pilger und Bettler, die den silbernen Sarg mit dem Schädel des heiligen Großfürsten Wladimir und den Sarkophag mit den Reliquien des heiligen Theodosius küßten. Da wanderten sie am Refektorium (und auch am Grabe Stolypins, das davor, einfach und schmucklos, liegt) vorbei, die Holztreppe zur Kirche der Kreuzerhöhung hinab zu den berühmten Höhlen. Jetzt sind es nur wenige deutsche Soldaten, die den Weg machen und, von den langbärtigen und langgelockten Mönchen geführt, mit ihren Wachskerzen da hinuntersteigen. Der Russe Hilarion lebte als erster in einer Höhle, die er sich selbst grub, auf den Waldhöhen am Dnjepr. Ihm folgten im 11. Jahrhundert Antonius und Theodosius, die eine Reihe Gleichgesinnter herbeizogen. So entstanden die Höhlen und schmalen Gänge, die man erst später durch Mauerwerk stützte. Hier lebten und beteten in einer unterirdischen Stadt die Frommen, manche Asketen in ewig vermauerten engen Zellen, in die man durch einen winzigen Spalt ihnen Essen zuschob. Schmale Nischen in den Gängen geben für Särge Raum. 73 heilige sind hier unten begraben und liegen nun, in rote und blaue Damastdecken gehüllt, in den offenen Särgen, so daß man nur die graubraun mumienhaft vertrockneten Hände sieht. Stundenlang kann man durch diese Höhlen wandern, und aus Seitenkapellen der Tiefe geisterhaft gespenstischen Gesang von Messen hören — aber ich gestehe gerne: schöner als das alles und selbst als die ziemlich schablonen-

haften Bilder Wereschtschagins in der Kathedrale, luftiger und heiliger schien mir der Blick von der Druckerei des Klosters (die, nebenbei bemerkt, schon im Anfang des 17. Jahrhunderts begründet wurde) hinab ins Dnjeprtal auf Slobodka und auf den grünen Strom, den die Boote der Fischer überquerten.

Noch viele Klöster und Kirchen Kiews habe ich gesehen, so das Michaelskloster mit seinen mächtigen Hotelgebäuden zur Beherbergung der Pilgergäste, die Sophienkirche mit ihren 15 goldenen Kuppeln, den wundervollen Mosaikbildern an Wänden und Decken und dem Grabmal des Kirchengründers, des Großfürsten Jaroslaw. Von allen die schönste schien mir die neue Wladimirkathedrale, die erst im Jahre 1896 vollendet ward und äußerlich wenig anspricht, im Innern aber prachtvoll lebendige Wandgemälde Wasnezows aufweist, wie ich sie weltlicher und doch von tieferer Heiligkeit und Religiosität, moderner und doch von antiker Kraft und Größe nie sah. Die Kirche mit der domartigen Einteilung in drei große Schiffe in rein romanisch-byzantinischem Stil hat kaum ein Fleckchen, das nicht mit den seltsamsten Arabesken geschmückt wäre, aber als Ganzes wirkt sie mit den vielen großen, runden, messingnen Kronleuchtern, in dem braunrotgoldenen Gesamtton, aus dem die Wandgemälde verschiedenster Maler in fast einheitlicher Auffassung und Schönheit so seltsam still und demütig und doch in kraftvollen Tönen festlich herausleuchten, wahrhaft ergreifend und erbauend. So schön, daß man fast diese entseklische Sitte des Abküssens von Bildern und Reliquien in ihr vergessen und übersehen kann. —

Ein paar Bemerkungen noch, die nicht ohne Interesse sein mögen. Es gibt große Mengen von Getreidevorräten im Lande, aber die Hauptstadt ist ein Brot, in das gemahlene Hirse und Erbse gebacken wird. Zwar fielen die Mehlpreise, seit die Deutschen da sind, stellenweise um 20, 30 Rubel, auf die immerhin noch außerordentliche Höhe von 40—50 Rubel pro Pud, aber das waren nur Angstangebote von Müllern und Spekulanten, die eine Beschlagnahme ihrer versteckten Waren fürchteten. Und trotz der hohen Brotpreise, trotz aller Teuerung gibt es verhältnismäßig noch wenig Armut und wenig Elend, weil jedermann Geld hat. Es sieht ihm ja niemand an, woher es stammt, ob aus dem Erlös des Verkaufs gestohlener Wertstücke oder vom Pump auf ungewisse Bankguthaben. Man lebt in den Tag und für den Tag mit einer auffallenden Gelassenheit, Ergebenheit und Ruhe, sei man Großgrundbesitzer und Industrieller, die beide noch nicht wissen, ob sie nun reiche Leute wie ehemals, oder arme Bettler

sind, sei man russischer Offizier, der untätig abwartend herum sitzt. Auf den Straßen saust und braust es. Da flitzen naß und dampfend die edlen Traber im Renntempo durch, da rattern zahllose Autos mit den blaugelben Fähnchen zwischen den noch arg zerstreuten Sitzen der ukrainischen Regierungsbehörden hin und her. Eine berittene Miliz, um deren Leitung und Kommando zwischen der Stadtduma und den Ministern immer noch gestritten wird, sorgt ganz schneidig für Straßenordnung und das Publikum hat eine ganz bemerkenswerte Disziplin. Es können 50 oder 100 Menschen auf eine Elektrische warten, stets stehen sie ruhig und gesittet einer hinter dem andern, jeder reiht sich ein, keiner drängt sich vor, die ganze Kette wartet schön, bis der Wagen kommt. Es gibt kein Gedränge beim Aussteigen, kein Hasten beim Einsteigen, alles geht so wortlos und still seinen Gang, als ob ein erfolgreicher Berliner Polizeipräsident die Leute erzogen hätte. Samose Bürger-eigenschaften, solche Ruhe und Kunst des Wartens — man wird sie im jungen ukrainischen Staatswesen noch gebrauchen können!

3. Fahrt über Land.

Kiew, 10. April.

Der Zug hält auf der Station Rokitno und wir zwingen uns durch die überfüllten Gänge des Wagens ins Freie. Frischer Morgenwind weht, und die liebe Sonne, die sich ja nicht an die Festsetzung der deutschen Zeit hält, ist schon so hoch gestiegen, daß ihre Strahlen den Kampf mit den Nachtnebeln aufnehmen können. Wir fahren in Kaleschen los, die ehemals herrschaftlich waren, aber nun von den „Nachbesitzern“ arg heruntergewirtschaftet worden sind. Die Peitschen knallen ins stille Land. Der noch jüngst gefallene Schnee ist kaum weggetaut und hat alles mit frischem Naß durchtränkt, so daß die Schollen der im Herbst gepflügten Äcker ganz braun aussehen, als seien sie eben erst aufgeworfen. Wir fahren auf guter Straße durch die Besitzungen des Grafen Braniscki, die mit 55 000 Hektar zu den größten polnischen Gütern der Ukraine gehören. Der Graf ist tot, aber seine vier Töchter tragen nicht minder klingende Namen des Polenadels: Tarnowski, Potocki, Lubomirski und Tschischkiewitsch. Ihnen gehört nun das Land, von je einem Viertel haben sie die Nutznießung, eine Zentralverwaltung sorgt für den alten Zusammenhalt und für einheitlich systematische Wirtschaft. 45 Vorwerke und Meierhöfe zählen zu dem Gut, 4 Zuckerfabriken, nahezu 50 Wassermühlen und eine große Dampfsäge, sowie eine Brennerei, die jährlich eineinhalb Millionen Liter Spiritus lieferte. Dieser ge-

waltige Gutsbezirk, auf dem es 7000 Stück Vieh, 4000 Pferde und 5000 Zugochsen gab, erzeugte etwa 50 000 Tonnen Weizen, Roggen, Hafer, Erbsen, Hirse, Bohnen und Kleesamen, dazu auf 150 Hektar Anbaufläche kostbaren Rübsamen und in den Fabriken an die 11 000 Tonnen Zucker. Wir sollen und wollen sehen, was aus dem Besitztum in den letzten Monaten geworden ist, wie auf die Bauern das Schlagwort der ukrainischen Regierungsuniversale von der „Enteignung des Großgrundbesitzes“ gewirkt hat.

In der Zuckerfabrik Sieniawa frühstücken wir, und zwar in dem sauberen, netten Hospital, das der Graf nicht nur für Gutsangestellte, sondern für alle Bauern seines Kreises zu unentgeltlicher Behandlung und Pflege erbaut hat. Es ist das einzige Gebäude, das da noch heil erhalten ist. Die Blumen stehen noch in Gängen und Stuben, in denen jetzt vertriebene Gutsbeamte wohnen. Eine Württembergerin, die vor 44 Jahren sich hierher verheiratete, aber noch brav schwäbelt, trägt uns auf. Das sieht nun nicht gerade nach Elend aus, dieses duftende Weißbrot, die weiße Butter, die Schüsseln mit Braten, der Käse. Aber draußen warten andere Bilder. Die Zuckerfabrik selbst steht noch, nur im Laboratorium ist alles kurz und klein geschlagen. Der Instinkt sagte wohl den Bauern, daß sie die Fabrik schonen müßten, um ihr im Herbst Rüben zu verkaufen und um sich so nicht den eigenen Brunnen zuzuschütten. Aber alle Wirtschaftsgebäude und Beamtenhäuser ringsum sind niedergebrannt, kahle Mauern ragen, als ob der Krieg übers Land gebräut wäre. 5700 Tonnen Zucker hat das rasche Zupacken der Deutschen in den Lagern der Fabrik noch gerettet, aber 500 haben die Bauern in Flüsse und Brunnen geworfen.

Wir fahren weiter. Unser Weg führt durch das gewellte Hüggelland, durch den fruchtbaren Strich des Tschernosoms, wie es ukrainisch heißt, der schwarzen Erde. Sie ist, so lese ich in dem Rudnik'schen Werke, wohl dem einzigen, das in deutscher Sprache über die Geographie der Ukraine ausreichend unterrichtet, stellenweise zwei Meter mächtig und ist ein „Umwandlungsprodukt des Lösses mit starker Beimischung pflanzlicher Verwesungsprodukte“. Sie durchzieht die Ukraine in breitem Streifen und nimmt fast drei Viertel ihres Bodens ein. Dunkel liegen die Schollen und harren der Egge und der Saat. Man sieht wohl ein paar Bauern aufs Land fahren, aber es sind nur wenige, die schon draußen arbeiten, jedoch erstaunlich viel, die in den Dörfern herumlungern. Da arbeiten sie an den eigenen Häusern, an Brunnen und Werkzeugen, an Strohdächern und Holzzäunen. Das sieht

alles ganz sauber und ordentlich aus. Die Ställe scheinen gefüllt zu sein, viel Federvieh stiebt herum, die Schweinehaltung ist wohl reichlich. Am meisten aber fällt immer wieder der Reichtum an Männern auf, und zwar an jungen, kräftigen. Die meisten Dörfler tragen noch ihre alten Uniformen mit den Georgskreuzen und anderen Auszeichnungen, so wie sie allmählich nach der Demobilisation in die Heimat zurückkamen. In den Zimmern stehen in Ecken noch die Gewehre, man sagt, sogar noch Maschinengewehre, und es fehlt nicht an Munition. In einem Dorfe sprechen wir mit den Leuten. Sie sind scheu, zurückhaltend, mißtrauisch und auch in dem, was sie sagen wollen, verworren und unklar. Ob sie uns als Freunde oder Feinde betrachteten? Sie wüßten es nicht, man habe es ihnen noch nicht gesagt, in der Zeitung habe nichts darüber gestanden. Warum sie bei dem schönen Wetter nicht arbeiteten? Es sei noch zu naß auf den Feldern, morgen sei ein hoher Feiertag, aber am Montag werde die Arbeit allgemein aufgenommen. Ihre eigenen Ländereien wollten sie bestellen, sie wollten auch die Bestellung des ehemaligen Gutslandes versuchen, darüber werde aber erst noch Beschluß gefaßt. Ob sie denn einen Zaren wieder wollten, ob ein Großrußland oder eine Ukraine? Sie zucken verlegen die Achseln. Der Eindruck ist: sie wissen es selbst nicht. Die Sprache der Rada in Kiew ist von der ihren verschieden, sie können sie nicht lesen, und wer sollte in diesem weiträumigen Lande so schnell die mündliche Aufklärung besorgen? So leben die Bauern in den Tag und trinken ihren selbstgebrauten Schnaps. Sie haben Korn, vom gestohlenen Vieh übermäßig viel Fleisch, Milch und Butter, Hühner und Eier, Geld sogar pfundweise, und Türen und Fenster, Möbel und Bilder aus Vorwerken und Gütern. Diese Bauern können warten!

Wir fahren weiter, stundenlang durch das Land, in dem die weithin mit Winterfaat bestellten Flächen schon grünlich zu schimmern beginnen. Stawischtsche erscheint, ein kleines jüdisches Landstädtchen, malerisch an einen Fluß und an eine Lößwand angelehnt. Es ist Samstag, und junge Mädchen spazieren in großem Staate, der die Modenähe Kiews erkennen läßt. Lackstiefelchen und Florstrümpfe, weiße Blusen und hellblau durchsichtige Schals in erstaunlicher Fülle wirken beim Schmutz der Straßen und der Häuser, und nach all dem Bäuerlichen, was man sah, nun doppelt befremdend. Wir sind die ersten Deutschen im Städtchen. Hier stand in einem Parke das Schloß des Grafen Branitzki, 40 ukrainische Soldaten saßen zu seinem Schutze bereit, als eines schönen Januarmorgens eine Rotte von Weibern und halbwüchfigen Bengels unter Schreien und Jöhlen in den Park drang. Da schossen

die Soldaten ihre Gewehre in die Luft und machten dann einfach mit. Schonungslos wurde geplündert. Marmorstatuen und Kunstwerke wurden zerschlagen, zerschnitten, in den See geworfen, Porzellan wurde zertrümmert, im Wintergarten wurden die Palmbäume abgesägt, die Saaten in den Mistbeeten zertreten, die Fensterscheiben eingeworfen. Dann ward das Chaos angezündet, und die „Enteignung“ eines Großgrundbesitzes war vollendet. Ein junger Pole führt mich durch die Trümmer. Er ist Österreicher und Kriegsgefangener, er kam nach Sibirienirrfahrten hierher, verheiratete sich und ist nun Lehrer an der für die Kinder der polnischen Gutsbeamten eingerichteten Schule. Ein ehemals russischer Stabskapitän schließt sich an, der eine Beamtentochter geheiratet hat und auf die Möglichkeit wartet, in die polnische Armee einzutreten, und ein junger kriegsgefangener ungarischer Opernsänger kommt dazu, der hier die Tochter des Stadtarztes ehelichte und nun — der Arzt selbst befindet sich in deutscher Kriegsgefangenschaft — mit Konzertreisen in die kleinen ukrainischen Städte seinen und der Familie Unterhalt fristet. Alles wartet auf Frieden, auf bessere Zeiten. Es ist ein merkwürdiges Durcheinander, ein Völkergemisch, das langsam eine Schicht der Intelligenz und der „Burschuis“ (Bourgeois) aussondert, die in stiller, oft aber auch bis zu lautem Haß gesteigerter Feindschaft zu den im sozialistischen Taumel dahinlebenden Bauern steht. Daß dabei die Revolver locker sitzen und wirtschaftliche Werte in erschreckendem Maße vernichtet werden, wen sollte das wundern? Den ukrainischen Stadtkommandanten trafen wir schon unterwegs auf einer Art schneidigen Rückzuges mit auf Wagen gepflanztem, schußbereitem, Rücken deckendem Maschinengewehr, weil ihm in der Nacht betrunkene Bauern zwei Soldaten erschossen hatten. In Sieniawa waren es Säcke mit Zucker, hier waren es 350 Tonnen Mehl, die die Bauern aus dem Lager in der Mühle ins Wasser warfen.

Bis in den späten Abend hinein fahren wir durchs Land. An trüben Öllämpchen sitzen die Bauern in ihren Hütten. Sie bewachen, so erzählt man uns, ihre unter dem Stubenfußboden vergrabenen Geldschätze. Mit dem Geldbesitz haben auch kaltes Mißtrauen und Diebstahl zugenommen. Ich denke an die alte Kennzeichnung, die man uns einst im volkswirtschaftlichen Kolleg vortrug, und die den Unterschied zwischen dem Besitzer sicherer aber gering verzinsten Staatspapiere und dem hohe Zinsen erstrebenden Spekulanten dartun sollte: der eine schläft besser, der andere ißt besser. Diese Bauern essen jetzt auch besser, viel besser als früher — und die Erweckung neuer, bisher ungekannter Bedürfnisse

ist vielleicht der wichtigste wirtschaftliche Dauererfolg der vergangenen Periode —, aber mit dem alten, stillen, ehrlichen Schlaf ist es aus! Hie und da schreckt ein scharfer Schuß durch die Stille, die Hunde heulen und kläffen in den Gehöften. Spät nachts ziehen uns die müden Gäule nach einer Tour von über 90 km in den hell erleuchteten Hof der Zuckerfabrik Jezzierna.

Am frühen Morgen geht es mit frischen Pferden weiter. Es gibt da sogar eine Steinhautsee. Aber einmal ist sie auf große Strecken unterbrochen, anscheinend, weil ein Unternehmer hie und da ein Stück unterschlug, und dann fährt kein Mensch auf ihr, weil das schlechte Kopfpflaster Wagen und Tiere zu sehr angriffe. So fährt alles rechts und links der Straße über Feld und Acker, und es entsteht ein Weg von oft 50 Metern Breite. Das wäre eine Landreform in der Ukraine, der Wegebau, die Verkehrserschließung! Zwar pflügen Besitzer und Bauern bei der Frühjahr- und Herbstbestellung ihre zusammengefahrenen Felder wieder bis an die Straße heran durch, aber trotzdem sehen wir eine Menge Spuren über die aufkeimende Wintersaat weg. Unterwegs halten wir noch einmal, um ein paar Bauernhäuser in den freundlich weit und rund mit zahlreichen Querstraßen angelegten, großen Dörfern zu besichtigen. Schreiend rennen die Frauen ins Haus, wie sich später herausstellt, um ihren heimlich gebrannten Schnaps vor uns in Sicherheit zu bringen. Langsam glätten sich die Wogen, als wir wirklich nur sehen, nichts nehmen wollen. Wir blicken in ganz saubere Stuben. Der Ofen und die Wände sind weiß gekalkt, ein Fries von Heiligenbildern zieht sich ringsum und darunter hängen, in billigen Rähmchen, Photographien. Von der Decke baumelt an vier Schnüren die mit Stroh ausgestopfte Holzwiege, gerade so hoch, daß die Mutter dem darin liegenden Kindchen die Brust reichen kann. Die Geschwisterchen sitzen mit rahmverschmierten Mäulchen auf dem Ofenvorsprung und mitten in der Szene lagert um sich schleckend ein kleines Kälbchen, Kamerad und Gespiele der Kinder.

Dann geht es weiter nach der Kreisstadt Biala Czerkow, an den leicht überhöhenden Ufern des Rosßflusses. Hier steht das Gutshaus des Fürsten Radziwill, durch dessen Güter wir jetzt fahren. Vier Zuckerfabriken, zwei Brennereien, eine Bierbrauerei und 39 Mühlen gehören zu dem Gut, von dem an 70 000 Hektar landwirtschaftlich bebaut sind und 40 000 unter Waldkultur stehen. Es handelt sich für ukrainische Verhältnisse um ein Mustergut. Wenig besteht mehr davon, der Bauernkrieg des Jahres 1918 hat böse ausgeräumt. Das berühmte Gestüt Schamrajowka mit seinen 400 englischen und arabischen Vollblütlern ist verschwun-

den, die Samenzüchtereien von Wielka Polowicka, die jährlich 10 000 Zentner Samen nach ganz Europa versandten, sind vernichtet. 80 Vorwerke zählte der Besitz, von denen nur 8 oder 9 noch leidlich erhalten blieben. Wir fahren zu einer Reihe von „Kampforten“ hinaus. Man sieht nur noch Trümmer; sogar die schönen alten Bäume in Gärten und an den Straßen sind reihenweise und kilometerweit gefällt und liegen nun als Bau- und Brennholz irgendwo auf den Bauerngehöften. Man muß sich nur vergegenwärtigen, welche Wirtschaftsverluste die junge Ukraine durch solche „Reformarbeit“ erlitt. 45 000 Hektar befanden sich jährlich unter dem Pflug und gaben an Korn und Ölfrucht 70 000 Tonnen Ertrag. Dazu wurden drei Millionen Zentner Zuckerrüben geerntet, 35 000 Zentner Rübensaatgut, 400 000 Zentner Kartoffeln. Nun ist zwar noch im Herbst auf weiten Flächen die Wintersaat vom Gute bestellt worden, wie es aber mit der Frühjahrbestellung werden soll, weiß kein Mensch. Wir haben am Nachmittag zufällig Gelegenheit, etwas davon zu hören. An einer Treppe eines hochgelegenen Hauses steht eine Menge von Männern. Das „Meeting“ eines Dorfes will über die Landverteilung und Felderbestellung beschließen. Ein Mann mit Ziste und Bleistift in der Hand ruft aus und um ihn herum schreit, ruft, gestikuliert alles durcheinander, Bauern, Soldaten, Matrosen. Unser Kommen bewirkt keine Unterbrechung des Lärmes, aber die deutschen Stahlhelme werden mißtrauisch angesehen. Man ist froh, als sie verschwinden und als wir weiter fahren. Auf allen Höfen liegt zersägtes Holz in Mengen. Es stammt aus den reichen, nach deutschen Forstgrundsätzen bewirtschafteten Kiefernwaldungen, in deren einst so sorgsam gehegten Schonungen zu weiden die Bauern schon im Frühjahr 1917 durchsetzten. Das schonungslose Plündern der Holzvorräte und Schlagen der Bäume war dann Folge der Universalen. Nun sind auch alle Forstgebäude vernichtet. In der Brennerei haben die Bauern 37 000 Liter Spiritus auf eigene Rechnung verkauft. Auf über 30 Millionen Rubel schätzt der Besitzer den Verlust seines Gutes; von 20 Vorwerken hören wir Zahlen: 1100 Pferde, 800 Ochsen, 360 Kühe, 400 Fohlen und 400 Stück Jungvieh sind verschwunden. Wer will sie finden? Wer sie zurückbringen? Wohl haben die Bauern hier wie in Stawischtsche, als die Deutschen ins Land kamen und sie ein unangenehmes Gefühl am Halse würgte, Möbel zurückgebracht und sogar eine Bescheinigung über diese ihre Ehrlichkeit und „Rettungsarbeit“ verlangt, aber als sie sahen, daß es gar nicht so schlimm war, daß das deutsche Heer sich nicht um die inneren Verhältnisse des Landes kümmerte, sondern nur gegen den außere-

ren Feind, gegen die Bolschewisten, kämpfte, da gingen Raub und Zerstörung ruhig weiter. Wir sehen noch eine Probe davon im Schlosse Alexandrie des Fürsten. Es stand in einem viele Hektar großen Park mit Seen und Teichen, Flüssen und Wasser-künsten. Eine große Zahl von Einzelhäusern und Pavillons lag inmitten alter Bäume. Im ganzen Krieg sah ich nie eine vanda-lischere Verwüstung. Die alte Gräfin Branizka, die eine Wohl-täterin für ihre Bauern gewesen sein soll, hat mit Mühe das nackte Leben gerettet. Die Räume, in denen einst Alexander I. zu Gast war, in denen noch kurz vor dem Sturze der Romanows die Zarinmutter weilte, die angefüllt waren mit den kostbarsten Schätzen, Erinnerungen, Kostbarkeiten, wie sie vornehmer und reicher polnischer Adel auf Reisen durch die ganze Welt erwarb, sie sind fast ausnahmslos vernichtet. Kein Familienpapier ist ge-rettet. Nur ein kostbares altes Gemälde, es mag heute 300 000 oder auch 500 000 Rubel wert sein, konnte der Fürst wieder be-kommen. Er hörte, es hänge in der Küche bei einem Bauern und erwarb es durch einen Mittelsmann, für 10 Rubel, zurück! Auf 8 Millionen beziffert der Fürst allein den Schaden, den die Zerstörung dieses Besitzes verursachte. Man wandert mit Grauen und Entsetzen durch diese verkohlten Mauern und Marmortrüm-mer, über die abgesägten, vertrockneten Stämme alter Palmen. Das ist nicht das Werk der Bolschewisten, es geschah unter der Herrschaft der ukrainischen Rada, und das 14. ukrainische Regi-ment, das zum Schutze der Stadt hier lag, hat am allerersten mit den Guts- und Schloßangestellten gemeinsame Sache gemacht!

Die Eindrücke einer solchen Fahrt sind niederdrückend. Wir landen am Abend in Fastow, einem kleinen Landstädtchen, von wo aus uns der Zug nach Kiew zurückbringen soll. Die Geburts-wehen der Freiheit sind schmerzlich für dieses Volk. Aber wird das Kind lebensfähig sein, das so viel Gift und Verderbnis im jungen Körper trägt? Es ist eine zweifelhafte Sache um die Frei-heit, die von innerlich unfreien Menschen begründet werden soll. Der Zarismus ging an der Unbildung seines Volkes zugrunde, die er verschuldete und förderte. In Kleinrußland wirkt noch der Fluch dieser Jahrhunderte alten Zwangsherrschaft nach, fortzeu-gend nur Böses gebärend.

4. Die ukrainische Staatsidee und ihre Träger.

Kiew, 11. April.

Eine gute und geschickte, zeitungsvverständige und broschüren-reiche Agitation hat den Deutschen im Laufe des Weltkrieges

den Begriff der selbständigen Ukraine allmählich in die Köpfe gehämmert, und es ist vielfach so, daß man nun aus dem einen Extrem der völligen Unkenntnis über Land, Staat, Volk und Staatswillen ins andere Extrem verfiel und schon an das Bestehen eines fix und fertigen, in allen Teilen lebensfähig ausgebauten Staatswesens glaubte, das nur durch die deutschen Siege von der Panzerhülle des bedrückenden zaristischen Rußland befreit zu werden brauchte, um lebendig, kräftig, gesund dazustehen, so kräftig, daß man mit ihm den ersten Friedensvertrag von Brest-Litowsk schließen konnte. Wie wenig wußten und wissen wir in Wirklichkeit von der Ukraine! Es ist namentlich in einer Broschüre von Donzow („Die ukrainische Staatsidee und der Krieg gegen Rußland“, herausgegeben von der Ukrainischen Zentralorganisation bei Kroll, Berlin) viel Verborgenes über die ukrainische Staatsidee ans Tageslicht gefördert worden, und es darf hier darauf verwiesen werden. Da wird die ukrainische Staatsidee von den Staatenbildungen des Fürstentums Kiew und des Königreiches Galizien an verfolgt, es wird an die selbständige ukrainische Republik und ihre wechselnden Bündnisse mit dem Moskowiterraiche, den Polen, der Türkei und Schweden erinnert, es wird die Einreihung der autonomen ukrainischen Provinz in den russischen Staat behandelt und ihre verschiedenen Versuche werden besprochen, zu Preußen und zum Kanzler Herzberg anzuknüpfen, bis die schrankenlose brutale Gewaltherrschaft der zaristischen Knute allen Selbständigkeitsdrang unterdrückte und die national-ukrainische Bewegung sich nach Oesterreich und nach Galizien flüchten mußte, um dort bis zum Weltkriege ein kümmerliches Dasein zu fristen. Im Jahre 1863 sprach der Minister des Innern unter dem liberalen Alexander II. das Wort: „Eine ukrainische Sprache hat es nie gegeben, gibt es nicht und darf es nicht geben!“ — Im Jahre 1905 erklärte die Petersburger Akademie der Wissenschaften die ukrainische Sprache als keinen Dialekt, sondern als eine eigene slawische Sprache! Im Jahre 1911 sprach Stolypin: „Rußland hat vom 17. Jahrhundert angefangen, gegen die ukrainische Bewegung beständig zu kämpfen und wird dieselbe auch weiterhin bekämpfen.“ Und zu Beginn des Jahres 1914 schrieb das „Nowoje Wremja“: „Die Gründung einer ukrainischen Universität in Lemberg wäre der Casus belli.“ Mehr als große Auseinandersetzungen erweist die Zusammenstellung dieser Sätze das Bestehen der Staatsidee und wie sie Boden gewann. Mitbestimmend für die heutigen politischen Zustände ist die

Tatsache, daß jegliche Agitation für diese Staatsidee sich während der Herrschaft des Zarismus hinüber nach Österreich flüchten mußte, wo sie nach anfänglicher Ablehnung erst allmählich auf Verständnis und Unterstützung von Regierungsseite Anspruch gewann. Auf dem politisch bewegten Boden Galiziens arbeitete gleichzeitig die ukrainische Agitation nach Groß-Rußland hinüber und die, auch auf Ruthenen, unter geschickter Anlehnung an die kirchlichen Verhältnisse, sich stützende russisch-staatliche Agitation gegen den Bestand der Habsburger Monarchie. Die ukrainische Agitation wandte sich an das Volk in Klein-Rußland, dessen adelige Führer zum Teil in der Schlacht von Poltawa gefallen und dessen Adelsgeschlechter damals teils vernichtet, teils später mit Geschick und Gewalt bis zur Entnationalisierung russifiziert worden waren. Das führerlose Bauernvolk nahm nur schwer das wieder auftauchende Staatsbewußtsein auf. Erst die Revolution der Jahre 1905/06, der Bauernunruhen in der Ukraine schon jahrelang vorhergingen, gab der Bewegung schnelleres Tempo, aber alles, was an Presse und Büchern über die Grenze geschmuggelt werden konnte, war doch nur bescheiden und war nur ein kleiner Anfang. Die vier Millionen Ruthenen-Ukrainer in Galizien kamen durch die Verbesserung des österreichischen Wahlrechtes im Jahre 1906 zu vermehrter Geltung, und es war offenes Geheimnis russisch-imperialistischer Kreise: man wollte Galizien erobern, um auch diese vier Millionen mundtot zu knechten und damit die Irredenta, die Groß-Rußland gefährlich werden konnte, zu unterdrücken. Schon die 44 Ukrainer Abgeordneten der ersten russischen Duma schlossen sich zu einem Klub zusammen, der lokale Selbstverwaltung und ukrainische Sprache in Schule, Gericht und Kirche verlangte. In der zweiten Duma begründeten die in vermehrter Anzahl gewählten Ukrainer die eigene Partei, die, noch bei völliger Ablehnung jeder separatistischen Bestrebung, weitgehende Autonomie forderte. Erst das eigens dazu reformierte Wahlrecht zur dritten Duma brachte diese unangenehmen ukrainischen Bauernstimmen zum Schweigen.

Man sieht, ukrainische Selbständigkeitsbestrebungen waren vorhanden, aber es ist wesentlich, festzustellen, daß sie zum guten Teile aus Galizien kamen oder dort gestützt wurden. Das spielt heute in der Ukraine keine geringe Rolle. Die Leute in den 9 Gouvernements, die heute die Ukraine bilden, und zwar hauptsächlich die Bauern, also die Masse der Bevölkerung, bezeichnen sich selbst nämlich nicht als Ukrainer, sondern als Kleinrussen. So sehr hat

sich der von den Moskowitern geschaffene Begriff eingefressen und hat die Erinnerung an den alten Namen verwischt. Ukrainer nennen diese Leute jene vier Millionen in Österreich-Galizien lebender Volksgenossen, die drüben bisher Ruthenen hießen und erst durch eine junge Verfügung des Kaisers von Österreich jetzt in Ukrainer umgetauft wurden. Frägt man also die Menge der 26 Millionen hier: Seid Ihr Ukrainer? so schütteln sie mit dem Kopf und wollen Kleinrussen sein. (Von der russifizierten Intelligenz, die den ganzen Begriff „Ukraine“ ablehnt, gar nicht zu reden!) Die Sache hat aber noch eine ernstere Seite in der Sprache. Die 26 Millionen, die in dem Territorium wohnen, das wir heute Ukraine nennen, sprechen alle kleinrussisch, eine Bauernsprache, die auch die Großgrundbesitzer verstehen und sprechen und die auch die Intelligenz kennt, so wie der Balte in den Ostseeprovinzen lettisch oder estnisch kennt und spricht. Der Nationalheros, der Dichter Taras Tschewtschenko, dichtete in einer solchen etwas literarisch verbesserten kleinrussischen Sprache. Das ist aber beileibe nun nicht ukrainisch, denn ukrainisch nennen die Bauern hierzulande das Ruthenische, das ihre vier Millionen Stammesgenossen in Galizien sprechen. Während aber nun das Kleinrussische eine Bauernsprache, keine Schriftsprache, ist, während ihm alle technischen Worte und alles das fehlt, was eine moderne Staatssprache und ein Staatsbetrieb mit Gesetzesfabrikation braucht, hat die Intelligenzschicht der Ruthenen-Ukrainer seit über 60 Jahren ihre Sprache zu einer Schriftsprache ausgebildet und sie in Mittel- und Hochschulen gelehrt. Dieses, sagen wir einmal österreichische, Ukrainisch wird zwar auch nicht von der Masse der vier Millionen gekannt und gesprochen, sondern nur von der Intelligenz, während die Masse wieder ein Bauern-Ruthenisch spricht, es wird aber von den 36 Millionen Kleinrussen-Ukrainern gar nicht oder nur sehr wenig verstanden. Denn es entstammt zwar ursprünglich den gleichen Lauten, hat aber jetzt überall polnische Wurzeln, wo das bodenständige Kleinrussen-Ukrainisch russische Sprachwurzeln hat. Die Sprachverwirrung ist also fast babilonisch. Der Gebildete hierzulande spricht russisch, der Bauer kleinrussisch. Die Minister der jungen Ukraine sprechen entweder russisch oder kleinrussisch, zum kleinen Teil nur ruthenisch-ukrainisch. Die Rada unterhält sich größtenteils russisch, dann auch kleinrussisch, und nur 10 % ihrer Angehörigen sollen die Staatssprache verstehen, die das ruthenisch-ukrainische Schriftukrainisch darstellt. Ge-

sehe, die in der Staatsprache veröffentlicht werden, kann der kleine Mann draußen gar nicht lesen und verstehen. Telegramme, die von der neuen staatlichen Telegraphenagentur kommen, können und wollen die russisch geschriebenen Zeitungen nicht lesen und drucken sie lieber nicht. Versuche, in ihren Schulen das neue Staatsukrainisch lehren zu lassen, lehnen die Bauern ab, sie wollen ihr kleinrussisch haben, das aber wiederum noch keine Schriftsprache ist. Umgekehrt aber halten die Führer des neuen Staates zäh an der offiziellen Staatsprache fest, weil die Sprache ein politisches Mittel ist und sein soll: Zwischen Polen und Ruthenen in Galizien bestand der scharf trennende Unterschied der Religion, zwischen Groß- und Kleinrussen besteht er nicht, ihn soll die Sprache bilden. Das schafft der Rada und der Regierung Schwierigkeiten, die erst allmählich überwunden werden können.

Eine zweite bemerkenswerte Tatsache ist, daß die Selbständigkeitsbestrebungen und die Agitation ihren festen Grund in den links stehenden und sozialistischen Parteien hatten, die zum Träger des ukrainischen Staatsgedankens wurden. Das kommt nicht nur daher, daß der ukrainische Adel bei Poltawa vernichtet oder später russifiziert wurde und daß der polnische Adel auf die Güter und als Beamte in die Städte immer mehr polnische Kaufleute und Intelligenz nachzog, sondern es hängt auch damit zusammen, daß das Bürgertum, das für Leben und Besitz fürchtete, unter dem Zarismus sich ängstlicher von der Politik, jedenfalls von einer selbständig ukrainischen und somit gefährlichen Politik fernhielt. Die Agitation aber, die die Bauern gewinnen wollte, arbeitete naturgemäß stark mit dem sozialistischen Gedanken der Landaufteilung, der dem an Ueberfülle von Menschen und an Landhunger leidenden Bauernstand besonders sympathisch und verständlich war. Schon die Ukrainer Bauern in der ersten Duma waren für Beseitigung des Großgrundbesitzes und Ueberantwortung des Landes an das Volk. In ein breiteres radikales Fahrwasser geriet die ganze Bewegung erst mit dem Einsetzen der russischen Revolution des Jahres 1917, die selbst eine immer stärkere Radikalisierung der russischen Parteien herbeiführte. Immerhin war diese ganze Bewegung lange Zeit nur im Sinne einer Autonomie innerhalb eines föderalistischen Staates geleitet. Die Zentral-Rada, die in Kiew unter dem Professor Hruschewsky als eine Art Delegiertenversammlung aller national-ukrainischen Vereine zusammentrat, verlangte nichts anderes als territoriale und kulturelle Autonomie, allerdings auch Teilnahme an den

Friedensverhandlungen zur internationalen Feststellung dieser Selbständigkeit und (namentlich auf dem zweiten Frontkongreß der ukrainischen Soldaten) sofortige Bekanntgabe dieser Selbständigkeit. Im Mai 1917 setzte der russische Ministerpräsident Fürst Lwow dieser Forderung die ausweichende Antwort entgegen, über diese Frage habe die verfassunggebende Versammlung zu entscheiden. Als im Juni der Kongreß der Arbeiter- und Soldatenräte sich gegen die Bildung nationaler Regimenter aussprach, wurde die ukrainische Forderung nur von den Anhängern Lenins und Trozkis unterstützt. Erst die Ablehnung, die man in Petersburg den Selbständigkeitsbestrebungen der Ukraine entgegensetzte, stärkte das radikale Element im Süden. Das erste Universale verlangte die sofortige Autonomie-Erklärung und forderte auf, die alte russische Verwaltung abzusetzen und eine neue ukrainische überall zu bilden. Ungeheure Erregung folgte in Groß-Rußland, aber die Regierung sandte drei Minister nach Kiew, die dort bis zum 17. Juli verhandelten. Das Ergebnis war der Sieg der Ukrainer, ein von der Zentral-Rada im Einverständnis mit der Petersburger Regierung gewähltes ukrainisches Generalsekretariat wurde begründet, während die Schaffung einer eigenen Armee abgelehnt und die Entscheidung über die national-politische Verfassung vertagt wurde. Der Sieg der Ukrainer war so klar, daß die Kadetten in Petersburg zum Zeichen ihres Protestes aus der Regierung ausschieden. Das zweite Universale der ukrainischen Regierung gab Kenntnis von dem Erfolg. Eine Versammlung aus Vertretern der Zentral-Rada, den politischen Parteien, der nationalen Minderheiten, wurde zusammenberufen und tagte von nun an bis heute als „Zentral-Rada“. Während aber die Petersburger Regierung ursprünglich 8 Gouvernements der neuen Ukraine zugestanden hatte, ermäßigte sie später ihr Zugeständnis auf 5, und der darauf entbrennende Konflikt führte zum Rücktritt des Vorsitzenden des Generalsekretariats, Winnitschenko; ihm folgte der Oberlehrer Doroschenko, derselbe, den einst die Russen zum Gouverneur der Bukowina gemacht hatten, um die Sympathien der dortigen Ruthenen zu gewinnen. Sein Nachfolger, der noch heute im Amte ist, wurde der frühere Ingenieur Holubowitsch. Die zu Ende Dezember 1917 angeetzten, dann auf Anfang Januar verschobenen Wahlen zur ersten verfassunggebenden Landesversammlung kamen infolge der politischen Entwicklung nicht überall zustande, so daß noch heute die nicht gewählte, sondern nur von sich aus zusammengetretene Rada das Land regiert. Inzwischen war in

Charkow eine bis auf einen Ukrainer aus lauter großrussischen Maximalisten bestehende „Gegen-Rada“ ins Leben getreten, die sofort von der Petersburger Bolschewistenregierung anerkannt wurde und zum Kampfe mit den Waffen gegen das Kiewer Kabinett schritt, einem Kampf, den zu bestehen die Zentral-Rada ja die Mittelmächte herbeirief und den wir eben jetzt ihr siegreich zu Ende führen helfen. Der Kampf gegen die Maximalisten führte dann von selbst zur völligen Selbstständigkeit der Ukraine, die nun auch im Gefühl aller Parteien, auch der der nationalen Minderheiten, fester verankert wurde.

Immerhin ist bei dem Mangel an Wahlen und an Abstimmungen bisher nicht zu übersehen, ob die gegenwärtige Rada in ihrer jetzigen Zusammensetzung dem Willen des ukrainischen Volkes entspricht. Daß es nicht maximalistisch sein will, das haben die Wahlen zum Kongreß der Arbeiter-, Bauern- und Soldatenräte bewiesen, zu denen die Maximalisten von 2500 Sitzen nur 125 Mandate erhielten, deren Inhaber eben sich später nach Charkow begaben und dort die Gegen-Rada begründeten. Aber andererseits bilden sich erst jetzt in diesen Tagen in der Ukraine auch bürgerliche Parteien, nachdem man auf bürgerlicher Seite erkannt hat, daß die Selbstständigkeit der Ukraine, die nun auch von den Mittelmächten gestützt ist, mehr sein wird als ein leerer Wahn. Eine liberaldemokratische Gruppe ist unter Führung eines Generals zusammengetreten und konservativ-bürgerliche Parteien kommen auf. Wie sich die Parteiverhältnisse gestalten werden, nachdem erst wieder Ruhe und Frieden im Lande eingetreten sind, das ist schwer vorauszusagen. Die Rada stützt sich einstweilen auf die radikalen Instinkte der Bauernschaft, denen sie im dritten Universale vom 7. November und im Landgesetz entgegengekommen ist. Aber dieses Universale stößt wegen der Landfrage nicht nur auf den festen Widerstand des Großgrundbesitzes und seiner Gefolgschaft, der städtischen Intelligenz und der „Burschuis“, sowie auch nationaler Minderheiten wie der geschlossenen deutschen Kolonien im Süden, sondern es wächst auch ein Widerstand der Bauern gegen die sozialistischen Tendenzen allmählich heraus. Der Bauer verstand von allen Gesetzen bisher nur, daß der Großgrundbesitz vogelfrei sei und aufgeteilt werde. Das legte er auf seine Weise aus. Ein neuer, entseßlicher Bauernkrieg war die Folge. Nach der Zerstörung des national fremden Großbesitzes kam nun aber der kleinere Bauer und vor allem der Landlose auch auf die

Idee, den Großbauern selbst zu enteignen, und es greift doch allmählich die Erkenntnis Platz, daß die Universale tatsächlich jeden Eigentumsbegriff abschaffen und durch den Grundsatz: „Das Land ist keine verkäufliche Ware“ auch den bisher so hoch geachteten Eigenbesitz des kleinen Bauern theoretisch verneinen. Und allmählich kommen wieder die natürlichen Verhältnisse auf dem Dorfe zu ihrem Rechte, wo es drei Kategorien gibt: die der ärmsten Bauern, die kein oder nur sehr wenig Land besaßen und die zwar ein Interesse haben, Land zu bekommen, aber andererseits an der Gutsherrschaft und bei Arbeiten auf dem Gute viel und gut verdienten, so daß sie wohl mehr Land haben wollen, aber doch auch das Gut nicht missen möchten. Da nun praktisch bei der Verteilung die Sache so war, daß der, der viel besaß, sich viel nahm, und der, der wenig hatte, wenig bekam, da der kleine Mann auch gar nicht Räume, Gebäude und Inventar genug hatte, um einen plötzlich um ein Vielfaches gesteigerten Besitz zu bewirtschaften, so ist sein Interesse an der bisherigen Art der Landverteilung nur bedingt. Dann besteht eine zweite Kategorie des Mittelbauern, der wirtschaftlich vom Gutsbesitzer vollkommen unabhängig war, sich natürlich mehr Land wünscht und für völlige Verteilung der gesamten Ländereien eintritt, und schließlich eine dritte Kategorie der reichen Bauern, die viel Land besitzen und auch dessen Verteilung und Enteignung fürchten, die also kurz über lang gegen das jetzige Regierungssystem sich zusammenschließen. Schon sind in Kiew Abgeordnete der mehr als 3 Dekjatinen besitzenden Bauern des Poltawaschen Kreises eingetroffen und haben dem Landwirtschaftsminister eine Resolution überreicht, in der es heißt: Das Eigentumsrecht auf Land sei die einzige Grundlage der Volkswirtschaft, Landreform sei erforderlich, aber die Vermessung und Zuteilung an Landarme dürfe nur auf Grundlage des Eigentums vor sich gehen. Die Tätigkeit der Minister und der Rada wird scharf kritisiert, das Zusammentreten einer gewählten verfassunggebenden Versammlung energisch verlangt und das Abtreten des sozialistischen Ministeriums zugunsten eines unparteiischen nationalen, aus erfahrenen Männern bestehenden, verlangt. Und ich hörte selbst eine Deputation von Bauern, von denen jeder rund 30 Dekjatinen sein Eigen nannte, also sprechen: „Die Soldaten von der Front haben uns Unordnung gebracht; zuerst hat man die größeren Kulturwirtschaften ausgeraubt, jetzt kommt man zu uns, nachdem man das Geraubte verpraßt hat. In allen europäischen Staaten

ist die Grundlage des Staates das Recht. Auch wir Bauern sind für Ordnung. Jetzt wächst die Unkultur und die Anarchie und der Brudermord. Wir weinen und klagen und bitten: schützt unser Eigentum, sonst ist das Land verloren!" Dabei übergehe ich die bilderreichen Sätze, in denen diese Deputation mit besonderen Kraftworten sich gegen die Regierung wandte. Wenn nun auch zweifellos die völlig Landlosen eine große Gruppe in der Ukraine bilden, die vorläufig, solange es nicht arbeiten, sondern verteilen hieß, politisch hinter dieses Ministerium trat, so ist die künftige Entwicklung der Sympathien und Gegenströmungen zur Rada und zum heutigen Regierungssystem doch noch eine offene Frage. Jedenfalls ist es sicherlich nicht so, wie es nach der Gestaltung des Ministeriums heute den Anschein hat, daß dieses ganze Land sozialistisch gesinnt sei, weil unter den Parteien bisher nur hervortraten: ukrainische Sozialrevolutionäre und russische Sozialrevolutionäre, ukrainische Sozialdemokraten und russische Sozialdemokraten, Bolschewisten und Sozial-Föderalisten und Volkssozialisten, unabhängige Sozialisten und jüdische Sozialisten bis jüdischer Bund und Zionisten. Die Staatsentwicklung der Ukraine stand eben unter dem Zeichen der revolutionär-sozialistischen Welle, die über Rußland dahinbrauste, und die ukrainische Selbständigkeitsidee war in langen Jahren geheimer Arbeit von einem nationalen Sozialismus getragen und groß gezogen. Deshalb ist aber die heutige Lage des ukrainischen Staates und seine heutige Regierung noch lange kein Maßstab für die Stimmung des Landes und für die künftige Gestaltung seines staatlichen Schicksals.

5. Sozialistische Republik und Agrarfrage.

Kiew, 12. April.

Man ist erstaunt zu sehen und zu hören, in wie geringem Maße der Weltkrieg in seinen ersten Jahren die Ukraine, oder richtiger die Gebiete Südrußlands, die man heute unter dieser Bezeichnung zusammenfaßt, getroffen hat. Der Reichtum, ja der Ueberfluß an Menschen in diesen Gebieten hat alle entstehenden Menschen- und Arbeitslücken mit Leichtigkeit wieder ausfüllen lassen, und das Fehlen einer südrussischen Front, solange Rumänien noch nicht im Kriege war, hat den Viehbestand doch so geschont, daß in der Landbestellung wie auch im Ernte-Ertrag der Ukraine in den drei ersten Kriegsjahren so gut wie keine Verringerung eingetreten

ist. Erst Rumäniens Eintreten in den Krieg rückte die Front näher, die Verproviantierung wurde mehr und mehr aus dem nun zur Etappe gewordenen Hinterlande genommen, der Krieg kam deutlicher ins Wirtschaftsbewußtsein der Bewohner, und die in den Friedensjahren für den Auslandsexport frei bleibenden Bodenerzeugnisse wurden nun, auch soweit sie inzwischen aufgestapelt worden waren, für den steigenden Bedarf des Heeres herangezogen. So kann man durchaus nicht mehr sagen, daß in der Ukraine, dem früher reichen Getreide-Exportland, noch der Ertrag dreier Ernten lagere, noch darf man auf den Export derartiger Mengen hoffen. Bedeutete der Eintritt Rumäniens in den Krieg, das erste Ereignis, das in den Wirtschaftsbestand Südrußlands eingriff, so war die russische Revolution des Februar 1917 eine zweite politische Erscheinung, die von schweren Wirtschaftsfolgen für das Land begleitet war. Mit ihr begann die Lockerung der festen Wirtschaftsverhältnisse. Schon im Frühjahr z. B. setzten es die Bauern durch, ihr Vieh in allen Wäldern und Schonungen weiden lassen zu dürfen, ohne daß eine feste Staatsautorität sie an diesem das Land ganz allgemein schädigenden Raubbau behinderte. Wälder gibt es in der Ukraine bei dem fast vollkommenen Mangel an Kron- und Dominialland nur im Großgrundbesitz, und auch da viel seltener, als es die klimatischen Niederschlagsverhältnisse und die Festhaltung und Verteilung der Niederschläge erforderten. Die unsachgemäße Weide in Wald und Schonungen schädigte also den Großgrundbesitz, aber mittelbar auch die gesamte Volkswirtschaft. Andere Lockerungen der Disziplin und des Wirtschaftsbetriebes folgten. Der Getreidepreis, der vor dem Kriege 80—100 Kopeken pro Pud (33,3 deutsche Pfund) gestanden hatte, war im Kriege schon auf einen Rubel 20 Kopeken bis sogar 2 Rubel gestiegen. Er wurde bei der vorigen Ernte, da mit Ausbruch des Krieges das Getreide zum Staatsmonopol erklärt wurde, zu 3,12 Rubel angesetzt, zu welchem Preise die meisten Gutsbesitzer an die Armee-Intendantur lieferten. Erst als von ihnen nichts mehr zu erwarten war, kam das Kerenskische Gesetz, das den Preis auf 6,24 Rubel erhöhte, weil Armee und Städte Mangel litten. Die Bauern, die bis dahin ihr Getreide stark zurückgehalten hatten, bezogen nun den für russische Verhältnisse unerhört hohen Preis, der nominell auch heute noch gilt. Ihm würde ein Pfundpreis von 34 bis 35 Kopeken für Brot entsprechen, während man in Wirklichkeit in Kiew 1,25 bis 1,65 Rubel bezahlt. Denn heimlich verkauft der Bauer Getreide bis zu

20 Rubel das Pud, und die Stadtspekulation treibt den Preis noch weit höher. Es fanden sich aber auch noch andere Einnahmequellen. Landesüblich ist in der Ukraine eine besondere Art der Bezahlung des Bauern, der auf Gutsland ernten hilft. Bei der Weizenernte wird von zwölf Garben eine Erntegarbe den Bauern als Lohn übergeben. Bei der letzten Ernte verlangten die Bauern statt dessen, und setzten auch Zwangsbefehle der Landkomitees durch, daß sie ein volles Drittel der Garben bekämen, so daß sie, ganz abgesehen davon, daß dieses Drittel Garben merkwürdig groß und umfangreich gebunden wurde, ein volles Drittel der Gutsbesitzerernte in die Hand bekamen. Die Löhne für Gutsknechte stiegen natürlich während des Krieges außerordentlich. Ein Knecht wurde früher durch Bargeld und Deputat entlohnt, er bekam 64 Rubel Jahreslohn und 65 Pud, also nahezu 22 Zentner Korn, dazu 1 Desjätine (ungefähr 1 ha) Gartenland und freie Fütterung für eine Kuh, ein Schwein, sowie freies Futter für Hühner und Gänse. Da es mit der Begrenzung dieser Deputate nicht so genau genommen wurde, galt die Lage der Gutsarbeiter in der Ukraine als besonders gut, besser als die in Galizien, und es bestand sogar eine Auswanderung aus Galizien hierher. Im letzten Jahre war der Geldlohn der Arbeiter auf 100 Rubel pro Monat gestiegen, dabei war der achtsündige Arbeitstag für Landarbeiter durchgeführt, der freie Bauer bekam bis zu 1,50 Rubel pro Tag und dazu die Ernährung vom Gut. Mit dieser materiellen Verbesserung stiegen auch die Bedürfnisse der Bauern und Knechte rasch; sie, die früher mit Schwarzbrot und etwas Grütze, mit wenig Fleisch sich begnügt hatten, aßen nun feinstes Weißbrot, und es war nichts Seltenes, daß dem Bauern zum Mittagessen ein Huhn aufs Feld gebracht wurde. Zu all diesen immer schwieriger werdenden Verhältnissen kam schließlich die Geldknappheit, landwirtschaftlichen Kredit gab es nur auf sechs Monate und zu 7 bis 12 vH.

Die an sich schon schwierige Lage der ukrainischen Landwirtschaft, namentlich des Großgrundbesitzes, verschlechterte sich nun schnell mit dem Auftreten der selbständigen ukrainischen Republik und mit dem Erlaß ihrer Universalien. Man muß sich, um das zu verstehen, die Grundbesitzverteilung vergegenwärtigen. Die vom Großgrundbesitz bebaute Fläche macht im Verhältnis zur Gesamtfläche des Landes aus: in den Gouvernements Kiew 28,3, Podolien 32,3, Wolhynien 18,5, Charkow 14,5, Tschernngow 6,8, Poltawa 18,8

und Jekaterinoslaw 14,2 vH. Es handelt sich, wie gesagt, nur um die bebaute Fläche. In Wirklichkeit ist der Großgrundbesitz erheblich größer, weil ihm auch die Waldflächen des Landes zugehören, an denen der Bauer überhaupt nicht Teil hat. Der Großgrundbesitz besaß nach einer statistischen Zusammenstellung, die allerdings aus interessierten Kreisen stammt, aber ungefähr richtig sein wird, vor dem Kriege annähernd 13 Millionen Desjatinen ackersähiges Land von insgesamt 41 Millionen der ganzen Ukraine. Er ist in sechs von den neun Gouvernements fast rein russisch, mit kleinen deutschen, schweizerischen und polnischen Einsprengungen, die aber wenig in Betracht kommen, in Wolhynien ist er zu drei Viertel polnisch, in Podolien etwa zu zwei Drittel und in Kiew ungefähr zur Hälfte. Auch wo er russisch ist, war dieses Land früher zum großen Teil polnisch und ist erst nach den mißglückten Polenaufständen den Besitzern genommen und an Russen verteilt oder zum Schein verkauft worden. Das dritte Universale der ukrainischen Republik, das unter dem 7. November 1917 aussprach: „Von nun ab ist auf dem Territorium der ukrainischen Volksrepublik das existierende Eigentumsrecht auf die Ländereien der Gutsbesitzer und anderer Ländereien landwirtschaftlich-industriellen Charakters, sowie auf Domänen-, Kloster-, Kabinett- und kirchlichen Ländereien aufgehoben. In Anerkennung dessen, daß diese Ländereien das Eigentum der Arbeitsbevölkerung sind und ihr unentgeltlich zufallen sollen, beauftragt . . .“ — dieses Universale hatte neben seinem sozialistisch-wirtschaftlichem Zwecke auch die Absicht, den polnisch-großrussischen Grundbesitz und damit eine wirkliche oder mögliche politische Gegnerschaft gegen die ukrainische Republik wirtschaftlich zu ruinieren und dadurch aususchalten.

Das vierte Universale vom 9. Januar 1918 bestätigte diese Sozialisierung nun aber des gesamten Bodens, d. h. die Verteilung allen Grund und Bodens, also auch dessen der Bauern-Großbesitzer, unter die „arbeitenden Klassen“ und den Uebergang der Wälder, Gewässer und Bodenschätze in die Hand der Republik. Und das Landgesetz, das von der Rada am 18. Januar 1918 angenommen wurde, sprach den Uebergang allen Landes und aller Rechte in den allgemeinen Besitz aus, jeder dürfe nur so viel Land haben, als er mit seiner eigenen Familie bebauen könne und als ihm zur Gewinnung des eigenen Unterhaltes zustehen müsse. So viel dürfe auch der Vorbesitzer auf seinen Wunsch von seinem ehemaligen Gute erhalten.

Diese Universale und Gesetze befestigten in den Köpfen der schon in den letzten Monaten durch von der Front entlaufene Soldaten und Agitatoren maßlos verhetzten Bauernschaft den Glauben an die Vogelfreiheit des Großgrundbesitzes. Da die militärische und polizeiliche Gewalt der Regierung auf dem flachen Lande höchst fraglich war, in dem doch die Bauern, selbst meist frühere Soldaten, nicht nur Gewehre und Maschinengewehre, sondern auch eigene Artillerie besaßen, so war eine recht schonungslose Form der Enteignung die Folge. Stellenweise übernahmen wohl geordnete „Landkomitees“ die Gutsbesitze und Ländereien und verwalteten sie bis zu künftiger Regelung. Das waren aber Ausnahmen. Regel war eine geradezu sinn- und zwecklose Zerstörung des Gutsbesitzes. Schlösser und Gutshäuser wurden beraubt und verbrannt, die gesamten Wirtschaftsgebäude von Vorwerken und Meierhöfen vernichtet und dem Erdboden gleich gemacht oder bis auf die nackten Mauern und Dächer bestohlen, lebendes und totes Inventar wurde weggeführt und verteilt, das Vieh wurde größtenteils abgeschlachtet — daher auch die billigen Fleischpreise lange Zeit in Kiew! — kostbares unersetzliches Zucht- und Milchvieh darunter. Die Vorräte wurden in die Scheunen und Keller der Bauern geschleppt, kurz die Enteignung des Gutsbesitzes war ein allgemeiner Diebstahl aller, der in wenigen Wochen zur Vernichtung des blühenden Großgrundbesitzes führte. Was der Bauer nicht in eigener Wirtschaft gebrauchen oder in Geld umsetzen konnte, wurde zerstört, wobei namentlich der Haß des Bauern und Landarbeiters gegen alles, was Maschine heißt und ihm früher „die Arbeit wegnahm“, zum Ausdruck kam. Es ist unnötig, alle diese Dinge im einzelnen zu schildern, es ist unmöglich, den Umfang der gesamten Zerstörung und Vernichtung von Wirtschaftsgütern im ganzen Gebiet der Ukraine anzugeben, aber nach Berichten und Erzählungen aus allen Teilen des Landes scheint gleichmäßig gewütet worden zu sein. Die bolschewistischen Übeltaten fallen gegenüber diesen Schäden, die durch die ukrainische Regierung selbst hervorgerufen worden sind, kaum ins Gewicht.

Das ist der heutige Zustand der Dinge. Vergegenwärtigt man sich den Stand solcher Anarchie in einem Lande, in dem ein Drittel der Bodenfläche in den Händen der Gutsbesitzer war, in dem bei höchst russisch-mangelhafter Schulbildung der Großgrundbesitzer mit seiner 8—12-Selberwirtschaft dem Bauern, der immer noch in der Dreifelder-Wirtschaft verharrte, einziger, wenn auch langsamer Anreger wirtschaftlichen Fort-

schrittes sein konnte, in dem der Großgrundbesitzer eine um 20 vH höhere Ernte auf derselben Fläche erzielte als der Bauer, in dem der Großgrundbesitz zwischen 60 und 70 vH allen Markt- und exportfähigen Getreides anlieferte, so wird die ganze Schwere der Lage klar. In Podolien z. B. lieferten die Großgrundbesitzer bei 32 vH Anteil an der Bodenfläche von 16,5 Millionen Pud für die russische Armee im Jahre volle 14 Millionen. Eine allgemeine Statistik von 1901 bis 1910 weist nach, daß im Gouvernement Kiew die Pud-Ernte von einer Desjatine beim Weizen war: Großgrundbesitzer 92, Bauer 81; bei Roggen 91 und 80; bei Hafer 87 und 74. Ähnlich groß sind die Unterschiede in allen ukrainischen Gouvernements gewesen. Im Jahrzehnt 1890/1900 steigerte in den Gouvernements Kiew, Podolien und Wolhynien der Großgrundbesitz seinen Ernteertrag um 38, der Bauer um 33 vH, in Charkow, Poltawa und Tschernigow waren die Zahlen 23 und 18.

Verweilen wir nach dieser Betrachtung einen Augenblick bei der Frage: Gibt es noch freie Vorräte und wo sind sie? Daß sie vorhanden sind, daran zweifelt niemand. Wenn auch die Lagerhäuser und Exportspeicher des Handels und Großgrundbesitzes leer sind, so ist doch vom Bauern bei den geschilderten Vorkommnissen an sich verhältnismäßig wenig vernichtet worden. Ein paar hunderttausend Pud Mehl, Korn und Zucker mögen von ganz rabiaten Bauern ins Wasser geschüttet oder bei Bränden umgekommen sein, es war im allgemeinen eine Ausnahme. Zunächst füllte der Bauer Scheune und Kammer. Aus Angst, es könnte ihm wieder abgenommen werden, schuf er sich auch unterirdische Verstecke. Er grub tiefe Gruben in den Lehmböden, brannte sie aus, füllte sie mit Getreide, legte Bretter und Bohlen darüber, warf Erde darauf und pflügte darüber hinweg. Große Bestände sind auch zur Viehfütterung verwendet worden, über die eine Kontrolle natürlich unmöglich ist. Und ganz erschreckende Mengen sind beim wilden Brennen von Schnaps verloren gegangen. Es ist erstaunlich, welche Zahlen da genannt werden. So befindet sich in der Nähe Kiews ein Dorf, in dem nach zuverlässigen Angaben seit der Ernte allein 200 000 Pud Korn zur geheimen Brennerei verwendet wurden. Ein anderes Dorf von 800 Häusern wurde auf 200 geheime Hausbrennapparate geschätzt, die vielfach ganz primitiv eingerichtet sind, und wozu die Bauern sich Kessel und Behälter von Badeeinrichtungen der Gutshöfe, von Küchen und Maschinenhäusern stahlen. Bei dieser Brennerei wird vier- bis fünfmal soviel Korn verbraucht, als bei der gewerblichen

Herstellung. Die einfachste Methode ist: 15 Liter Mehl werden mit 15 Liter Schlempe, den Rückständen bei der Zuckerfabrikation, die der Bauer zur „Diehfütterung“ kauft, vermischt und unter einem Hefezusatz nach 24 stündigem Stehen gekocht. An einem großen Kessel befindet sich ein Rohr, das abgebogen ist, und durch eine Kühlung mit Eis an der Abbiegestelle wird ein, wenn auch übles und schlechtes Destillat erzielt. Unendlich viel trinkt der Bauer und seine Familie selbst. Die Trunkenheit ist größer als je unter zaristischer Herrschaft. Aber eine Menge verkauft der Bauer auch. Ein kleines Fläschchen Branntwein, das früher mit 54 Kopeken bezahlt wurde und dann gut war, wird heute in unendlich schlechterer Beschaffenheit mit 10 bis 15 Rubeln bezahlt. Deshalb kostet auch jetzt ein Sack Mehl von 5 Pud, der früher mit 11 bis 12 Rubeln bezahlt wurde, 340 bis 360 Rubel. Man hat dabei ausgerechnet, daß die Einrichtung einer staatlichen Brennerei und die Belieferung der Bauern mit ausgezeichnetem und billigem Spiritus, soviel sie haben wollen, zur Erhaltung der Getreidebestände Gewaltiges beitragen würde. Trotz Verfütterung, Brennerei und erhöhtem Eigenverbrauch der Bauern sind aber große Bestände vorhanden, in Podolien und Wolhynien, woher die Armee sich versorgte, weniger als in den östlichen Gouvernements. Die Frage ist nur, wie diese Vorräte, die immer noch den Nahrungsbedarf des Landes übersteigen, herauszubekommen sind. Ob bei der heutigen Anarchie im Lande Zwangsmethoden der ukrainischen Regierung irgend etwas helfen können, scheint zweifelhaft. Viel eher kann eine kluge, geschickte Behandlung der Bauern, eine Verbindung von Verordnung und guten Preisen helfen, wenn schon die Bauern so viel Bargeld in Papierscheinen aller Art liegen haben, daß sie es erst in Säcken lagerten und erst später, als es die Mäuse anfraßen, in Glasflaschen vergruben, es jedenfalls gar nicht mehr nach der Zahl, sondern vielfach nach dem Gewicht berechnen!

Eine mindestens ebenso ernste Frage ist die der künftigen Bestellung des Landes. Ein Umstand kommt da dem Lande zustatten. Der große Bedarf des russischen Heeres an möglichst früh zu erhaltendem Korn führte zur Vergrößerung der Anbaufläche mit Winterung. Diese Winterung wurde im Herbst 1917 noch von den Großgrundbesitzern, wenn auch unter Schwierigkeiten, in die Erde gebracht. Sie hat im allgemeinen gut überwintert und nimmt nach verschiedenen Schätzungen 35 bis 50 vH der bebauten Fläche des Landes ein. Der Großgrundbesitzer hatte im allgemeinen etwas mehr Winte-

rung als der Bauer. Diese Winterung bedarf ja nicht vieler Arbeit mehr, für sie ist die Hauptsache, daß sie geschont und nicht von dem Weidevieh der Bauern vernichtet wird. Schwieriger ist die Frage der Frühjahrsbestellung. Daran, daß der Bauer das ihm früher zu eigen gehörende Stück Land bebauen wird, zweifeln die Sachkenner kaum. Wohl aber daran, daß er die gesamte Gutsfläche bebauen werde, die nun herrenlos liegt, die er sich zum Teil angeeignet hat, über deren künftigen Besitz er sich aber noch nicht so sicher ist. Zwar finden jetzt überall auf dem Lande Versammlungen statt, in denen über Anbau und Verteilung der Gutsfelder gesprochen wird, aber ob sie zu praktischen Ergebnissen führen, erscheint vielfach zweifelhaft. Aber selbst unter der Annahme, daß alles Gutsland von Bauern bebaut würde, würde bei der geringen Ertragsfähigkeit der Bauernarbeit dem Lande dadurch ein Ausfall von 60 Millionen Pud Getreide, das sind 17 vH der Ernte, entstehen. Eine Bestellung des Landes durch die ehemaligen Großgrundbesitzer aber verhinderten bisher die Bauern, wenn sie überhaupt bei dem Mangel an Zugvieh und an Maschinen möglich war. So kam, obgleich sich die deutschen Besatzungstruppen grundsätzlich nicht um die innere Politik des Landes kümmern, ein Befehl des deutschen Oberkommandierenden, des Feldmarschalls Eichhorn, an die deutschen Truppen heraus, der ebenso im Interesse der künftigen Landesernährung der Ukraine, wie im Interesse der als Gegenleistung für ihre militärische Hilfe Brot und Korn heischenden Mittelmächte liegt: Dieser Befehl unterstützt die früheren Erlasse des ukrainischen Ackerbauministers, die vielfach zur Bestellung des Landes ergangen sind, mit der Autorität des deutschen Heeres. Er stellt, ohne über den Bodenbesitz damit zu urteilen, als Grundsatz auf, was auch nach den Erklärungen des ukrainischen Ministerpräsidenten in der Absicht der ukrainischen Regierung lag, daß dem die Ernte gehört, der das Land besät, und daß ihm auch das Getreide später abgekauft wird. Der Befehl droht Strafe an dem Bauern, der sich Gutsland nimmt, das er nicht bestellen kann und bewegt sich in dieser Hinsicht in den Grenzen des ukrainischen Landgesetzes vom Januar. Wo die Bauern nicht alles Gutsland besäen können, sind die Gutsbesitzer zur Landbestellung verpflichtet, ohne daß sie von den Bauern daran gehindert werden dürfen, und mit Unterstützung durch die Landkomitees an Pferden, Maschinen, Saatgut, das ihnen ja weggenommen ist. Den bestellenden Gutsbesitzern gehört dann auch die Ernte. Jede gewaltsame Aneignung und

jeder Raub von Vorräten wird mit Strafe bedroht, die aufgeteilten und bestellten ehemaligen Gutsländereien verbleiben im Bauernbesitz. Die Landkomitees haben den Bauern Beglaubigungsscheine über die jeweils von ihnen bestellte Landfläche auszustellen. Dieser Befehl versucht in letzter Stunde zu retten, was zu retten ist. Er kann die abgeschlachteten Zugtiere nicht wieder lebendig, die verbrannten Gutshöfe nicht wieder heil und die beschädigten Maschinen nicht wieder ganz machen. Es wird nun nicht alles so sein, wie es früher war. Aber die Energie des deutschen Heeres, das schon an ähnlichen großen Wirtschaftsaufgaben sich erprobt hat, wird hinter den Befehl gesetzt, und was geschehen kann, der Ukraine die Wirtschaftskraft ihres Bodens zu erhalten und voll nutzbar zu machen, das wird auch geschehen. Einsichtige Wirtschaftskenner der Ukraine, gleich welcher politischen Richtung, werden dem deutschen Heere diese Energie noch einmal danken.

6. Die Lage der Zuckerindustrie.

Kiew, Mitte April 1918.

Zu den ernstesten und dringendsten Fragen der jungen ukrainischen Republik gehört die nach der Zukunft ihrer einst so blühenden und exportkräftigen Zuckerindustrie. Im Durchschnitt der letzten drei Jahre vor dem Kriege betrug die Zuckerproduktion der Ukraine rund 68 Millionen Pud. Von 241 Fabriken des ehemaligen Rußland liegen 222, also 92 vH, im Lande der neuen Ukraine, von der Gesamtzuckererzeugung Großrußlands des Jahres 1914 von 84,5 Millionen Pud fielen 80 Millionen, also nahezu 95 vH, auf die Ukraine. Die Fabriken des Landes können bei guter Ernte und normaler Beschäftigung reichlich 100 Millionen Pud Zucker erzeugen. Rechnet man für russische Verhältnisse mit einem Inlands-Jahresverbrauch von 20 russischen Pfund pro Kopf, so könnte die Ukraine über 80 Millionen Pud Zucker exportieren. Aus diesen Zahlen erhellt ohne weiteres, von welcher Bedeutung die Zuckerfrage für den gesamten Handel des jungen Staates sein kann und wie schwer ein Rückgang dieser Industrie das Wirtschaftsleben treffen muß. Es ist aber nicht ohne Interesse, zu sehen, was auch für die inneren landwirtschaftlichen Verhältnisse der Ukraine die Zuckerfrage bedeutet. Die Ukraine gehört zu den überfülltesten Territorien Großrußlands. Nirgendwo war der Landhunger des Bauern vielleicht so groß wie hier, wo sich die Revolution schon des Jahres 1905 in großen Bauernunruhen Luft machte. Auf dem Programm

der ukrainischen Klubs und Parteien in den verschiedenen Reichsdumaperioden stand die Landfrage immer an erster Stelle. Die Auswanderung aus der Ukraine beweist, wie groß der beschäftigungslose Menschenüberschuß des Landes war: in den Jahren 1906/10 wanderten im ganzen aus dem Schwarzerde-Distrikt, dem wirtschaftlich reichsten und besten, den man sich denken kann, 2040 142 Menschen nach Sibirien aus, gegen nur 567 638, die aus dem nicht Schwarzerde-Gebiet auswanderten. An der Gesamtauswanderung ist also der Schwarzerde-Distrikt mit 78 vH beteiligt. Unter den ukrainischen Gouvernements nun wieder stellten noch im Jahre 1914 das Gouvernement Jekaterinoslaw 9,5, Cherson 8,6, Poltawa 6,4, Charkow 6,3 vH, alles Auswanderer, diese vier Distrikte zusammen also nahezu ein Drittel der gesamten Auswanderung aus dem europäischen Rußland. Das sind diejenigen Gouvernements der Ukraine, in denen die Zuckerrfabrikation keine Rolle spielt und die an sich am dünnsten bevölkert sind. Kiew und Podolien mit ihrer dichtesten Bevölkerung dagegen, aber mit Zuckerproduktion, standen an Auswanderung erheblich zurück: die landwirtschaftlichen Arbeitskräfte wurden durch die Zuckerindustrie beschäftigt und gebunden.

Neben der Zuckerausfuhr spielte in der Ukraine auch die Ausfuhr von Rübensaat eine gewisse Rolle. Nach Deutschland und Osterreich gingen im Jahre 1911 über eine Million, 1912 rund 600 000 und 1913 rund 750 000 Pud Saat. Mit Ausbruch des Krieges hörte diese Ausfuhr auf, 1914 waren es noch 110 000 Pud, 1915 gar nur mehr 50 000 Pud, die ausgeführt wurden. Aber schon 1916 war, ein Beweis, wie wenig der Krieg zunächst das Territorium der Ukraine berührte und schädigte, die Ausfuhr wieder auf 740 000 Pud gestiegen, Amerika und Frankreich waren Hauptabnehmer, Italien und Rumänien bezogen kleinere Mengen.

Wirft man einen Blick auf die Entwicklung der Zuckerindustrie in der Ukraine, so ergeben sich manche bemerkenswerte Erscheinungen. Vom Jahre 1900/01 bis zum Jahre 1914/15 ist die Zahl der Zuckerrfabriken in ganz Rußland — die statistischen Zahlen differieren in manchem etwas, da verschiedene Statistiken russischer Herkunft von mir benutzt wurden —, von 274 auf 265 gesunken. Die mit Zuckerrüben bebaute Landfläche dagegen ist (in tausend Desjatinen) von 499,40 auf 730,99 gestiegen, ebenso die Zuckerrzeugung von 49 auf 110 Millionen Pud und der Inlandzuckerverbrauch von 40 auf 95 Millionen Pud, von etwa 13 auf rund 20 Pfund im Jahre und pro Kopf. Die Vergrößerung der Zuckerrüben-Anbaufläche macht also 46, die der Zuckerrzeugung 125 vH aus. Im gleichen Zeitraum ist aber die Durchschnitts-Rübenland-

fläche einer Fabrik von 1882 auf 2827 Deßjatinen gestiegen, und die Durchschnitts-Zuckererzeugung einer Fabrik infolge mannigfacher Verbesserungen von 179000 auf 416000 Pud. Kleinere Fabriken verschwanden oder wurden stillgelegt, größere Fabriken modernisierten ihren Betrieb. Die Zahl der Fabriken, die mehr als 40000 Pud Zucker herstellten, betrug im Jahre 1902/03 erst 14, im Jahre 1911/12 dagegen schon 60. Hand in Hand damit ging eine bemerkenswerte Verschiebung in der Art des Anbaues der Zuckerrüben. Im Jahresdurchschnitt hat sich der Zuckergehalt der Rüben von Ende der 80er Jahre bis in die jüngste Zeit von 9 auf 14 vH erhöht, die Erzeugung von Zuckerrüben auf einer Deßjatine im gleichen Zeitraum von durchschnittlich 108 auf 156 Pud. Das war nur möglich durch eine systematische Verbesserung des Anbaues und seiner Methoden, durch Einführung künstlicher Düngung, durch Übernahme des Anbaugeschäftes in die Hand des Großgrundbesitzes und der Fabriken selbst, die den Rübenanbau und die Zuckererzeugung so durch den Großbetrieb verbilligten, daß der Zuckerpreis von 3.40—3.65 Rubel i. J. 1887 auf 2.32—2.45 pro Pud i. J. 1914 fallen konnte. Zwar mußte man, um den gleichen Zuckerertrag zu bekommen, in Rußland immer noch doppelt so viel Land bebauen wie in Deutschland oder Dänemark, aber der Grund lag nicht nur in wirtschaftlich rückständigerer Arbeitsweise, sondern in klimatischen Verhältnissen, Mizernten usw. Von 1904/05 bis 1916/17 wuchs (in 1000 Deßjatinen) das von Zuckerfabriken bestellte Rübenland von 159 auf 325, das von Großgrundbesitzern bestellte Land sank von 178 auf 124, und das Bauernland wuchs von 48 auf 104. Das Fabriksland umfaßt jetzt also 53 vH, das sonstige Großgrundbesitzersland 30 und das Bauernland nur 17 vH der Rübenanbaufläche. Der Grund ist recht klar: Der Bauer erzeugt auf seinem Boden nur rund 840 Pud Rüben auf die Deßjatine, der Großgrundbesitzer dagegen rund 1200 Pud. Die Intensivierung des Betriebes zwang also die Fabriken zur eigenen Bewirtschaftung, und wo sie das Land dazu nicht aufkaufen konnten, pachteten sie es größtenteils auf ein Jahr zur Errichtung sog. „fliegender Plantagen“, wobei der landvermietende Bauer zu bestimmtem Preise sich vertraglich verpflichtete, unter einer gewissen Aufsicht der Fabrikleitung, bei Lieferung des Samens, in bestimmter Methode das Land zu bestellen. Immerhin steckte man an künstlicher Düngung und Melioration des Bodens wenig in solches fliegendes Land, so daß die Methode nur ein wenig lohnendes Aus Hilfsmittel war. Stellenweise lieferte der Bauer auch vom eigenen Land die Rüben in der Fabrik an, und da akkordierte man meist mit ihm so,

daß er zu halbem Börsenpreise die Rübensaat nahm, in drei Raten Vorschüsse auf die künftige Ernte empfing, Düngestoff bekam und sich der Arbeitskontrolle der Fabrik unterwarf, dafür die gesamte Ernte der Fabrik lieferte und des eigenen Anbauverlustes etwaiger Mißernten enthoben war. Im allgemeinen aber herrschte die Tendenz der eigenen Bewirtschaftung bei den Fabriken. So bildeten sich um die Fabrikanlagen herum mächtige Güter- und Wirtschaftshöfe mit großen Stallungen, namentlich für die Zug- und Pflugochsen, die in Podolien und Besarabien auf den großen Märkten gekauft, oder auch im Poltawaschen gezüchtet wurden, 3—4 Jahre unterm Pflug gingen, dann in Mast gegeben und meist mit großem Nutzen wieder verkauft wurden. Es entstanden in der Ukraine aber auch große Rübensaat-Anpflanzungen, die sich im Auslande eines guten Rufes erfreuten. Die Samenzüchtereien waren zur Hälfte deutsch. Aus Deutschland kamen Lehrer, die das Anpflanzen der Rüben zeigten, man schloß mit der deutschen Firma einen Vertrag, wonach ein Teil des Samens ihr zufallen sollte, dafür entsandte sie ihren Vertreter, der Anpflanzung und Arbeitsmethode überwachte. Die Zuckerfabriken selbst sind in der Ukraine größtenteils von Tschechen begründet, später kamen Belgier, dann in großen Massen Deutsche, und erst in den letzten 15 Jahren sind viele Fabriken in die Hände von ukrainischen Juden übergegangen.

Die erwähnte Tendenz zu eigenen Plantagen-Betrieben brachte es mit sich, daß die Zuckerindustrie sich immer mehr an den Großgrundbesitz anschloß, von dem sie heute wirtschaftlich nicht mehr zu trennen ist. Gerade diese Verbindung ist es, die die Gefahren der heutigen Lage bei der beschlossenen Enteignung des gesamten Großgrundbesitzes schafft. Die Schwierigkeiten der Zuckerindustrie seit der staatlichen Umwälzung in Großrußland wuchsen ins Ungemessene. Die Industrie arbeitet ja nur vom 15. September bis meistens zu Weihnachten, seltener auch in den Januar hinein. Nach der „Kampagne“ werden die Fabrikeinrichtungen vollkommen auseinandergenommen, damit die wertvollen Röhrenanlagen im Winter nicht einfrieren, und im Frühjahr und Sommer arbeiten die dauernd angestellten Beamten und Arbeiter an der Reparatur, so daß zum 1. September die Fabrik gewöhnlich wieder vollkommen betriebsfertig instand gesetzt ist. Früher arbeitete die Fabrik während der Kampagne Tag und Nacht in zwei Zwölfstunden-Schichten durch. Während der Saison holte man sich Arbeiter und Arbeiterinnen heran, so gut es ging. Die Art der Anwerbung war oft sehr seltsam. Die Fabrik entsandte 10 oder 20 Wagen in die umliegenden Dörfer, um Frauen und

Mädchen mit Musik zur Arbeitsstätte zu holen und abends wieder in ihre Dörfer zurückzufahren. Mehrere Hundert derartiger Arbeitskräfte wurden ja in jeder Fabrik zum Rübenpußen gebraucht. Um sie dauernd, d. h. regelmäßig, täglich, sich zu erhalten, versprach die Fabrik den Arbeiterinnen zum Ende der Kampagne neben dem regelmäßigen Arbeitslohn noch 10—12 Arschin Baumwollstoffe für Kleider und dazu bunte Bänder und ähnliche Geschenke. Große Ziegelsteinbauten mit Kücheneinrichtungen waren für diese Arbeiterbetriebe eingerichtet. So beschränkte eine Fabrik die Zahl ihrer dauernd für das ganze Jahr angestellten Arbeiter auf rund 2—300, die sie zudem in stillen Zeiten noch für den Betrieb der Felderbewirtschaftung mit verwenden konnte. Schon im Jahre 1917 zwangen die Arbeiterkomitees zum Übergang zu drei Achtschichtensystemen, und dieser Übergang konnte bei der Überfülle von Arbeitskräften auch leicht durchgeführt werden, ja, die Arbeiterkomitees zwangen die Fabrikanten, eigentlich viel mehr Arbeiter anzustellen, als sie brauchten. Der Arbeitslohn stieg trotz der Schichtverkürzung von einem Rubel allmählich auf zwölf Rubel. Das waren aber noch lange nicht die größten Schwierigkeiten. Von der Ernte der fabrikeigenen Plantagen stahlen im letzten Herbst die Bauern einen gewaltigen Teil der Rüben und verfütterten ihn. Tausende von bebauten Deßjatinen, eine Statistik weist 720 000 aus, konnten nicht abgeerntet werden. Die Rüben, die sie selbst angepflanzt hatten, brachten die Bauern natürlich zum Verkauf, aber die waren minderer Qualität, so daß der Ertrag der Fabriken darunter doppelt litt. Ein beträchtlicher Mangel an Bargeld machte sich fühlbar, die Industriellen steckten ihr letztes Bargeld und ihre letzten Kredite in die Fabriken und arbeiteten mit großen Verlusten, nur um den Betrieb aufrecht zu erhalten. Die Rübenpreise stiegen infolge der Lohnerhöhungen um das Achtfache, der Zuckerpriß dagegen nur um das Vierfache. Die Rüben kosteten früher an der Fabrik ungefähr 2 Rubel pro 12 Pud, in der letzten Kampagne 16—18 Rubel. Ein Saden Holz zur Befuerung (viele der Fabriken sind auf Holzfeuerung eingerichtet), das sind 320 Pud, kostete früher an der Fabrik 37, im letzten Herbst über 300 Rubel, 1 Pud Donezkohele, das früher an der Fabrik 22—24 Kopeken gekostet hatte, stieg in der letzten Kampagne, wenn man frühzeitig und günstig gekauft hatte, auf 2, sonst auf 3 Rubel. Der Zucker dagegen, der früher zu 4 Rubel 60 Kopeken pro Pud verkauft worden war, wurde von der Regierung nach Einführung des Monopols mit 15 Rubel angesetzt, während sie ihren eigenen Verkaufspreis auf 57 und erst später, als die Bolschewisten ans Ruder kamen, auf 44 Rubel festlegte. Nur weil Rußland von den

übrigen Zuckerquellen der Welt so vollkommen abgeschlossen war, war dieser Zustand der Fabrikation und der Preise denkbar, in Friedenszeiten hätte ja die sofortige Konkurrenz billigeren Rohrzuckers zur alsbaldigen Schließung aller Betriebe geführt, namentlich da auch für die Rückstände der Zuckerproduktion, für Schlempe und Melasse nur eine billige Verwertung (etwa 50 Kopeken pro Pud) möglich war.

Die heutige Wirtschaftslage ist für die Zuckerindustrie der Ukraine nur ruinos zu nennen. Zwar sind, soviel mir bekannt geworden ist, die Fabriken an sich nicht zerstört worden. Der Bauer wußte ganz genau, daß hier eine Verdienstquelle für ihn vorhanden war, die er nicht zuschütten durfte, ohne sich selbst zu schaden. In Wut und Unkenntnis hat man nur hier und dort die Laboratorien zerschlagen, bei denen der rechtzeitige Ersatz an kostbaren Instrumenten schwer sein wird. Aber das ist das Wenigste. Die Enteignung des gesamten Großgrundbesitzes hat zunächst die Fabrikanten ihres Landes beraubt, das von den Bauernkomitees und den Bauern selbst „übernommen“ worden ist. Die meisten Wirtschaftsgebäude der Fabriken sind zerstört, Vieh, namentlich die Zug- und Pflugochsen, ist abgeschlachtet oder zerstreut, Maschinen sind beschädigt oder zerstört. Wertvolle Rübensaatanlagen sind völlig unbrauchbar geworden, lagernde Saat ist größtenteils verschleudert. Ein Bewirtschaften der Zuckerplantagen wie früher ist 1918 an sich ausgeschlossen. Selbst unter der Annahme, daß das gesamte Fabriks- und Großbesitzland, das früher mit Rüben bestellt war, nun von den Bauern mit Rüben bepflanzt würde, würde der Unterschied in der Arbeitsmethode von Groß- und Bauernbesitz einen Minderertrag von 140 Millionen Pud Rüben oder 17 Millionen Pud Zucker zur Folge haben. Es ist aber gar nicht daran zu denken, daß der Bauer alles ihm nun überantwortete Land mit Rüben bestellen wird. Schon in den letzten Jahren gingen seine Neigungen vom Rübenanbau weg und zur Anpflanzung von Korn und Kartoffeln, bei denen das Risiko von Mißernten und die Abhängigkeit vom Fabrikabnehmer zum Teil wegfielen. Mit einer regelmäßigen Anpflanzung der zum rentablen Betrieb einer Zuckerfabrik und zur genügenden Rübenbelieferung während der eng zusammengedrückten Kampagnezeit nötigen Fläche kann gar nicht gerechnet werden. Die Zuckerfabrikanten besitzen zudem kein eigenes Vermögen mehr, das sie in die während des Sommers nötig werdende Reparatur und Instandsetzung der Fabriken stecken könnten. Ihre Verluste aus der letzten Kampagne sind noch ungedeckt und über Versprechungen, durch nachträgliche Erhöhung des Zuckerpreises ihnen beizustehen,

ist die Regierung noch nicht hinausgeschritten. Ohne beträchtliche Regierungsvorschüsse wäre also nicht einmal an eine rechtzeitige Betriebsfertigmachung der Fabriken zu denken. Das — sozialistische — Radikalmittel, daß nämlich die Regierung alles frühere Fabriks- und Rübenbauland zum Staatseigentum erklärte, ist bei der Stimmung der Bauernschaft unmöglich, einen Zwang zum Rübenanbau kann diese Regierung wohl schwer ausüben. Unter solchen Umständen ist in diesem Jahre mit einem starken Ausfall in der sonst so reichen Zuckerernte der Ukraine, damit mindestens mit starken Teilverlusten eines wertvollen Exportgutes für das Wirtschaftsleben des jungen Staates und weiterhin sogar mit einem Zuckermangel im künftigen Jahre in der Ukraine selbst zu rechnen. Die Agrarreform hat auf dem Gebiete dieser Industrie mit einem ziemlichen Mißerfolg begonnen.

7. Odessa.

Odessa, Mitte April 1918.

Odessa ist eine ziemlich junge Stadt, bei der man vergeblich nach viel geschichtlichen Erinnerungen suchen würde. Man weiß von ihr, daß Katharina II. am 27. Mai 1794 ihre Gründung befahl und daß der Admiral de Ribas am 22. August den Befehl vollzog. Dafür zu danken, hat man der Zarin ein mächtiges Denkmal errichtet, und so oft ich es sah, hatte sich irgend ein witziger und humorbegabter Vogel gerade die Krone der machtvoll herrscherbewußt blickenden Kaiserin als Standort ausgesucht und wippte beweglich auf der bronzestarren Figur herum — so wie viel lockeres und leichtgewichtiges Volk jetzt in sorgloser Unbefangenheit über manches lächelnd hinwegtänzelt, was einst zaristischer Wille schuf und zusammenhielt. Namentlich in Odessa. In keiner Stadt des weiten Rußland wird vielleicht mehr geistreich gewitzelt, als in dem zu über einem Viertel jüdischen Odessa, von dem aus eine Unzahl Anekdoten und Anekdotenerzähler übers Zarenreich wanderten. Und da habe ich es die Stadt der „roten Reden“ nennen hören. Hier saß die Flotte, in der die Meuterei zur Tradition ward. Hier tagte im ehemals kaiserlichen Palaste am prächtigen Nikolai Boulevard der „Rumtscherod“, das Zentrum der Rumänisch-Schwarzmeer-Odessaer Arbeiter- und Soldatenräte. Die allerunruhigsten Elemente rieben sich von jeher hier aneinander. Und trotzdem wurde diese Stadt sänftiglich in die Revolution hinübergeredet. Es ist viel gelogen worden in diesem Weltkriege und nicht das Wenigste ist über die russische Revolution zusammengeswindelt worden. Wie oft soll Odessa beschossen worden sein,

wie oft hat es (in den Zeitungen!) gebrannt! Und ich habe kaum je eine Stadt gesehen, die der Krieg weniger berührt hätte. Nicht allerdings was die Preise angeht, die eine geradezu phantastische Höhe erreicht haben. Bewegten Herzens klagt der Odessaer, daß er allein für Tee und Kaffee 8 bis 9 Rubel am Tag ausgeben müsse. Er bringt ja auch einen guten Teil des Tages in Kaffeehäusern zu, in denen man nur selten einen freien Platz findet. Und als es uns in einem der ersten und feinsten einmal glückte, kam erst ein Kellner und dann ein Geschäftsführer, und beide beteuerten unter viel Entschuldigungen und Bücklingen, daß man in dieser Abteilung nur in Gesellschaft von Damen sitzen dürfe. Erstaunte Blicke in die Runde — tatsächlich, wir hatten uns nicht verhört, es stimmte schon, und unter spöttischem Lächeln ringsum wurden wir, wieder um eine Kulturerfahrung reicher, in den rauchgefüllten Männerraum bugsiert. Das freundliche Angebot, wir könnten uns von nebenan ja eine Dame holen, hatten wir freilich ausgeschlagen. Nur um eine Tasse Kaffee oder Schokolade zu trinken und um Gebäck zu essen, an dessen seltene Kostlichkeit man beim Bezahlen doppelt erinnert wird, dazu schien uns der Weg zu umständlich!

Bis auf die Preise also ist in Odessa alles in Ordnung. Ebenfowenig wie im Krimkrieg der Stadt der Angriff der englisch-französischen Flotte schadete, ebenfowenig hat ihr zu Zeiten des Russisch-Türkischen Krieges die türkische Blockade anhaben können. In diesem Krieg wurde draußen vor dem Hafen ein ganz altes Kriegsschiff versenkt, ein Ölbehälter brannte irgendwo — das war alles. Es ist schon wahr, daß in dieser Stadt zeitweilig gleich viel geschossen als geredet wurde, was an sich schon eine Leistung ist: ein Bekannter erzählte mir, er habe einmal nachts beim Nachhausegehen 480 Schüsse gezählt, und dann das langweilige Zählen aufgegeben, indem er sich sachte an der Wand entlang übungserfahren in den Klub schlich, um dort bis in die frühen Morgenstunden zu bleiben. Und trotzdem sind während der ganzen Revolutions- und Gegenrevolutionszeit nach zuverlässigen Schätzungen in Odessa kaum 200 Menschen ums Leben gekommen! Und selbst Schauläden und Fensterscheiben haben hier auch nicht im entferntesten so gelitten wie in Kiew. Der allergefährlichste Feind, die Flotte, zog am 13. März nach vielen heldenhaften Verteidigungsreden ab. Ein deutscher Flieger senkte sich eben über Odessa; den beschloß ein übereifriger Schiffsartillerist. Aber die zwei Schrapnells flogen als letzter Gruß in die Stadt. Wie zum Hohn — auf unbebautes Gelände!

Es wäre aber auch wirklich schade gewesen um diese an sich

schöne Stadt. Sie ist mit Zirkel und Maßstab geschaffen. Daß sie 50 Meter hoch über dem Schwarzen Meere liegt auf einer Ebene, die gerade in der Stadt mehrfach von jetzt überbauten Schluchten und Hohlwegen durchschnitten wird, gibt ihr manche Reize. Rasch wachsender Reichtum wie Handelsstolz verstanden es, aus dem Flugsand im Alexanderpark und im anschließenden Datschenviertel sogar einen richtigen Wald wachsen zu lassen; der Nikolai-Boulevard über dem Meere ist von hohen Bäumen überschattet, wie die Odessaer mit Recht auf ihr ganz unrussisch asphaltglattes Granitpflaster in allen Straßen und auf den Laubschutz stolz sind, den sie für ihre Paradeboulevards gegen die Gluten einer südlichen Sommersonne schufen. Das alles ist modern, großstädtisch, sauber, gepflegt und wie man es sonst noch nennen mag. Und das Stadttheater zum Beispiel kann sich äußerlich wie innen mit ähnlichen Gebäuden in deutschen Halbmillionenstädten sehr wohl messen. Ich hörte da in einem überaus festlich vornehmem Raume eine famose Aufführung von Tschaikowskis Pique Dame, die, was Sänger, Orchester und Bühnenbilder angeht, auf recht guter Höhe stand. Und man versicherte mir, daß die jetzt unter einem italienischen Dirigenten spielende Truppe nur ein Abglanz früherer Herrlichkeit sei. Die Oper setzte während der ganzen Kriegsjahre nur ganz wenige Abende aus, entweder weil Arbeiter- und Soldatenmeetings stattfanden, oder weil man die dabei gestohlenen Portièren und Vorhänge wieder ersetzen mußte. Aber all das, die ganze gesucht vornehme, an Prunkläden und Prachtstraßen reiche Stadt, schien mir weniger bemerkenswert als draußen in der Nähe des Bahnhofes das Viertel des alten Basars. Da sind eine ganze Anzahl von mächtigen roten Häusern über einen großen Platz verstreut, und sie sehen alle aus wie eine Art kleiner Theatergebäude. Aber es sind alte Handelshäuser, und rings um sie herum gibt es ein Gewirr von Buden und Ständen, es riecht ziemlich übel nach einer Mischung von Fischen, Käsen und Zwiebeln. Das ist Alt-Odessa, ein Überbleibsel, dessen sich die Neustadt schämt, das aber in Farbe und Art, in Leben und Treiben, charakteristisch ist. Neu-Odessa könnte man mit veränderten Straßen- und Ladenschildern ebensogut in irgend ein anderes Land versetzen. Vielleicht würden die Menschen da nicht 25 Kopeken für eine Nummer einer Tageszeitung bezahlen — aber anderswo bekommen auch die Seher keine 800 Rubel im Monat und die Redakteure keine Jahresgehälter von 60 000 Rubel.

Auf dem Nikolai-Boulevard spielt jetzt jeden Nachmittag eine deutsche Militärkapelle. Da sausen die herrlichen Traber mit den lautlos auf Gummi gehenden, glänzend gehaltenen Wagen vorbei

und es entwickelt sich mit dem beginnenden Frühjahr der Korso der eleganten Welt. Ernst schaut der in einer Cäsarentoga dargestellte Herzog von Richelieu, der der Stadt in ihren ersten Jahren ein verständnisvoll fördernder Generalgouverneur war, von seinem Denkmal herunter dem Treiben zu. Zu seinen Füßen führt die berühmte Granittreppe in zehn Absätzen zum Meere hinab, die 12 Meter breit ist und 193 Stufen zählt. Man schreitet in ein ganz anderes Odessa hinunter. Das frühere, das aus rotbraunem Muschelkalkstein vornehm gebaute, bleibt hoch droben, wo der Rauch der Fabrikschornsteine und der Geruch der Hafenarbeit es nicht erreichen kann, und es kommt auf schmalem Landstreifen, der sich, vielleicht höchstens 300 Meter breit, zwischen dem Felsen und der Meeresküste hinzieht, das arbeitende Odessa, der Hafen. Hier ist auch das letzte Winkelchen ausgenutzt von Bahnen und Speichern, von Werften und Fabriken. Erst wenn man auf flinkem Boote durch den ruhigen, geschützten Hafen fährt, vom Öl- und Petroleumhafen an Zuckerrfabriken, Mühlen und Brauereien vorbei zum praktischen Hafen, zum Kohlenhafen, neuen Hafen, Quarantänehafen und wie sonst die einzelnen, durch Lade- und Lössmolen getrennten Becken noch heißen, erst dann sieht man, wie geräumig und weit diese Anlagen sind. Hier lag bis zum Tage unseres Einmarsches die gesamte russische Schwarzmeerflotte, ehe sie, vollbeladen mit Autos und Bolschewisten, ohne einen Schuß abzugeben, abdampfte. 40 Millionen Rubel hatten die Herren noch als Lösegeld für diesen kampflosen Abzug gefordert. Aber auch die Bolschewisten reden viel in Odessa — mit 200 000 Rubel speiste sie ein klug verhandelnder Rechtsanwalt ab. Immerhin — es blieb noch genug da. An Bolschewisten (die jetzt waffenlos spazieren gehen und Ordnungsfreunde markieren) und an Schiffen. Da liegt die einst weiße, zierliche Stationsjacht des italienischen Botschafters in Konstantinopel, die sich bei Kriegsausbruch hierher zu den Verbündeten flüchtete, da ankern russische, deutsche, österreichische, italienische, rumänische Dampfer, die der Krieg in Odessa überraschte und die der türkische Dardanellenwächter nun dort festbannte. Insgesamt wird doch eine ganze Menge Schiffsraum hier brauchbar sein oder wieder nutzbar gemacht werden können, denn die recht moderne Werft arbeitet schon wieder und es schallt und hämmert allerwärts. Da finden sich aber auch noch rund 200 von den an 400 hölzernen Booten, die der hoffnungsfreudige Russe einstens zur Landung in Konstantinopel eigens baute. Gepanzerte Schuten liegen daneben, die Infanterie schußsicher an Bord hätten bringen sollen. Hier schaukelt ein ganz alter türkischer Segler und nahebei weht von Torpedoboote und von einem

grauen Kreuzer stolz die rote Flagge mit dem Halbmond, die von der besonderen Rolle des Bundesgenossen in diesen Gewässern erzählt. Drüben rauchen die österreichischen Donaumonitore, die bei gutem Wetter die Fahrt hierher wagen konnten, und dort haben am Mutterschiff schlank und fast unkenntlich, wenn man nicht Bescheid wüßte, die deutschen U-Boote festgemacht. Die ukrainische Flagge flattert schon über zwei Transportern, die ein U-Boot erst am Morgen als Prise einbrachte. Sie hatten 12-cm-Geschütze an Bord und schossen sogar, bis ein Treffer des U-Boot-Geschützes sie davon überzeugte, daß das die Deutschen besser können. Schon drängen sich die Reisenden am Kai auf einem Dampfer, der nach Nikolajew hinüberfahren soll, einstweilen sich aber noch damit beschäftigt, mit seinen Kränen und Winden von Bolschewisten ins Wasser geworfene Autos zu heben. Ein paar Segler werden bei dem flauen Abendwind mühsam von Sischern ins offene Meer hinausgerudert. —

Und droben liegt im Abendchein, von späten Sonnenstrahlen übergossen, fast italienisch oder griechisch anmutend die Stadt. Ein prächtiger Anblick vom Hafen aus. Ihre Silhouette hat nichts von dem Zauber des Hansegeistes, der schon äußerlich aus den Umrissen Rigas oder Revals zu uns spricht. Man denkt unwillkürlich an diesen Norden, wenn einen das Kriegsschicksal unmittelbar von den Türmen und Toren der baltischen Häfen hier herunter verschlägt in die Schwarzmeerhäfen, des russischen Wirtschaftskolosses zweiten Lungenflügel. Hier unten ist junger Handelsgeist rasch groß geworden. An Ausfuhr von Getreide — in den letzten Jahren kam es allerdings mehr aus Nikolajewsk und Cherson — und an der Einfuhr aller Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens in Südrußland ist Odessa emporgeblüht. Sein Wirtschaftsbereich beschränkte sich nicht auf die heutige Ukraine, die in der Stadt selbst wenig Boden hat. Man kennt ihre geschichtlichen Überlieferungen hier nicht, man weiß nichts von ihr und will nichts von ihr wissen. Man träumt von einer Freistadt, von einem Hamburg des Schwarzen Meeres. Die Erinnerungen werden hervorgeholt an die 40 Jahre, da Odessa schon einmal Freihafen war und dadurch groß wurde. Aber die Politik wird in Odessa nur kritisiert — in Kiew wird sie gemacht, und was einst werden und sein wird, darüber sind sich auch Führer und junge Staatsgründer noch nicht so recht im klaren.

Jedenfalls will die Ukraine ihren Anspruch auf Odessa nicht aufgeben. Sie betrachtet die drei Handelsstädte des Südens, Odessa, Nikolajew und Cherson, als einen geschlossenen Handels-

bezirk, von dem sie keinen Teil absplittern lassen will. Wohl liegt Nikolajews Bedeutung hauptsächlich in den Riesenanlagen seiner Werften, auf denen Kriegs- und Handelsschiffe gebaut werden, aber sein Handel ist in mancher Hinsicht entwicklungsfähig. Und Cherson wird überhaupt seine volle Bedeutung erst bekommen können, wenn die Schifffahrt auf dem Dnjepr nach dem Kriege sich voll entwickeln wird, wenn namentlich Verbesserungen des Flußbettes das Heranbringen von Waren erleichtern wird. Nikolajew und Cherson sind junge Häfen der Ukraine, ihr Städtebild trägt noch mehr Dorfcharakter, ihr Handelsleben ist noch unentwickelter. Um so mehr legt die junge Ukraine Wert darauf, auch Odessa zu behalten, das die Größe der Vergangenheit und die Macht der Tradition des Schwarzmeer-Handels verkörpert.

8. Die deutschen Kolonisten und ihre Organisation.

Odessa, 15. April.

Unter den „nationalen Minderheiten“, die in der neuen ukrainischen Republik eine Rolle spielen, stehen zwar die Deutschen zahlenmäßig nicht an erster Stelle. Großrussen, Juden und Polen sind ihnen da voran zu nennen. Aber wirtschaftlich besitzt die Ukraine wohl kaum ein kräftigeres Element als die deutschen Bauern, die hauptsächlich im Süden ihres Gebietes sitzen. Zwar haben die Deutschen sich bisher aus mannigfachen Gründen an der Politik des neuen Staates noch nicht beteiligt, sie sind insfolgedessen auch nicht in der Zentralrada vertreten. Aber ihre neue Organisation hat schon Schritte in dieser Richtung unternommen, und wenn das „besondere Sekretariat“ für die deutsche Minderheit, oder wie wir es nennen würden, das Dezernat für deutsche Angelegenheiten, im ukrainischen Kabinett erst eingerichtet sein wird, so werden wir mehr über die wichtige Rolle der deutschen Kolonisten in Südrußland hören.

Sie haben ihre Lebenskraft in über hundert Jahren Arbeit bewiesen. Der Plan, sie hierherzuziehen, stammt von Alexander I., der durch gute deutsche Bauernelemente das entvölkerte reiche Gebiet besiedeln und durch Musterkolonien seine eingeborenen Völker beeinflussen lassen wollte. Die russische Regierung sicherte den Ansiedlern durch ihre Agenten volle Glaubensfreiheit und völlige Freiheit von Abgaben auf 10 Jahre zu, Freiheit vom Militär- und Zivildienst, die allerdings später aufgehoben wurde, und für 10 Jahre zinsfreie Vorschüsse. Jede Familie sollte 30 bis 80 Desjatinen brauchbaren Feldes, also rund ebensoviel Hektar,

erhalten. Das noch in der deutschen Kolonie Kleinliebental aufbewahrte Original dieser Berufungsurkunde ist vom 20. Februar und 20. März 1804 datiert. Im Gegensatz zu den früheren Methoden bei Ansiedlung der Wolga-Kolonisten sollten diesmal nur gesunde und kräftige, auch an Kapitalbesitz erfolgversprechende Kolonisten angesiedelt werden, und zwar möglichst kinderreiche Familien. Schon im Jahre 1803 hatte ein Agent Ziegler an die 3000 deutsche Kolonisten, meist Schwaben, nach Odessa geführt, und nun kamen jährlich aus der Stadt Ulm die Auswanderertrupps an, in solchen Mengen, daß man, wie Pfarrer Keller in seinem Werke berichtet, kaum Winterquartiere für sie fand. Es ging diesen Kolonisten zuerst herzlich schlecht. Ihr Unterkommen und ihre Verpflegung waren echt russisch, Krankheiten und Seuchen wütheten unter ihnen; erst der neue Generalgouverneur, Herzog von Richelieu, stellte dieses Unwesen ab, so daß die nachfolgenden Kolonisten schon geordnetere Verhältnisse vorfanden. Württemberg, Baden, das Elsaß und die Rheinpfalz stellten die meisten Auswanderer, und ihre Dialekte hört man heute noch mit erfrischender Deutlichkeit von den Kolonisten des ukrainischen Südens sprechen. Pfarrer Keller gibt eine Statistik der deutschen Kolonien, in der er für das Gouvernement Cherson 48, für Jekaterinoslaw 51, für Taurien 99, für Besarabien 21 Kolonien aufzählt, und dazu noch 79 Einzelkolonien, jüdische Kolonien, die nicht so gut florierten und in die deutsche Musterwirte in jedes zehnte Haus gesetzt wurden. Doch ist diese Zusammenstellung nicht vollkommen, wie überhaupt schwer genaue Zahlen über den heutigen Stand der Kolonien, über den Umfang ihres Gebietes und ihre Seelenzahl zu erhalten sind. Dazu fehlte es vor dem Kriege an einer straffen Centralisation und an nationalem Zusammenschluß, der unter dem Zarismus unmöglich war. Die Ansiedler standen zunächst unter dem obersten Schutze der recht bestechlichen Tutel-Canzlei, bis im Jahre 1818 das „Fürsorge-Comität“ begründet ward, aus einem Präsidenten und zwei Mitgliedern nebst zahlreichem Beamtenstab bestehend, das alle politischen und wirtschaftlichen Angelegenheiten der Kolonisten zu regeln hatte. Dieses Fürsorge-Comität begründete im Jahre 1845 das „Unterhaltungsblatt für deutsche Ansiedler im südlichen Rußland“, das im Jahre 1861 aus Mangel an Abonnenten einging. Bald entstand aber die „Odessaer Deutsche Zeitung“, die sich bis auf den heutigen Tag erhielt. Die Katholiken begründeten sich im Jahre 1897 in dem „Clemens“ eine religiöse Wochenschrift, es kam ein „Christlicher Volksbote“ dazu und in Jekaterinoslaw der „Beobachter“, endlich in Odessa die „Rundschau“, die sich als katholisches Blatt entwickelte, während die

„Odessaer Zeitung“ das Blatt der Protestanten wurde. Eine reiche Kalenderliteratur entstand, aber im ganzen genommen blieb das Zeitungswesen der Kolonisten dürftig genug. Angaben über die Leistungen der Kolonisten in Handwerk und Industrie aus neuerer Zeit fehlen. Wohl wird das industrielle Leben in den Kolonien und namentlich bei den Mennoniten in den fünfziger Jahren als lebendig und vorbildlich geschildert. Wohl wissen wir, daß Kolonistensöhne es im Studium und nichtbäuerlichen Berufen zu tüchtigen Leistungen brachten, aber im ganzen fehlte dem deutschen Kolonistentum dauernd ein Stamm der bürgerlichen Intelligenz, des Akademikertums und der literarischen Berufe, der politisch und national ein aufweckender Führer hätte sein können. Erst in den allerletzten Jahren entstanden studentische Organisationen, und bei den letzten Wahlen spielten Studenten als Agitatoren eine große Rolle. Während des Russisch-Türkischen und während des Krimkrieges leisteten die deutschen Kolonisten der russischen Regierung vorzügliche Dienste, und im Anfang des Weltkrieges sprachen es noch unbefangene Russen offen aus, daß die russische Mobilisation bei weitem nicht so schnell hätte vor sich gehen können, hätten nicht die deutschen Bauern an Wagen und Gespannen aus ihrem reichen Inventar bei weitem mehr und in besserer Beschaffenheit geliefert als das russische Bauerntum. Noch im Krimkrieg wurden zahlreiche Belohnungen dafür erteilt. Der Weltkrieg brachte statt dessen nur Schmähungen und Verfolgungen.

Die Organisation der deutschen Kolonien ist in den meisten Fällen die, daß ihr Landgebiet der Gemeinde gehört. Die Gemeinde überantwortet an die einzelne Familie je 60—80 Dessjatinen Land, das zwar vererbt, aber nicht verkauft werden kann. Doch ist eine Art Übergabevertrag eingeführt worden, der Kaufkraft erhielt. Immerhin konnte nur die Gemeinde selbst das Land hypothekarisch belasten. Zuerst förderte das Fürsorge-Comitât die Schafzucht der Kolonisten mächtig und es wurden dazu große Gemeinde-Weideländereien geschaffen. Späterhin wurde dieser Betrieb zugunsten des Körnerbaues eingeschränkt, und das freige-wordene „Schäfereland“ wurde teils zur Dotierung der Pfarreien, teils zur Ansiedlung landloser Kolonistensöhne bestimmt. Wo durchaus stramm und energisch organisiert wurde, da blieb die Überfüllung der Kolonien mit Landlosen aus, wo es unterblieb, da entstand ähnlich wie im übrigen Rußland eine „Landlosenfrage“, die gerade jetzt in den letzten Monaten den Deutschen politisch viel zu schaffen machte. Einzelne Kolonisten aber kamen rasch voran und gelangten zu Geld, das sie in Landkäufen anlegten.

so daß rings um die deutschen Kolonien herum und weiter von ihnen entfernt allmählich ein deutscher Gutsbesitzerstand heranwuchs, der es zu recht ansehnlichem Besitze brachte. Güter von 1000 und mehr Deßjatinen sind nichts Seltenes, es kommen solche bis zu 10 000 Deßjatinen vor. Diese Einzelbesitzer sind nun durch die russischen Kriegsent eignungs-gesetze fast samt und sonders vernichtet worden. Das erste Enteignungs-gesetz vom 2. Februar 1915 galt ihnen, ihr Besitz wurde eingezogen und zu Schein- und Schleuderpreisen an die Agrar-Bank verkauft; die außerordentlichen wirtschaftlichen Werte, die die einzelnen Besitzungen darstellten, sind größtenteils vernichtet. An die Kolonisten, die ja Gemein-land besaßen, wagten sich erst spätere Gesetze, das vom 18. Dezember 1915 sowie Verfügungen von 1916 und endlich ein drittes Gesetz vom 6. Februar 1918. Aber sie kamen nicht mehr zur Durchführung, so daß bis auf die bedeutenden Schäden infolge der Mobilisations-Requisitionen zu Beginn des Krieges und infolge reichlich auferlegter Kontributionen in Geld und in Getreide diese Kolonien ziemlich unbehelligt blieben. Nur die im Kriegsgebiet liegenden Kolonien Wolhyniens, wo die Deutschen übrigens größtenteils nur als Landpächter saßen, sind ausnahmslos vernichtet worden, weil sie im Kriegs- oder Etappengebiet lagen, und diese Vernichtung geschah in echt russischer rohester und rücksichtslofester Weise. Zehntausende dieser Ärmsten saßen und sitzen noch mittellos und von ihren Landsleuten, so gut es geht, unterstützt, in der Charkower Gegend, soweit sie nicht in andere Kolonien aufgenommen werden konnten; Hunger und Seuchen haben böse unter ihnen gewütet. Hätte das zaristische System Bestand gehabt, so wäre zweifellos die Enteignung der deutschen Bauernkolonien auch im Süden durchgeführt worden. Denn die Triebfeder dazu war der russische Adel und Grundbesitz. Sprach es doch Strukow offen aus: „Wir müssen nach dem Kriege den russischen Bauern Land geben. Geben wir ihnen also das Land der deutschen Kolonisten, das langt für 100 Jahre. Wir werfen ihnen diesen Knochen hin und sichern uns selbst dadurch auf ein Jahrhundert.“

Allmählich hatte zwar die Russifizierung unter den Bauern Fortschritte gemacht, aber sie hielten doch zäh an Sprache und nationaler Kultur fest. Die Unterrichtssprache in ihren Schulen mußte in den letzten Jahren (seit 1893) russisch sein, und der Militärdienst tat das Seinige, daß alle Bauern russisch lernten, aber die Religionsprache blieb deutsch. Zwar mußten zu Kriegsbeginn die deutschen Schulen geschlossen werden. Es geschah wieder echt russisch heimtückisch, unter dem Vorwande, die Lehrer sprächen

das Russische nicht gut genug. Trotzdem blieb der deutsche Geist und war nicht auszurotten. Die geschlossene Lage der Gemeinden half beträchtlich, die Kolonien lebens- und widerstandsfähig zu erhalten. Nur ihre Organisation und ihr Vereinswesen blieben höchst mangelhaft entwickelt. Wohl gab es einen Bildungsverein, aber ihn brachte die russische Regierung nach kurzem Bestehen im Jahre 1905 zum Schweigen, und einzelne konfessionelle oder auch gemischte Lehrer- und Beamten-, Lese- und Unterhaltungsvereine gelangten kaum zu ersprießlicher Tätigkeit. Nur in Odessa lebten kräftigere deutsche Organisationen. Hier schuf der Krieg und in ihm die russische Revolution eine vollkommene Wandlung. Kaum war die Revolution siegreich gewesen, da traten im April in Odessa etwa 30 Kolonistensöhne zusammen zu Vorbereitungen. Vom 14.—16. Mai tagte der erste „allrussische Kongreß der Deutschrussen“, dem über 3000 Abgesandte beiwohnten und dem der katholische Bischof Zerr und der protestantische Pfarrer Steinwand, beides Kolonistensöhne, als Ehrenpräsidenten angehörten. Noch zitterte in den Gemütern der im Kriege aufgespeicherte Haß gegen das zaristische Regime und seine Bedrückung alles Deutschen nach. An den Fürsten Lwow und an Tschaidse wurden Telegramme abgesandt, der „Odessaer Rat der Soldaten, Offiziere und Arbeiterdeputierten“ war in der Versammlung vertreten und drückte den Deutschen seine Sympathien aus, auch die „Odessaer deutsche Studentenschaft“ trat zum ersten Male als Organisation auf. Allerdings sprach für sie schon damals in bitteren Worten ein Angehöriger des 2. Studenten-Bataillons in Zarizyn und beklagte sich, daß man den deutschen Studenten immer noch das Recht vorenthalte, in die Kriegsschulen einzutreten und Offiziere zu werden. Und noch Monate später bestrafte man einen deutschen Studenten, der sich weigerte, in den Krieg zu ziehen, solange dieses Unrecht an seiner Nation aufrecht erhalten werde. Ein scharfer Protest der deutschen Studenten-Soldaten ging damals an die freie republikanische Regierung ab, die Stimmung gegen den Kriegsminister Gutschkow war erregt. Ein großes Arbeitsprogramm wurde auf dem Mai-Kongreß von Odessa entworfen. Lange gehemmte Organisationskraft wollte sich Bahn brechen. Bezirksvereine sollten geschaffen werden, Bildungs- und politische Aufgaben sollten in Angriff genommen werden, man war voll Eifer und Tatkraft. Aber ein Volksschullehrer von Beruf und gewöhnlicher russischer Soldat rief schon damals laut in den Zirkusaal: „Wir deutschen Soldaten bestätigen hier laut, daß wir mit den Spitzfindigkeiten der sozialistischen Lehren nichts zu tun haben wollen,“ und der Dumaabgeordnete Luß betonte in seinem Refe-

rate über die Agrarfrage, daß die Deutschen wohl für die Enteignung allzu großen Großgrundbesitzes gegen Entschädigung eintreten wollten, aber doch für größeren Privatbesitz aus wirtschaftlichen und kulturellen Gründen stimmten und eine Besserung der Agrarlage sowohl vom größeren Landbesitz der Bauern, als auch von der Verbesserung und Intensivierung der Wirtschaft erwarteten. Immerhin traten auch auf dem Kongreß schon rein sozialistische Stimmen, Vertreter der Landlosen, auf, die völlige Ausschaltung der Politik vom neuen Verbande forderten, und Beschränkung auf nationale Fragen. Die Mehrheit des Kongresses entschied aber anders. Es wurden Leitsätze angenommen, die sich für demokratische Republik auf parlamentarischer Grundlage, für Proportionalwahlen mit dem allgemeinen, direkten, gleichen und geheimen Wahlrecht, wie man hier sagt, für das „fünfschwänzige Wahlrecht“ aussprachen, sowie für Selbstbestimmungsrecht der einzelnen Völkerschaften. Dagegen wurde das Eigentumsrecht als notwendig erklärt, ebenso die Versorgung auch der deutschen Landarmen mit Land, die Schaffung einer Höchstgrenze für Grundbesitz, jedoch bei Erhaltung der kulturwirtschaftlichen Werte von volkswirtschaftlich allgemeiner Bedeutung. Mit besonderer Schärfe trat man gegen die verheßenden und unwahren Beschimpfungen einer Broschüre auf, die den ukrainischen Justizminister Scheluchin zum Verfasser hat. Daran zu erinnern ist heute wichtig, denn dieser Gegensatz zu einer so ausgesprochenen Persönlichkeit innerhalb des ukrainischen Kabinetts bestimmte lange Zeit die Haltung der Deutschen zur Ukraine überhaupt. Endlich sprach sich der Kongreß für Schulen auf religiöser Grundlage aus und bestimmte die Einsetzung einer Abordnung nach Petersburg zur Besprechung aller politischen Fragen.

Bald schuf man sich eine feste Organisation. Mitte April erschien noch ganz in russischer Sprache ein „Wochenblatt“ als Organ des Verbandes, das von seiner ersten Nummer ab mitten im russischen Text dazu überging, auch deutsche Aufsätze und Notizen zu bringen, bis dann allmählich der Leitartikel und vom August ab auch der Titel des Blättchens und damit der ganze Inhalt rein deutsch wurden. Im August tagte in Odessa der zweite Delegiertenkongreß, bei dem auf rund 200 bis 250 Einwohner ein Vertreter entfallen sollte. Ein dauernder Vorstand für die Organisation wurde gewählt, der Abgeordnete Luz berichtete über die politische Lage, man besprach die politischen Tagesfragen vom deutschen Standpunkt aus und entschied sich schließlich für eine republikanische Staatsverfassung, für eine Landenteignung gegen Entschädigung und für die Schaffung einer deutschen Zentrale

aller Rußland-Deutschen in Petersburg. Schon Ende September wurde das kleine Wochenblättchen in eine größere „Vereinszeitung“ umgestaltet, und nun setzte trotz der Kürze der Zeit eine lebhaftige Agitation für die vielen nun in Aussicht stehenden Wahlen ein. Gewählt wurde ja immer nach dem „fünffschwänzigen Wahlrecht“, bei dem Frauen und Männer über 20 Jahre, ja Soldaten schon vom 18. Jahre ab, wahlberechtigt waren. Und es gab Wahlen genug. Da waren Wahlen zu den Bezirksausschüssen, Wahlen zu den Kreisausschüssen, ferner kamen die Wahlen zur ersten allrussischen Verfassung gebenden Versammlung, und dann endlich die angelegten Wahlen zur ersten Verfassung gebenden Versammlung der Ukraine. An der Agitation beteiligten sich wesentlich Studenten und Lehrer. Der Vorstand in Odessa griff durch seine Zeitung und durch Wahlflugblätter ein. Allgemein trat man als selbständige deutsch-nationale Gruppe auf. Schutz der redlichen Arbeit und der nationalen Minderheiten war die Parole: „Es gilt, unsere heiligsten Güter, unsere Sprache, unsere Religion, unsern Glauben, es gilt, unser und unserer Kinder Zukunft. Voll Dampf voraus! Wir lassen uns nicht an die Seite drücken! Wir stehen alle, Mann für Mann.“ Die deutschen Kandidaten sollten Weisungen für die Verfassung gebende Versammlung erhalten, die im allgemeinen forderten: Republikanische Staatsverfassung mit parlamentarischem System, Wahl des Präsidenten durch das Parlament, nationale Gleichberechtigung und nationale Schule, staatliche Beihilfe zum Unterhalt der Kirchen, gouvernementale Selbstverwaltung, freier Gebrauch der Muttersprache, Beibehaltung des Eigentumsrechtes, Versorgung der deutschen Landlosen, wobei der Staat die Hälfte der Kosten zu tragen habe und die andere Hälfte der Landempfänger in der Übernahme von Hypotheken, Feststellung eines Höchstmaßes von Grundbesitz, Aufhebung der Liquidationsgesetze, Unterstützung der arbeitsunfähigen Krieger, Aufhebung der geheimen Diplomatie, Abschaffung des Heeres und Übergang zur Volksmiliz. Das Resultat der Wahlen zu den Kreis- und Bezirksausschüssen war im ganzen gut, die Deutschen bekamen eine genügende Anzahl von Vertretern in all diesen Ausschüssen. Bei den Wahlen zur russischen Verfassung gebenden Versammlung dagegen brachten sie keine Vertreter durch. Es sollte im allgemeinen auf 200 000 Seelen ein Vertreter kommen, später stellte sich heraus, daß ungefähr auf 49 000 Wähler ein Abgeordneter kam. In Cherson bekamen die Deutschen 47 000 Stimmen, in Besarabien 16—17 000 Stimmen, dort hatte man veräumt, die deutsche Liste mit der einer anderen befreundeten Partei zu verkoppeln, wodurch ein Erfolg zu er-

zielen gewesen wäre, in der Krim fehlten nur einige hundert Stimmen. Die bisher mangelhafte Organisation der deutschen Kolonisten machte sich empfindlich bemerkbar. Viele Bauern stimmten aus Angst für russische Parteien, sehr viele, namentlich Landlose, fielen der sozialistischen Agitation anheim, kurz, zu einer geschlossenen, imponierenden Stellungnahme kam es nicht. Die Wahlen zur Verfassung gebenden ukrainischen Versammlung kamen infolge der politischen Wirren gar nicht zustande, oder nur an einzelnen Orten. Im Gouvernement Jekaterinoslaw wurde damals der Abgeordnete Łuž gewählt.

Am 9. und 10. April 1918 fand nun abermals in Odessa ein Delegiertenkongreß statt, auf dem trotz der Verkehrsschwierigkeiten und der gefährlichen Zeiten 700 Delegierte vertreten waren. An der feierlichen Eröffnungssitzung in der protestantischen Kirche nahmen über 2000 Personen teil. In erster Linie stammten sie aus dem Odessaer Landkreis, in dem deutsche Bauern ja über 60 Prozent des gesamten Bodens besitzen, aber auch aus fernen Ortschaften, namentlich Besarabiens, waren deutsche Bauern erschienen. In der Vertretersitzung besprach man politische Tagesfragen, die für die Ukraine wie für Deutschland wichtig sind. Die Zentral-Rada hat am 20. März ein Gesetz über das Bürgerrecht erlassen, wonach jeder Bürger der Ukraine sein kann, der in ihr geboren ist und ständig da gewohnt hat, sowie innerhalb dreier Monate eine Erklärung an zu bestimmenden Amtstellen über seine Ergebenheit zur ukrainischen Republik abgibt. Wer das nicht will, muß seine Staatsangehörigkeit angeben und erhält dann eine Aufenthaltsbescheinigung für drei Monate. Wer nicht mindestens drei Jahre in der Ukraine gelebt hat, muß seine enge Verbindung mit der Ukraine nachweisen. Diese wichtige Bürgerrechtsfrage beschäftigte den Kongreß. Allgemein trat eine tiefe Abneigung gegen die ukrainische Regierung zutage, solange sie auf der Sozialisierung des gesamten Grund und Bodens besteht. Der deutsche Bauer hängt an seinem Eigentum und an seiner Scholle, ebenso übrigens, so wurde betont, wie auch der kleinrussische Bauer, der nur in seiner Unbildung noch nicht begriffen habe, daß die Univerfale nicht nur den Großgrundbesitz, sondern überhaupt allen Landbesitz enteigneten. Von manchen Seiten wurde ermahnt, man möchte abwarten, die Ukraine könne ja gar nicht sozialistisch bleiben, der Befehl werde vielleicht zurückgenommen, andere Nationalitäten hätten ja auch noch keine Stellung zur Bürgerrechtsfrage genommen, die Ukraine könne ohne fremde Elemente ja gar nicht auskommen und sei gezwungen, sich mit fremden Nationen gut zu stellen. Wenn aber die Möglich-

keit künftigen gesicherten Eigenbesitzes bestehe, so wolle man doch nicht die ererbte Scholle verlassen. Die Mehrheit der Versammlung bekundete jedoch andere Auffassungen. Sie verwies auf den stark deutschen Charakter des Landes. Im Landkreis Odessa machten die Deutschen über 40 vH der Bevölkerung aus, in Bezarabien, in der Krim, im Jekaterinoslawtschen, überall seien sie stark, gesund, seit über hundert Jahren kernig deutsch. Wenn sie aber hier nicht deutsch bleiben könnten, wollten sie in ihrer Mehrheit geschlossen abwandern, selbst wenn die Ukraine sich bürgerlich mausern würde. Denn es werde nach dem Kriege erst recht der Haß gegen das Deutschtum in Groß- und in Kleinrußland aufflackern, namentlich bei dem verhetzten und beutelüsteren russischen Bauernstand. Im übrigen glaubt von den deutschen Kolonisten kaum einer an den Bestand der selbständigen Ukraine, und in ihrer Stimmung sind sie immer wieder stark beeinflusst durch die Erinnerung an Scheluchin, der ihnen vorwarf, sie hätten mit Hilfe deutscher Banken ihr Land gekauft, sie besäßen doppelte Untertanenschaft in Deutschland und Rußland und seien Spione. In der Versammlung vertraten auch führende Männer des platten Landes in tiefer Bewegung die Auffassung, die deutschen Bauern müßten zurückwandern, weil sie zwar jetzt noch wohlengerichtete Wirtschaften, stattlichen Viehstand, aber kein Kulturideal mehr hätten. Dem könne sie keine Ukraine, sondern nur die alte, so kräftig verjüngte Heimat wieder zuführen. Und so beschloß die Versammlung einmütig, von der Leistung des Untertaneneides an die Ukraine einstweilen abzusehen, einen Vertrauensauschuß einzusetzen, der die Frage studieren und gleichzeitig auch die Frage der Rückwanderung fördern soll, und endlich alle Maßnahmen zum Schutze von Leben und Gut der Kolonisten während der jetzigen Anarchie im Lande zu treffen.

Bemerkenswert ist, daß das deutsche südrussische Zentralkomitee sich im Frühjahr 1918 an die deutschen Kolonisten mit einem Aufruf wandte, in dem eine auf Selbsthilfe beruhende Regelung der Landfrage und eine Versorgung der Landlosen angeregt wurde, die vielfach durchgeführt ward und auch gute Früchte zeitigte. Das Zentralkomitee betrachte den deutschen Landbesitz als nationales Eigentum, heißt es da. Eine endgültige Regelung der Landfrage könne nur durch Gesetze der künftigen nationalen Körperschaften durchgeführt werden. Aber die deutschen Landlosen müßten einstweilen von den deutschen Eigentümern bedacht werden. Zeitweilige Maßnahmen seien sofort nötig. Jede Gemeinde habe die Zahl der Landlosen festzustellen, jeder landlosen Familie müsse

von der Gemeinde 3—5 Desjatinen Ackerland und Anteil an der Viehweide gegeben werden, und zwar unentgeltlich zur Nutznießung; Landlose, die keinen Hofplatz hätten, müßten einen solchen unentgeltlich zu Eigentum bekommen, das Land habe die Gemeinde unentgeltlich zu stellen, die darauf entfallenden Steuern habe der Landlose, der das Land bekomme, zu bezahlen, der Landlose solle auch zinsfreie Darlehen zur Anschaffung des lebenden und toten Inventars erhalten. Dagegen müßten die Landlosen zugestehen, daß jegliches Eigentum unantastbar sei, und müßten sich einstweilen mit dieser Regelung zufrieden geben. Aus diesen vielfach durchgeführten Zeitsätzen spricht das ganze wirtschaftliche Verständnis, die Kraft und der gute Willen der deutschen Kolonisten zu einer praktischen Regelung der Frage, über die ganz Rußland schon seit Monaten und Jahren sich in theoretischen Erörterungen unfruchtbar erschöpft.

Die deutschen Kolonisten in der Ukraine haben inzwischen ihre Organisation zu einer rein ukrainisch-deutschen zusammengefaßt. Sie scheiden Besarabien und die Krim aus, die sich selbstständig organisieren müssen, und bilden nun den „Verband der deutschen Kolonisten in der Ukraine“. Trotz aller Gegnerschaft zu Herrn Scheluchin will man den politischen Tatsachen Rechnung tragen und an der Republik Ukraine mitarbeiten. Freilich ist Vorbedingung der Mitarbeit, daß sich, im Gegensatz zu den heute überwiegenden sozialistischen Tendenzen, der bürgerliche Eigentumsbegriff wieder in dem neuen Staate entwickle und durchsetze. Nur wenn er sein freies Eigentum behält, bei weitestgehender sozialer und Agrarreform, ist der deutsche Bauernkolonist in der Ukraine zu halten. Wird es ihm versagt, so wandert Kolonie für Kolonie geschlossen aus und kehrt in die deutsche Heimat zurück. Es werden auch so nach den Erfahrungen des Weltkrieges viele vorhanden sein, die unter allen Umständen zurückwandern wollen, weil sie von Rußland in jeglicher Form genug haben. Aber ein großer Teil würde doch wohl an der lieb gewordenen Scholle kleben, wenn er alle Sicherheiten für die Zukunft bekäme. Die Erledigung dieser Frage, über deren Zukunft hier nichts vorausgesagt werden kann, ist schwer. Sie ist lebenswichtig für die Ukraine, für die deutschen Kolonisten, und sie ist nicht minder wichtig für die deutsche Heimat.

8. Kolonisten am Dnjepr.

Biereslawl, 22. April.

Die Stadt Biereslawl ist ein kleines, gemütliches Land-
 west, dessen einzige Schönheit in seiner Lage hoch auf dem Muschel-

kalkgestein über dem Dnjeprflusse besteht. Ein Teil der Hauptstraße ist gepflastert, und da liegen zu beiden Seiten die Kirche und die Synagoge, das Mädchengymnasium und das Gemeindehaus, die Apotheke und das Kino. Vielleicht wäre es auch richtiger, nach dem Zulauf, den diese Anstalten finden, sie in umgekehrter Reihenfolge aufzuzählen. So unscheinbar nun auch die übrigen Häuser des Städtchens ausschauen, die da an den holperigen und löcherreichen Nebenstraßen stehen, es gibt doch im Innern ganz ordentlich große, hohe und saubere Räume, in denen eine Fülle von gepflegten Blattpflanzen eine gewisse behagliche Gemütlichkeit schaffen hilft. Man muß, wie bei allen Dingen im Kriege, nur Glück mit den Quartieren haben. Hierher in das Landstädtchen kamen von jeher die Kolonisten zum Einkauf ihrer Tagesbedürfnisse und zum Verkauf ihrer Ware. Hier hört man auch jetzt oft ihr herzliches „Grüß Gott“ und ihr festes „Guten Tag“, wenn sie mit Wagen und Körben angefahren kommen, um Milch und Eier, Butter und Gemüse zu verkaufen.

An einem schönen, sonnigen Sonntagmorgen fahren wir in den stolzesten Kaleschen des Städtchens los. Ein frischer Wind streicht durch das Flußtal und treibt feinen Flugsand in dichten Wolken auf, die zeitweise sogar die Morgensonne verdunkeln. Bellend und kläffend umschwärmen zahllose Hunde unsere Wagen, grunzend trotten ein paar Schweinefamilien zur Seite, unwillig darüber, im Morgenbummel auf der Hauptstraße der Stadt gestört zu werden. Dann geht es quer feldwärts auf einer Straße, die sich der Verkehr selbst geschaffen hat und die anscheinend die allgemeine Landstraße etwas abkürzt, über hügeliges Land. Die Saat grünt schon, selten blüht einmal ein Baum, weite Flächen liegen öde und unbebaut in dem wenig abwechslungsreichen Lande. Zur Rechten zieht sich tief unten das helle Band des Flusses, das vom saftigen Grün der Weiden und der Bäume umrahmt wird. „Steppe“ nennen die Bewohner, auch die Kolonisten, noch immer dieses Land nach der Überlieferung ihrer Vorfahren, obgleich sie es in vielen Jahrzehnten fleißiger Arbeit schon größtenteils urbar gemacht haben. Es hat ja auch in seiner endlosen Weite noch etwas den Charakter der innerrussischen Steppenländer beibehalten.

Nach halbstündiger Fahrt nähern wir uns einem Dorfe. Vielleicht 30 Meter breit zieht sich die Hauptstraße mitten durch, an der die Häuser liegen. Das ist Nowo-Biereslawl, eine jüdische Kolonie. Es gibt ihrer in Südrußland nach der Statistik des Pfarrers Keller ungefähr 35, und sie besaßen zusammen nach der Landesaufnahme vom Jahre 1859 rund 120 000 Desja-

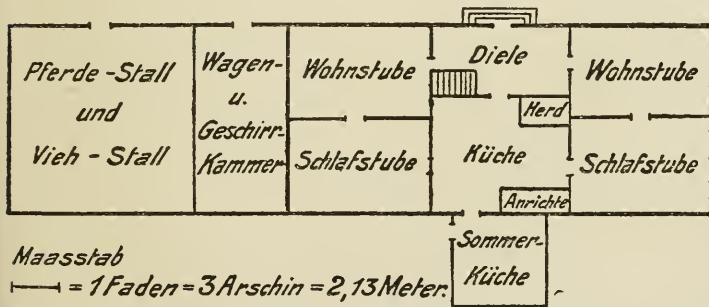
tinen Land. Die allerersten sind zu Beginn des 19. Jahrhunderts, die späteren in den vierziger Jahren begründet worden. Zu den neueren gehört auch dieses Dorf hier mit seinen 3600 Deßjätinen Land. Wir steigen aus und sprechen mit den alten jüdischen Bauern, bald sammelt sich eine ganze Schar Neugieriger um uns, und aus der Menge schwirren die Antworten auf unsere Fragen bunt durcheinander. Alle klagen darüber, sie besäßen zu wenig Land. Der Hof vererbt sich nach ihren Erbgewohnheiten nicht geschlossen auf einen Sohn oder auf die Söhne zusammen, wie bei den deutschen Kolonisten, hier werden auch die Töchter gleichermaßen bedacht, und bei dem großen Kinderreichtum der Leute zerfällt ein schöner Besitz schon im ersten Erbgang hoffnungslos. Die Großväter, die von der Regierung aus Kurland hier herunter gezogen wurden, das waren noch keine Landwirte. Sie lernten den Beruf erst, zahlten beträchtliches Lehrgeld und kamen nicht recht voran. Die Söhne aber, die sich wenigstens etwas eingearbeitet hatten, fanden nach dem Erbgang einen unwirtschaftlich kleinen Besitz als Eigentum vor. Es war zu viel zum Sterben, zu wenig zum Leben. Bei den Enkeln hat sich das Übel noch verschärft. Die meisten Einwohner mußten wieder zum Handwerk greifen oder zum Kleinhandel, so daß der ursprüngliche Gedanke der Bauernansiedlung sich etwas gewandelt hat und man mehr von einer Kolonie von Handwerkern und Händlern sprechen kann, denen ein kleiner, bescheidener, zum Selbstanbau des eigenen Lebensunterhalts oft kaum ausreichender Landbesitz wenigstens etwas Anhänglichkeit an die Scholle schuf. Wenige nur sind vorangekommen und haben sich Land zukaufen können. Selten war es so wie bei den deutschen Bauern, daß der Vater jedem der Söhne schon zu seinen Lebzeiten einen Hof kaufte und für die Zukunft sorgte. Die Regierung hatte zwar schon bald nach Beginn dieses Ansiedlungswerkes eingesehen, daß die landwirtschaftsunkundigen Leute ohne Hilfe nicht vorankämen. Man hatte in jede jüdische Kolonie zwei oder drei deutsche Musterbauern gesetzt, die ihnen mit Rat und Tat zur Seite stehen sollten. Gewöhnlich war aber der Gang der Dinge dann so, daß die jüdischen Ansiedler doch zum gelernten Handwerk und Beruf zurückkehrten und lieber den Deutschen ihr Land zur Bearbeitung verpachteten. Nur wenige jüdische Kolonisten besaßen die Energie, die zum Erlernen der Landwirtschaft gehört, die auch ein Umformen des ganzen Menschen und seiner Denkweise erfordert, besaßen die Weiterfestigkeit und Härte, sich Schollenkräftigkeit zu erwerben. Frägt man so unter den Leuten herum, so geben die meisten die Tatsache auch zu. Andere wieder sagen stolz, die Großväter hätten

die deutschen Mustersiedler wohl nötig gehabt, aber sie selbst verständen die Landwirtschaft jetzt so gut oder besser als die Deutschen, nur fehle es ihnen an Land. Das mag bei manchen auch stimmen, und wir hören nachher auch das Urteil der deutschen Kolonisten über die Judenkolonien, das ähnlich lautet: Einzelne hätten es zu etwas gebracht, weil sie Liebe zum Land hatten, landwirtschaftliche Fähigkeiten mit streberischem Geist des Vorwärtskommens verbanden; aber die meisten seien keine Ackerbauer und würden es nie, als geschlossene jüdische Bauernkolonie im ganzen könnten die Dörfer nicht Bestand haben. Die Kraft der deutschen Bauernsöhne, die, wenn es am Dnjepr nicht geht, lieber nach Sibirien auswandern, um sich dort Hof und Heim zu begründen, die fehlt jedenfalls den Kindern der jüdischen Ackerbauer fast vollkommen. Aber einsichtige deutsche Kolonisten sprechen damit nicht das letzte Wort über die jüdischen Kolonien, sie halten mit dem Urteil zurück: Die Regierung hätte die Leute nicht so sich selbst überlassen dürfen, man wird nicht von heute auf morgen Landwirt, man kann nicht mit ein paar Mustersiedlern eine Gesellschaft von Händlern und Handwerkern in wenigen Jahren zu Bauern umformen; man hätte sie viel straffer beaufsichtigen sollen, hätte sie oder zum mindesten ihre Kinder in Schulen nachlernen lassen sollen, was ihnen an Erfahrung abging. So wie es jetzt ist, wird die Folge nur die sein, daß in der nächsten Generation doch wieder die Rückwanderung zur Stadt einsetzt, der man durch die Ansiedlungsversuche eben begegnen wollte.

Wir folgen der Einladung, uns ein paar der Wohnhäuser der Kolonisten anzusehen. Äußerlich machen sie oft einen etwas ver- wahrlosten Eindruck. Die Leute entschuldigen das damit, daß die Bolschewisten gerade die jüdische Kolonie besonders bedrängten, daß die Einwohner alle viele Tage lang in die Wälder flüchten mußten, während die Roten Garden dann schonungslos in ihrem Eigentum hausten. Ganz scheint aber der äußere Verfall der Häuser, scheinen die Lücken in den Strohdächern und Scheunen doch nicht nur auf diese Tatsache zurückzuführen sein. Dagegen ist es im Innern sauber und reinlich. Die Wände sind frisch gekalkt, die Betten sind sauber überzogen und hoch aufgeschichtet, die Tische und Stühle sind geschuert; es unterscheidet sich hier kaum etwas von den gutgehaltenen Anwesen anderer Bauern, wenn auch an Wohlstand und Ordnung ein beträchtlicher Unterschied zu den deutschen Häusern bleibt. Immerhin ist hier nichts zu finden vom Schmutz städtischer Wohnungen, die Handwerkerstuben sehen ordentlich aus, die Ställe sind gut gehalten, der Gesamteindruck ist nicht eben ungünstig.

Wir fahren weiter zu den deutschen „Kolonien im schwedischen Gebiet“, wie sie offiziell genannt werden. Schweden waren die ersten Ansiedler hier. Sie kamen zur Zeit Katharinas II. von der Insel Dagö hierher, wo sie leibeigen gewesen waren, mit dem Rechte, sich von Nikopol bis Biereslawl ein ihnen gutdünkendes Stück Land auszusuchen. 1200 Seelen sollen es insgesamt gewesen sein, die ihre Heimat im August 1780 verließen und im Mai 1781 in der neuen Heimat ankamen. Am 1. Mai jedes Jahres pflegten die jetzt noch hier lebenden Schweden sich aufs Feld zu begeben und einen Dankgottesdienst zur Erinnerung an die Ankunft ihrer Vorfäter abzuhalten. Doch schon auf der Herreise hatten Hunger, Entbehrungen und ungewohntes Klima ihre Scharen gelichtet, und im ersten Jahre der Siedlung schmolz das Häuflein immer mehr bis auf schließlich 30 Familien mit 135 Seelen zusammen. Im Jahre 1802 führte die russische Regierung sogar den Heiratszwang für die über 30 Jahre alten Schweden ein, um die Kolonie zu erhalten. Ihr Zustand war jämmerlich genug. Die alten Schweden fischten viel lieber im Dnjepr, weil das ihren früheren Lebensgewohnheiten entsprach, als daß sie Landwirtschaft betrieben. Acker bestellten sie nur soviel, um den allernotwendigsten Lebensunterhalt zu finden. Deshalb begründete die Regierung, nachdem schon einmal im Jahre 1786 eine Anzahl Danziger Landwirte vorübergehend sich hier niedergelassen hatte, im Jahre 1804 noch drei weitere Kolonien von deutschen Bauern, Schlangendorf mit 19, Mühlhausen mit 16 und Klosterdorf mit 30 „Wirten“, wie man hier sagt, selbständigen bäuerlichen Besitzern, wie wir es nennen würden. Schlangendorf bekam seinen Namen, weil man viel Schlangen in der dortigen Gegend fand, Mühlhausen, entweder weil die Kolonisten aus dieser Gegend des Elsaß stammten, oder nach einer anderen Lesart — das Dorf hieß früher Mühl Dorf —, weil die erste Getreidemühle hier entstand; Klosterdorf nannte sich nach einem nahe gelegenen reichen russischen Mönchkloster, das noch heute vorhanden ist und in den letzten Wochen Besitz und Hauptquartier der Bolschewisten war. Die Neuansiedler wurden von der Regierung mit dem nötigsten Bargeld und Vorschüssen ausgestattet, um sich nach einem vom „Fürsorgekomitee“ in Jekaterinoslaw ausgearbeiteten einheitlichen Plan ihre Wohnhäuser bauen und landwirtschaftliches Inventar anschaffen zu können. In dem schmalen, langen Landstreifen, der sich etwa 7 Kilometer breit und 13 Kilometer lang den Dnjepr entlangzieht und der insgesamt 8700 Desjatinen ackerfähigen und 2500 Desjatinen nicht bebaubaren Landes enthält, wurden ihnen die Grundstücke

zugemessen, und schon damals wurde so das Schema festgelegt, das heute noch diese vier Kolonien aufweisen: Mitten durch das Dorf führt, 30 bis 50 Meter breit, die große Straße, und mit schmaler Front grenzen an sie alle Ansiedler an, deren Höfe sich entweder in langen Streifen zum Dnjepr hinab, oder die Höhen sanft bergauf ziehen. Der Boden ist lehmig, aber mit Sand durchsetzt, die Niederungen unten am Fluß bestehen völlig aus Anschwemmungen, denen hohe Pappeln und schöne Weiden ein malerisches Aussehen geben, wo aber auch ein gutes Weidegras für das Vieh wächst. Ein Befehl vom 9. Januar 1905 ordnete an, daß die Kolonisten sich ihre Häuser nach dem ihnen übergebenen Plan selbst bauen sollten, und in der Tat ist das auch vielfach geschehen, wenn auch im Laufe der Jahre mehr und mehr der Häuserbau an Unternehmer vergeben wurde. Aber der alte Bauplan ist geblieben, und noch heute gibt es in den ganzen Kolonien kaum eine Abweichung in der Art des Grundrisses. Die Häuser mögen in Einzelheiten und Kleinigkeiten dem Geschmack der Kolonisten angepaßt sein, die einen, wenige allerdings, ziehen noch ein Strohdach dem Ziegeldach vor, die anderen haben ihre besonderen Liebhabereien im Anstrich der Häuser, aber der Grundriß ist immer der gleiche geblieben. Ich lasse ihn hier folgen, wie ich ihn selbst an einem Kolonistenhause aufnahm:



Grundriß eines deutschen Bauernhofes.

Länge des Gesamthauses = 15 Faden.

Länge des Wohnhauses = 9 Faden.

Tiefe des Hauses = 4 Faden.

Zimmer = 3×2 Faden.

Diele = $3 \times 1,5$ Faden.

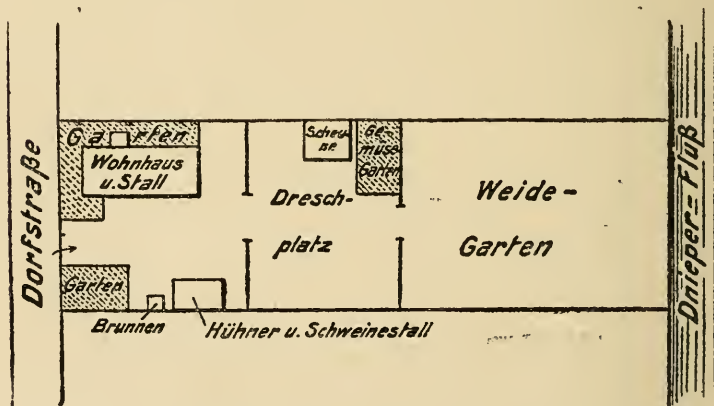
Küche = $3 \times 2,5$ Faden.

Stall = 4×4 Faden.

Kammer = 2×4 Faden.

Sommerk. = 2×2 Faden.

Man sieht, das Wohnhaus ist stattlich und luftig groß. Die Zimmer mit ihrem Ausmaß 6.40 zu 4.25 Meter sind freundlich und lassen auch für eine größere Familie genügend Raum und damit die Möglichkeit zu Ordnung und Sauberkeit. Von der Diele aus steigt man zum Speicher hinauf, der die Vorräte aufnehmen kann, die man selbst verbraucht; von hier aus führt auch die Treppe in den meist gut gebauten Keller herunter, der neben anderen Vorräten auch den Wein enthält (denn seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts haben die Kolonisten angefangen, jedes Dorf gemeinschaftlich für sich, Weinberge anzulegen, die einen trinkbaren, wenn auch nicht erstklassigen Wein für den Hausgebrauch liefern). Der Küchenherd heizt gleich die beiden Stuben auf dieser Seite der Diele mit. Im Sommer, wenn diese Notwendigkeit wegfällt, wird in der Sommerküche gekocht und auch gegessen, dem kleinen Anbau, der seinen eigenen Zugang vom Hof und Garten aus hat. Über den Grundriß der Gesamtanlage eines Hofes unterrichtet eine Skizze, die gleichfalls an Ort und Stelle aufgezeichnet ist und die gleichzeitig die Lage des Hofes zur Straße und zum Fluß erkennen läßt:



Plan eines deutschen Bauernhofes in der Ukraine.

Die Grundstücke sind den ersten Ansiedlern nur 15 Faden, also 32 Meter breit zugeschnitten worden, sie sind zum Teil noch schmaler, bieten aber durch ihre große Längsausdehnung, wie aus der Skizze ersichtlich ist, Raum zu einer geschlossenen und praktischen Hofanlage. Anschließend an den Dreschplatz hat jeder

Kolonist einen Anteil an der Gemeindeweide, die sich den Dnjepr entlangzieht; es gehören ihm da etwa 80 Weiden, deren völlige Nutznießung er besitzt; er kann sein Vieh unten weiden und Heu mähen, was namentlich in Trockenheits- und Mißerntejahren wesentlich ist, weil das Gras unten fast regelmäßig genügend Feuchtigkeit zum Wuchs aus dem Flusse aufsaugt.

Nach der Ankunft der arbeitsamen und tätigen Deutschen nahmen die Kolonien bald einen guten Aufschwung, wenn auch unter den Deutschen die Sterblichkeit infolge des ungewohnten Klimas nicht gering war. Zwar litten die Deutschen anfangs sehr unter der Mißgunst der Schweden. Sie beklagten sich im Jahre 1805, daß sie „auf die erbärmlichste und zugrunderichtendste Art und Weise“ bedrückt würden. Die Schweden machten ihnen alles schwer und sauer und suchten sie zu übervorteilen. Dabei seien die Deutschen geneigt, Ruhe und Frieden zu halten, und „die Schweden könnten ganz ohne Sorge leben, wenn sie wollten, aber sie sitzen Tag und Nacht in den Schänken und verschlucken dort die schönen Einnahmen“. Später jedoch besserte sich dieses Verhältnis immer mehr, die alten Streitigkeiten wurden vergessen, das Gemeinsame trat mehr in den Vordergrund, die Kolonien verschmolzen fast zu einem geschlossenen Ganzen zusammen, wie ja auch die einzelnen Dörfer aneinander grenzen, ja sogar mit ihren Höfen und Anwesen für den hier Unbekannten unmerklich ineinander übergehen. Das Klosterdorf hat nur katholische Einwohner, während Mühlhausen, Alt-Schwedendorf und Schlangendorf protestantischen Glaubens sind. Heftige Kämpfe entspannen sich jahre-, ja jahrzehntelang unter den Kolonisten selbst, in welchem Dorf das Pastorat und die Kirche gebaut werden sollten, dann verhinderten wieder Mißwachs und schlechte Ernten den Kirchenbau, aber die Schweden bekamen im Jahre 1884 durch den schwedischen Kronprinzen 6000 Rubel und von amerikanischen Schweden weitere 1500 Rubel — wie sich überhaupt das Interesse der schwedischen Heimat in Reisen von Geistlichen, Schriftstellern und Journalisten erheblich reger kund tat, als etwa das von Deutschland aus für diese fernen taurischen Kolonien — und so entstand im Jahre 1887 nicht nur an Stelle des alten hölzernen Schwedenkirchleins ein neuer stattlicher Bau, sondern um die gleiche Zeit wurde auch die Petri-Pauli-Kirche auf Grund und Boden zwischen den Gemeinden Mühlhausen und Schlangendorf eingeweiht. Und da auch die katholische Gemeinde Klosterdorf schon seit 1869 ihr stattliches Kirchlein hatte, da es in jeder Gemeinde eine große, saubere und stattliche Schule und ein geräumiges Gemeindehaus gibt, machen die vier Kolonien einen ganz ausgezeichnet guten

Eindruck. Und sie sind auch im ganzen recht wohlhabend. Ihr Chronist, der Lehrer Isert, berichtet in einem Heftchen von der „sehr üblen Gewohnheit der Hochzeiten hier, die gemeinhin vier Tage lang mit der schrecklichsten Ausgelassenheit gefeiert werden. Ein Hochzeitsgeber darf nicht weniger als 40 Wedro Wein (etwa 500 Liter), 10 Eimer Branntwein, einen gemästeten Ochsen u. dgl. mehr haben; wer das nicht hat, ist ein verlorener und verkaufter Mensch, es verspotten und verlachen ihn nicht nur alle im Gebiet, sondern auch die Späßen auf dem Dach.“ Und diese Chronik ist nicht etwa vor vielen Jahrzehnten, sondern im Jahre 1904 geschrieben! Dieser Chronist berichtet auch von der althergebrachten Sitte der Hochzeitseinladung durch die Brautdiener, die in jedem Haus eine Einladungsformel hersagen müssen: „Geehrte Herren und Freunde! Wir bitten Sie recht freundlich, Sie möchten sich in der Behausung des Herrn ... morgen um 10 Uhr vormittags bei ihm einstellen, alsdann werden Sie sehen, was der hochreiche Speisemeister an Essen und Trinken beschere wird und lustig zum Sprung, fröhlich zum Trunk, mit Singen und Springen die Mahlzeit zu Ende bringen. Wir sind noch jung von Jahren und haben die Sach' wenig erfahren; wir sind noch jung von Ehren, was wir nicht wissen, wollen wir noch lehren, oder haben wir etwas nicht recht getan, so tun Sie es uns verdenken, oder haben Sie ein Glas Bier oder Wein, so tun Sie uns einschenken und haben Sie von diesen keins, so stellen Sie sich selber ein.“

In den Kolonien ist heute am Sonntag vormittag noch Sonntagsgottesdienst. Wir fahren deshalb durch die Reihen spielender Kinder zwischen den freundlichen Anwesen mit der Blütenpracht der Bäume und der Blumenbeete vor den Häusern durch, zuerst nach Klosterdorf, wo die Kirche etwas früher zu Ende geht. Beim Ortsschulzen werden wir freundlich aufgenommen und dort versammeln sich viele der Kolonisten. Ein Teil von ihnen soll aus Osterreich gekommen sein, aber ein anderer erzählt im reinsten Dialekt: „Mir seie von Heidelberg, der Vatter hat's g'sagt, mir stamme vun do her.“ Wieder andere schwäbeln. Naturgemäß sprechen sie fast alle von den letzten schweren Zeiten, von den Erpressungen und Räubereien der Bolschewisten, von dem Umschwung der Revolution. Auch hierher sind die Wellen der neuen Zeit gedrungen. Auch in diesen deutschen Kolonien gab es viele „Landlose“, die verärgert und unzufrieden waren und eine Gefahr insofern bildeten, als sie sich russischen sozialistischen Parteien anschlossen. Man hat auf Vorschlag des Organisationskomitees der Deutschen in Odessa nun bis zu einer staatlichen Regelung der Frage kräftig und selbständig eingegriffen. 240 Deßjatinen Bo-

dens sind von den Besitzern für die Landlosen bestellt worden, für jede der 50 bis 60 landlosen Familien rund 3 bis 5 Desjatinen. Teils haben einzelne Besitzer selbst etwas von ihrem Besitz abgegeben, zum andern Teil hat die Gemeinde von dem von ihr gepachteten Land ein Stück dazu bestimmt. Die reichen Bauern taten das kostenlos. Der neue Besitzer trägt dann die Steuern von dem ihm gegebenen Stück Land. Die meisten Landlosen hatten ja wenigstens ihre Höfe, Ställe und etwas Vieh und Inventar zum eigenen Bearbeiten des Grund und Bodens. Viele aber besaßen nicht einmal das, und denen wurde auch die Beststellungsarbeit geleistet, wofür sie dann allerdings die Saat bezahlen mußten. Das ist eine praktische Hilfe, die zunächst einmal die Landlosen befriedigt und sie bei der deutschen Sache hält, vor allem aber sie für den Grund und Boden zurückgewinnt und damit vom Bolschewismus fernhält. Die Gemeinde selbst hatte ursprünglich ihr Land an 38 Wirte vergeben und verteilt, von denen jeder 60 Desjatinen besaß. Nach dem Erbrecht gehen die Höfe an die Söhne zusammen über, die Töchter werden ausbezahlt, und erst, wenn keine Söhne vorhanden sind, treten die Töchter als Erben ein. Einer Zersplitterung ihres Besitzes beugten aber die Bauern meistens dadurch vor, daß sie zu Lebzeiten für alle Söhne Höfe zu kaufen oder mindestens zu pachten trachteten. Söhne, die nicht mit Land befriedigt werden konnten, ließ man nach Sibirien auswandern, wo die Ansiedlung noch leichter und zukunftsreicher schien. Es geht den Leuten trotz der gestiegenen Steuern immer noch nicht schlecht. Man muß mehr zahlen, aber man bekommt „vom Juden“ auch mehr für das Getreide, das er mit seinen drunten am Dnjeprstrom ankernden Schiffen zur Erntezeit selbst abholt. Man ist mit dem Juden im ganzen gut ausgekommen, der Händler war ein ehrlicher Mann und hat nicht betrogen. Nur die Teilnahme der städtischen, meist besitzlosen Juden an dem Bolschewismus, dessen stärkste Führer sie waren, hat das Verhältnis zwischen deutschen Kolonisten und Juden verschärft, ja vielleicht bis zur Unduldsamkeit verschlechtert. An die Geschlossenheit und die Kraft dieser Kolonien hat sich russische Raublust doch noch nicht herangewagt, die Schule war den ganzen Krieg hindurch geöffnet, die Unterrichtssprache war ja russisch, und dagegen konnten selbst die Russen nichts einwenden.

Die gemütlich behäbige Frau des Schulzen, die uns rasch aus Eiern und köstlichem Weißbrot ein Mittagessen bereitet hat, möchte uns gern noch dabehalten, aber wir müssen zurück nach Schwedendorf, wo sich schon die männlichen Ortseinwohner im Gemeindefhaus versammelt haben und auf uns warten. Sie möchten

natürlich alle wissen, was nun aus ihnen wird. Da sitzen alte Fischertypen, wie man sie im Norden heute noch sieht, graubärtige, großgewachsene Männer mit hellblauen Augen und ehrlichen Blicken. Sie sprechen alle deutsch, auch die Abkömmlinge der alten Schweden, die sich jetzt sehr mit Deutschen gemischt haben. Aber es werden hier noch schwedische Zeitungen gelesen, einer der Bauern war selbst noch in der alten Heimat, man hat einen schwedischen Lehrer für die Kinder in der Schule. Nur politisch hält man es mit den Deutschen. Bei den Russen will man nicht bleiben. Ziehen die Deutschen ab, so gehen die Schweden mit. Gibt man ihnen hierzulande sicheren Schutz des Eigentums und des Besitzes, so bleiben sie auf dem lieb gewordenen Boden und auf der erbten Scholle ebenso wie die deutschen Kolonisten, denn kein deutscher Bauer wird ohne höchste Not seinen Hof im Stich lassen. Nur die Unsicherheit bekümmert sie. Was wird werden? Einzelne hoffen, das Land möchte zur deutschen Kolonie werden, andere träumen von der Abwanderung nach Kurland, das man ihnen in lockendsten Farben geschildert hat. Wieder andere klagen ihr Leid, und es kommt die ganze Bitternis über die letzten Jahre zum Durchbruch. Sie wollen unter keinen Umständen mehr bei den Russen, beim Zarismus bleiben, der sie so schmählich betrogen hat. Aber die Liebe zur Scholle hört man doch aus den bangen Fragen, ob da oben auch der Boden gut sein werde, ob man ebensoviel Land bekomme, ob die Gemeinde auch beisammen bleiben könne. Am wenigsten sprechen die Frauen von der Abwanderung. Sie sitzen still mit ihren Strickstrümpfen vor der Tür, so behaglich, so zufrieden mit der Gegenwart, ihrem sauberen und gemütlichen Heim, der Gegend, dem Leben, daß ein jeder Gedanke an die Zukunft doch nur bange Sorge wäre.

In Mühlhausen und Schlangendorf treffen wir dieselbe Stimmung der Unsicherheit. Die Menschen sind wenig unterrichtet über die tatsächlichen Vorgänge. Was lasen sie auch im Frieden, sich zu unterrichten und politisch zu bilden? Höchstens noch in ein paar Exemplaren ihre Odessaer Zeitung und einige religiöse Wochenblätter, vielleicht sogar einmal eine deutsche illustrierte Zeitung, die durch hundert Hände gegangen war, ehe sie hierherkam. Keine heimische Zeitung brachte eine Kunde von der deutschen Entwicklung; einer von ihnen war einmal in Deutschland und am Rhein, vor langen, langen Jahren. Was hat man von Deutschland aus getan, diesen abgesplitterten Volksteil dem Deutschtum zu bewahren, seine Gedanken mit dem Werden und Wachstum der Heimat verbunden zu halten, das deutsche Nationalgefühl lebendig in ihrer Brust strömen zu lassen? Hat man ein Recht bei uns,

den Landsleuten vorzuwerfen, sie assimilierten sich zu leicht in fremden Ländern, wenn man selbst solch schwere Schuld auf sich geladen hat? Diese deutschen Bauernkinder hier blieben deutsch, trotz der sträflichen Vernachlässigung durch ihre Landsleute. Hier ist es kein Kanzler und kein Ministerium, nicht einmal ein Diplomat, dem man die Schuld aufbürden kann: hier hat das ganze deutsche Heimatland Jahrzehnte hindurch schwerste Unterlassungssünden begangen. Sie rächen sich schon jetzt, und sie würden sich noch mehr rächen, wenn diese politisch harmlosen und unerfahrenen Menschenkinder, die zudem nur die Wirtschaftsform ihres wundervollen Bodens kennen, ins rauhe Klima heimischen Konkurrenzkampfes geworfen würden, wenn sie heute nach Orten verpflanzt würden, wo der Boden schlechter und ärmer, die Luft rauher, der Verdienst schmaler ist, wenn sie den Konkurrenzkampf aufzunehmen hätten mit Landwirten, die die harte deutsche Schule zu ganz anderer intensiver Kultur erzogen hat. Wer sie in ihren schönen Kolonien hier am Dnjepr sieht, kann ihnen nur wünschen, daß ihnen diese Leidenszeit erspart bleiben möge.

In Schlangendorf beim Lehrer sind wir zum Kaffee geladen. Ein Harmonium steht im Lehrerzimmer, und er begrüßt uns mit einem Choral. Auch er war nie in Deutschland, von dem er nur schwach sich ein Bild machen kann. Wie sollte er auch . . . ein Paß kostete 40 bis 50 Rubel im Frieden, und die Reise war nicht weniger kostspielig. Die Lehrergehälter hierzulande aber sind noch bescheidener als in deutschen Dörfern, denn mehr als das unbedingt Notwendige wollen die Bauern nicht für die Schule opfern. Es gibt zwar Schulzwang, aber man kennt nur eine einklassige Schule in vier Gruppen, die vom 1. Oktober bis zum Beginn der Ackerzeit und darnach wieder bis zum Mai in die Schule gehen. Der Sommer bleibt frei. Was kann man bei solchem Schulsystem viel lernen vom 8. bis zum 15. Lebensjahre, zumal doch in russischer Sprache unterrichtet werden muß, während den Kindern zu Hause nur das Deutsche geläufig ist? Etwas Lesen, Schreiben und Rechnen, das ist alles, was erreicht werden kann. Und so geht das Leben im alten Trott weiter. Die Bauern kommen nicht heraus und lernen nichts zu, da jede Anregung fehlt. Wie seit alters her bebauen sie in der Dreifelderwirtschaft ihren Boden, höchstens daß sie die Brache durch Anpflanzung von Weiskorn ersetzen, und da dieser Boden so gut ist, daß er auch ohne Dünger Ernten liefert, wird der Stalldünger mit etwas Stroh und Schilf aus der Dnjeprniederung vermischt und zu braunen Ziegeln geformt, die die Sonne ausdörret und die man im Winter als willkommenes Feuerungsmaterial verwendet.

Am Spätnachmittag fahren wir vom Besuch der deutschen Kolonien heimwärts. Nach russischer Sitte grüngestrichene Blechdächer der Kolonistenhäuser schimmern im Sonnenschein, weiß leuchten die Häuser aus der Pracht der Blütenbäume und mit dem Rot der Ziegeldächer gibt es ein buntes, farbenfrohes Bild. Der Dnjepr strahlt tief unten wie ein silbernes Band, das sich durch die Fluren schlingt. Nichts stört den Sonntagsfrieden, den deutschen Sonntagsfrieden in diesen Kolonien, wo alles von Arbeit und zäher deutscher Art spricht, wo alles heimatisch anmutet. Aber in der russischen Stadt Biereslawl grunzen schon wieder die Schweine unwillig, weil sie in der Abendpromenade auf der Hauptstraße gestört werden, die Hunde kläffen dem Wagen nach. —



II. In der Krim.

1. Auf der Britschka.

Simferopol, 28. April.

Am frühen Morgen fahren wir durch die Straßen des stillen kleinen Landstädtchens Biereslawl einen steilen Felsweg hinab zum Dnjepr. Leichte Dunstschleier der Nacht schwimmen noch über dem Wasser, das leise plätschernd an die dicken Balken der alten Slossbrücke schlägt. Die Bretterbohlen knarren und die ganze schlangenartig gewundene Brücke zittert und schwankt unter der Last des Wagens. Fern aus grünenden Baumwipfeln schauen die Sinnen des Schlosses Kasazkoje ins Flußtal, wo wir den ersten Gruß der Krim empfangen: nach langen Tagen erzwungener Alkoholenthaltsamkeit in den großen modernen Kellereien des fürstlich Trubezkoi'schen Besitzes ein Glas alten und neuen Krimweines, der voll und herb und feurig durch die Kehle rann. Drüben über dem breiten Dnjeprstrom ragt mächtig wie eine dreiteilige Luftschiffhalle der Getreidespeicher von Kuchowka aus dem flachen Gewimmel der grünen Hausdächer empor. Nun sind wir aus dem Gouvernement Cherson schon nach Taurien gekommen, und es geht in rascher Fahrt südwärts.

Eine breite Landstraße führt zwischen hohen Telegraphenstangen fast schnurgerade dahin. Aber auf ihr fährt kein Mensch. Die Wagen benutzen eine nebenan übers Ackerland festgetretene

Spur, und diese neue Straße ist, weil es in diesem Frühjahr so auffallend wenig geregnet hat, hart, fest und glatt, so daß unsere mit Munition schwer beladenen Lastautos leicht und flink, fast wie auf Asphalt, dahinrollen. Ein paar recht armjelige Dörfer durchheilen wir, ein Städtchen sogar, Czaplinka, das sich allerdings kaum von ihnen unterscheidet; überall in dem flachen, nur selten leicht gewellten Lande türmen sich mächtige Strohhaufen, die von weitem wie große Häuser aussehen, während in Wirklichkeit die Wohngebäude unscheinbar klein und winzig daneben liegen — so geht die Fahrt zwei Stunden lang. Bis in der Ferne auf einem Hügel eine zerschossene Windmühle auftaucht und zur Rechten ein mächtiges weißes, festungsartiges Haus mit vergitterten Fenstern und einer großen Mauer ringsum, das Gefängnis. Schwarz starren aus der sattgrünen Saat die Erdhaufen, wo sich Infanterie beim Sturm in mächtigen Sprüngen nach vorn eingrub. Hier ragt auf frischem Erdhügel ein neues Kreuz. Wir sind vor den Drahtverhauen und vor dem gut angelegten und recht ordentlich ausgebauten Schützengraben der bolschewistischen Pierekopstellung, durch die hindurch sich unsere Truppen den Eintritt in die Krim erzwingen mußten. Wirkliche Soldaten hätten hier einen Gegner lange aufhalten können. Der bunt zusammengewürfelte Haufen von Matrosen und jungen Burschen hielt den entschlossenen Sturm der Jäger nicht aus. Zwar wehrten sich die Bolschewisten verzweifelt, aber durch die am Meere entstandene Lücke ihrer Stellung flutete Reiterei in raschem Stoße, faßte die Verteidiger im Rücken und zwang sie so zu rascher Flucht; einige Hundert Tote deckten das Feld.

Hinter den Drahthindernissen liegt Pierekop. Sein schönstes und größtes Gebäude ist das Gefängnis, das ehemals bolschewistische Hauptquartier, das sich die Herren in richtiger Erkenntnis, wo sie eigentlich hingehören, ausgesucht hatten. Einstmals besaß Pierekop einige Bedeutung. Es liegt in der Mitte der Landenge zwischen Schwarzem und Faullem Meer und auf dem von den Tataren gebauten, neun Kilometer langen Kanal gab es reges und blühendes Handelsleben. Jetzt ist der Kanal ausgetrocknet und verfallen. Er war nach Art der chinesischen Wasserstraßen durch eine mächtige Dammauffschüttung zu beiden Seiten ziemlich hoch gelegt und seine Überreste sehen aus wie alte Bastionen und Wälle. Wir fahren auf einer steinernen Brücke darüber hinweg und sind bald in Armiansk, dem ersten Kreisstädtchen der Krim.

Hier rauchen noch die Trümmer des großen Mädchenschulgymnasiums, das die Bolschewisten angezündet haben, um ihre „Akten“

und damit die Spuren ihrer Tätigkeit zu vertilgen. Auf dem Hofe stehen Geschütze und liegen Haufen von Gewehren, die man ihnen abjagte. Juden und Tataren klagen gemeinsam über die vergangenen Schreckenstage. Geld und Kleider hat man ihnen gestohlen, ihre besten Häuser verwüstet oder verbrannt. Ärmlich und schmutzig ist auch dieses Städtchen, das immerhin Sitz der Kreis-, Gerichts- und Verwaltungsbehörden war. Die meisten Häuser sind einstöckig. In einzelnen Straßenzügen haben die Häuser Vorbauten: Die Dächer springen, von Balken oder Holzsäulen getragen, ein paar Meter vor und sind zumeist nicht mit Ziegeln gedeckt, sondern mit Erde überworfen, aus der Moos und Gras wild und malerisch emporwachsen. Läden und Räume hinter diesem Kolonnadenvorbau liegen in einem mystischen Halbdunkel. Da trinken wir leidlichen Kaffee nach türkischer Art, den ein Tatarenjüngling über einem Holzkohlenfeuer in blinkenden Messingkännchen gleich mit Milch und Zucker ansetzt und kocht. Nebenan spielen alte Herren mit Leidenschaft Domino und machen mit den auf den Holztischen herunklappernden Steinen einen mächtigen Lärm. In einer Tatarenstube essen wir auch zu Mittag, da das Hotel des Städtchens von den Bolschewisten übel zugerichtet worden ist. Der Herd ist am Fenster eingebaut, damit man von der Straße aus den Hantierungen des sauberen Kochs zusehen kann. Also eine Art Schaukochen, eine billige und auf Auge und Nase der Spaziergänger sicher wirkende Reklame. Aber das Essen ist leidlich gut. In Armiansk machen wir gegen Abend auch dem Wohnviertel der Tataren einen Besuch. Eng und niedrig schmiegen sich die Lehmhäuschen aneinander. Die braune Eintönigkeit wird nur unterbrochen durch ein paar Moscheen mit wenig hohen Minaretten, die nicht die übliche schlanke Form haben, sondern infolge einer eiförmigen Ausbuchtung etwas gedrückt und gedrungen aussehen. Ängstlich rufen die Tatarenfrauen ihre in der Nähe spielenden Kinder zurück, als wir die steile, dunkle Wendeltreppe in die Höhe klettern, um von der schmalen Brüstung eines Minarets aus einen Überblick über die Stadt zu gewinnen. Und in der Tat schwankt der aus Stein gebaute, aber nur notdürftig mit Lehm verschmierte Turmbau so sehr, als wir zu Sünfen da oben stehen, daß man froh sein kann, mit heilen Knochen wieder herunter zu kommen. Im Innern sind die kleinen Tatarenhäuschen freundlich und sauber. Zwar klagen die Leute, daß sie seit Jahren keine Stoffe zu Kleidern, Kissen oder Teppichen kaufen konnten, und entschuldigen damit das etwas zerschlossene Aussehen von Menschen und Wohnräumen, aber sie ersetzen den Mangel durch freundliches Entgegenkommen und liebenswürdige Form.

Am nächsten Morgen fahren wir nach Südosten weiter. Wir sitzen zu Vieren auf der famosen Britschka, dem langen, gut gefederten Wagen, mit dem Rücken gegeneinander und die Beine nach der Seite auf ein Laufbrett gestellt. Hat man sich erst daran gewöhnt, beim Fahren nicht nach vorwärts oder zurück, sondern nach der Seite zu sehen, so reist es sich recht gut so, namentlich da die Pferde fast ununterbrochen in schlankem Trab bleiben und man rasch vorankommt. Das Land ist reich an Pferden. In einem kleinen Dorfe und auf dem Vorwerke eines deutschen Großgrundbesitzers können wir ohne Mühe Pferde wechseln und so bewältigen wir die 70 Kilometer zur Eisenbahnstation Dzankoj in kaum sechseinhalb Stunden Fahrzeit. Die Sonne brennt schon recht warm und hat an den Rändern der großen Salzseen, zwischen denen wir durchfahren, weißliche Salzkrusten austrocknen lassen. Weit und eben liegt das fruchtbare Land. Ein kleiner Nachregen hat die Saat erquickt. Lerchen trillern in den Lüften, Wiedehöppchen jagen sich spielend, eine Unzahl von flinken Wieseln hebt possierlich die Köpfe aus den Erdlöchern, schaut uns neugierig an und huscht hurtig über Wege und Felder. Merkwürdige Luftspiegelungen täuschen das Auge. Bäume und Häuser fern am Horizonte scheinen nicht auf der Erde zu stehen, sondern auf hell schimmernden dünnen Wolkenflecken, Gespanne scheinen nicht über den Boden zu fahren, sondern über blaue Wasserflächen zu gleiten. In Mulden tauchen Seen auf, die nicht vorhanden sind, und all die zahlreichen Tatarengrabhügel, die über die Ebene verstreut sind, schwimmen scheinbar, losgelöst vom Boden, auf lichten Wolkenfluten. Wir fahren an mächtigen Viehherden vorbei, die am Rande der Seen weiden. Schafe, Rinder, Pferde, Schweine, Gänse, Hühner — all das gibt es hierzulande in Mengen, die man den ärmlichen Dörfern gar nicht zutrauen sollte. Denn diese Bauern wohnen anspruchslos genug: Lehm wird mit zerhacktem Stroh und Wasser zu einer breiigen Masse gemischt und daraus werden Häusermauern und über dünnem Balkengerüst auch Dächer geformt und verschmiert, nachdem man die Masse von der Sonne zu einer Art Ziegel brennen ließ. Aber die Häuser sind gut in Ordnung, Frauen und Mädchen bessern alle entstehenden Schäden aus, während die Männer auf der Feldarbeit sind, die Zimmer sind sauber mit Kalk ausgeweißt, es gibt überall reichlich Milch und billiges, köstlich weißes Brot. Jedes Haus hat seinen großen, von Lehmmauern umschlossenen Hof. Da steht hoch auf einem Lehmziegelunterbau die große Tonne zum Auffammeln des Regenwassers, denn das Dorf hat nur einen gemeinsamen großen Brunnen, und das Wasser ist ein seltenes und kostbares Gut. Da

trocknen in Sonne und Luft die aus dem Mist und zerkleinertem Stroh bereiteten Ziegel, die das Brennmaterial für die Winterzeit abgeben; das Düngen der Felder ist ja hierzulande eine unbekannte Sitte und Kohle wie Holz gibt es nicht. In der ganzen nördlichen Krim stehen Bäume nur recht spärlich bei Dörfern und Höfen, Wälder sind nicht vorhanden.

Längst liegen die Buchten des Faulen Meers hinter uns, an denen die Straße vorbeiführt, und die mehr braunen Sümpfen als blauen Gewässern gleichen, wie ein Wunder in dieser Umgebung taucht das Dorf Bohemka auf, eine Tschechenkolonie mit freundlichen, ziegelgedeckten Steinhäusern, und dann schimmern bald in der Ferne die weißen Häuser von Dzankoj. Dort zweigt die Bahn nach Feodosia von der großen Sewastopol-Strecke ab, und es hat sich rasch ein kleines, ansehnliches Städtchen als Mittelpunkt des Handels der bäuerlichen Umgebung gebildet. Beim „Wasserdoktor“ bleiben wir zur Nacht, einem Deutschen, dem die Bolschewisten allerdings die schöne Wohnung übel zugerichtet haben. Im Hotel „Europa“ bringt uns der Kellner, ein österreichischer Kriegsgefangener, für die Kleinigkeit von 12 Rubeln das Abendbrot, Fisch und Schaschlnk, kleine, am Spieß gebratene Hammelfleischstückchen. Ringsum an den Tischen sitzen Tataren und deutsche Kolonisten aus der Umgegend, die gegen die Räuberbanden um Schutz flehen und militärische Hilfe holen wollen. Dumpf hallen ferne Geschützklänge. An der Bahn nach Feodosia kämpfen deutsche Truppen gegen bolschewistische Panzerzüge.

Am Morgen bringt uns ein Extrazug nach Simferopol. Es ist eine wenig schöne Fahrt. Der Lokomotivführer glaubt, hinter seiner schweren Maschine den gewohnten D-Zug zu haben und schleudert in seiner wilden Fahrt unseren einzigen Wagen vierter Klasse hin und her, daß einem Hören und Sehen vergeht. Aber wir sind rasch am Ziel. Eine deutsche Militärkapelle spielt am Bahnhof, und groß und klein ist auf den Beinen, den Einzug deutscher Truppen und Bagagen sich anzusehen. Die Stadt liegt hübsch am Salgirflusse und hat, da sie Hauptstadt des russischen Gouvernements Taurien war und über 60 000 Einwohner zählte, stattliche Kirchen, Regierungsgebäude und Kasernen. Der direkten Eisenbahnlinie nach dem Donezkohlengebiet verdankt sie es, daß sie noch Kohlenvorräte besitzt und daß die elektrischen Bahnen verkehren können. Aber sonst fehlt es an allem und jedem. Es gibt keinen Tee und — trotz der Nähe der zuckerreichen Ukraine! — keinen Zucker. Mit 12 und 15 Rubeln bezahlt man im Schleichhandel das russische Pfund! Die geringen Lebensmittel- und Tuchvorräte hat eine anscheinend recht energische Stadtver-

waltung beschlagnahmt und verkauft sie nach einem streng gehandhabten Kartensystem. Die Preise für freie Waren sind im wahrsten Sinne des Wortes lebensgefährlich. Und die Armut ist recht groß, namentlich in dem weit ausgedehnten, aber schmutzigen und engwinkeligen Tatarenviertel, das jetzt in seiner charakteristischen Wirkung beeinträchtigt wird, weil hier eine Unmenge geflohener oder vertriebener Letten, Esten und Juden aus den baltischen Provinzen sitzen. Sie umdrängen den Wagen: „Wann können wir heimkehren, wann gehen die Züge? Steht Riga noch? Wie sieht es in Libau aus?“ Alle sprechen sie deutsch, alle fragen sie: „Wenn werden die Großfürsten aus Petersburg vertrieben?“ Darunter versteht man nämlich die Bolschewisten, die unter ihren Matrosenführern auch hier ein wenig gutes Andenken hinterließen und der Stadt noch 120 Schrapnells und Granaten als Abschiedsgruß sandten, als sie von den Deutschen verjagt worden waren. Geschadet haben diese Grüße nicht mehr viel. Und nun ist der Geschüßlärm schon in weite Ferne gerückt, der Kampf um Sewastopol beginnt!

2. An der Südküste.

Sewastopol, 6. Mai.

Über das Taitagebirge.

Halb Simferopol ist wieder auf den Beinen. Eben hat man einen gefangenen bolschewistischen Verbrecher durch die Straßen geführt, und es war ein recht asiatischer Aufzug: um den Mann herum liefen gravitatisch und im Vollbewußtsein ihres Heldentums ein halbes Duzend Bassermannscher Gestalten, der eine fuchtelte mit dem gespannten Revolver, der zweite schwang einen rostigen Säbel, der dritte zog Lusthiebe mit der Nagaika und der vierte ging schwankend mit dem Gewehr im Anschlag daher. Der Häftling war so verständig, keinen Fluchtversuch zu machen, es hätte sonst ein wildes Schießen und arges Morden in der Hauptstraße gegeben. Eine Menge Volks zog mit, aber sie schwenkt plötzlich ab, als aus einer Nebenstraße Marschtritt und Musik erschallt. Deutsches Militär marschirt da. Es ist kein Geheimnis mehr (wie könnte es in einem Lande, in dem Juden, Tataren und Griechen leben, auch ein Geheimnis geben!): sie marschieren ins Gebirge, sie sollen den großen Umgehungszug die Südküste entlang machen, um die Sewastopoler Bolschewisten an der Flucht auf dem Landwege zu hindern. Stramm ziehen sie dahin, Husaren, Infanterie und Artillerie. Bald liegt das

Städtchen an den grünenden Hängen des Salgirflusses hinter ihnen, und über sanfte Hügelwellen geht es langsam bergan. Auf allen Matten und Weiden grasen die Herden, mit lustigem Schellengeklingel traben flott die drei Pferde, die vor jeden unserer mächtigen Landwagen gespannt sind. Stumpf hocken unsere Tatarenkutscher auf ihrem aus Futtersäcken aufgestapelten Kutschbock. In ein paar Dörfern steht Groß und Klein neugierig an den Toren, zwischen hohen Pappeln ragt ein schlankes Minarett vor einem prächtigen Hintergrunde hoher Berge. Langsam in weiten Schleifen steigt die Straße an, und am Abend sind wir zwischen grünen Wiesen und blühenden Halden in Mamu Sultan, das wie ein Schwarzwaldsdörfchen lieblich am Berghange liegt. Frisch und kühl streicht der Abendwind aus den Bergen. Wir sind beim Ortsschulzen einquartiert, der uns stolz seine Romanowdenkmünze zeigt und sie ehrfurchtsvoll küßt. Als uns die Hausfrau über dem flackernden Holzfeuer der tatarischen Feuerstelle einen Kaffee nach türkischer Art bereitet hat, holt man auch die unter Kissen und Matratzen bisher verborgenen Bilder vom Zaren und seiner Familie heraus. Wir können nicht miteinander sprechen — aber hier ist die Verständigung einfach: Bolschewiki! und dazu die Geste des Halsabschneidens. Diese Zarenbilder, diese billig schlechten Buntdrucke, bedeuteten in den letzten Monaten eine dauernde Lebensgefahr. Uns begrüßt man freundlichst, es gibt Milch und Eier, die Bauern helfen den Artilleristen beim Tränken der Pferde, die Frauen bringen immer wieder zu essen und knüpfen große Gespräche an. Nur die Hunde sind bolschewistisch unfreundlich. Es sind ihrer orientalisches viele und sie bellen aufgeregt die ganze Nacht.

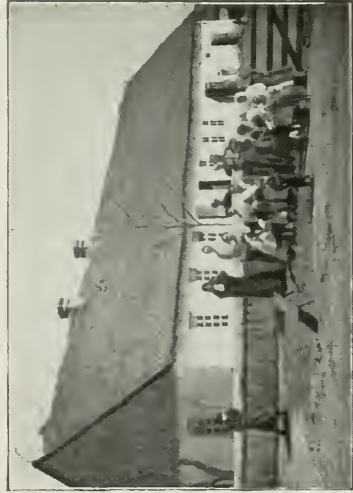
Wie ein Räderwerk genau fädeln sich am frühen Morgen die Kolonnen ein. Man rechnet mit Widerstand in den Gebirgspässen, eine Kavalleriepatrouille klärt deshalb vorn auf, ihr folgt in weitem Abstand die Husarenschwadron und dahinter in Marschsicherung die Infanteriespitze mit Artillerie, endlich das Gros mit seinen Kolonnen und der Nachhut. Die Sache beginnt als ordentlicher Feldzug. Motto: man kann nie wissen . . . ! Die Straße steigt steiler in schmalem Tale empor, das kaum noch für das Salgirflüßchen Raum gibt. Die Niederlassungen hören auf. Klar tritt zur Rechten der Umriß des mächtigen Tschatyr Dag, des Zeltberges, hervor, messerscharf scheint sein zeltgeformter Rücken gegen den blauen Himmel zu stehen, in dem grauen Gestein der Bergwand



Hauptstraße durch eine deutsche Kolonie am Dnjepr.



Am Hof eines deutschen Kolonisten am Dnjepr.



Kolonistenwohnhaus mit Stall und Wagenchuppen am Dnjepr.



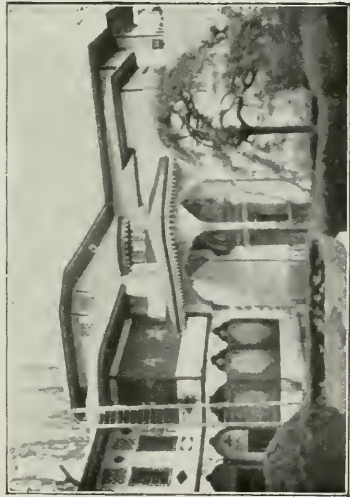
Typen deutscher Kolonisten am Dnjepr.



Der Krimhafen Feodosia.



Blick auf den Dnjepr vom Wladimirdenkmal in Kiew aus.



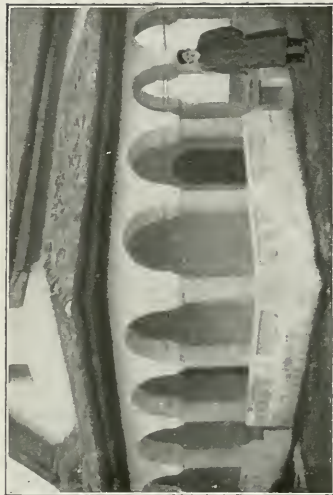
Im Khampalaft von Bácsfői-Szarád.



Eingangspforte zum Khampalaft in Bácsfői-Szarád.



Hauptkirche der Lavra in Kiew.



Synagoge der Karaimen in Tschufut-Kale



Hafen von Sewastopol mit Tatarenstadt.



Tatarendorf vor Jalta.

blinken und glitzern in der Sonne weiße Schneestreifen. Die Raine blühen und duften. Blaue Veilchen recken die Köpfchen, in dichten Bündeln stehen in großen gelben Farbflecken Schlüsselblumen, dazwischen entrollen sich eben die Maiglöckchenblätter. Nur Regen fehlt. Die Straße staubt, so gut und fest sie auch gebaut ist, und die Infanteristen sehen bald wie wandernde Mehlsäcke aus. Gegen Mittag überschreiten wir die Paßhöhe. Fern gleich lichten Wolkenfleckern schimmert tief drunten das Schwarze Meer. Herrlich schweift der Blick von einer Felspitze, unter der die Infanterie Mittagsrast macht, zurück in die Berge, hinüber zu den steilen Felswänden, an denen die Häuser des Dörfchens Demirdzi wie Schwalbennester kleben, hinauf zur Wand, die die Russen Katharinenberg nennen, weil eine Felsbildung dort das Antlitz ihrer großen Kaiserin widerspiegeln soll, hinab ins Tal der grünen Pappeln und dunklen Zypressen, das da breiter werdend wie ein Füllhorn seine Blütengeschenke ausschüttet. Als wir am Denkstein vorüber kommen, der an die Verwundung Kutusows, 1774 im Türkenkriege, erinnert, sprengt eine Patrouille an: Das ganze Tal ist vom Feinde frei. Weiß schimmern in der Ferne die Häuser Alushtas.

Alushta.

Wir sind hinter der Kavallerieschwadron vorgefahren und haben schon in einem Gartenrestaurant mit dem so strengen bisherigen Alkoholverbot gebrochen, als die Infanterie den Seeboulevard entlang in die erste Stadt der Südküste einzieht. Unser Begleiter hat uns eben noch von seiner Not erzählt: wie er, ein Warschauer Maler, hier seit zwei Jahren festgebannet saß, wie seine Frau einen Mittagstisch eröffnen mußte, um sich durchzuschlagen, wie man das Letzte verkaufte oder versetzte und dann eben pumpte — da erschallt die Marschmusik. Jetzt rennt alles zur Straße. Namentlich die Tataren sind begeistert. Nicht nur die erneute Beschießung in den letzten Tagen durch Bolschewistenschiffe (die mehr Schrecken als Schaden verursachte), sondern die grausam-bestialischen Mordtaten an Frauen und Kindern haben sie im Innersten aufgewühlt. Sie sind nicht nur erfreut, sie sind wahrhaft beglückt. Man holt sich deutsche Soldaten ins Haus, Frauen und Mädchen waschen ihnen Gesicht und Hände und bewirten sie. Nicht nur die Tataren, auch die „Burschuis“ leben auf. In unserem Hotelchen erzählen uns die Leiterinnen, zwei deutsche Damen, von dem, was sie in diesem bolschewistischen Haupt-

quartier auszustehen hatten. Schlecht ausgewählt war dieser Sitz des Stabes übrigens nicht. Vor den Balkonen der Vorderzimmer hat man die stille schöne Bucht mit den Landungsstegen, um die Delfine spielen, und von den Veranden der Rückseite fällt der Blick über blühende Obstgärten zu dem Bergkegel, der mitten aus dem Tale aufsteigt und die Tatarenstadt trägt. Dunklen Gemäuers ragt aus den weißen Häusermassen ein Turm von der alten Genueserfestung hervor, wie ein Zuckerhut mit abgeplatteter Spitze. Und dahinter rahmen hohe Berge das Bild ein: Der Katharinenberg zur Rechten, der höchste Berg des Tailsgebirges, der 1541 Meter hohe Roman Kosch, zur Linken, und in der Mitte der feierlich imposante Tschatyr Dag. Zwischen ihnen breitet sich das blühende Tal von Alushta mit seinen hügelan strebenden Gärten und Villen. Am Abend sitzen Pfauen in den Bäumen und kreischen, aber in der Nacht schlägt süß eine Nachtigall. Da ist der Blütenduft noch bezaubernder, in dunklen Schatten stehen die Berge, ein klarer Sternenhimmel wölbt sich vom Meere zum Gebirge, wie in leichten Wellen schwimmt das silbrige Licht des Mondes um die Hügel der Tatarenstadt. Vom Meere her tönt das einförmige Rauschen der Meeresbrandung.

Blick Limbat.

Früh am Morgen tritt die Truppe an. Die Kavalleriepatrouillen sind weit voraus. Zwar war es eine Tatarennachricht im wahrsten Sinne des Wortes, daß bolschewistische Truppen von Jalta her mit Panzerautos im Anzug seien, aber man marschiert zu aller Vorsicht ganz kriegsmäßig weiter. Wir halten uns an der Spitze bei den flotten Husaren. Hinter einem unmäßigen Hotelkasten an der Küste, der erst während des Krieges vollendet wurde und in den man in Ermangelung von Gästen ein Lazarett legte, windet sich die Straße wieder in großen Kurven und Schleifen bergan. Der Ausblick auf den Tschatyr Dag, der wie ein von praller Sonne beschienenes Riesenzelt aus den Bergen heraustritt, wechselt mit wundervollen Bildern des tief im Tal zurückbleibenden Alushta. Das Adlerauge unseres Tatarenkutschers entdeckt weit draußen am Horizont ein paar Rauchwolken. Später hören wir, daß es die Kriegsschiffe und Frachtboote waren, die die letzten Bolschewisten mitsamt ihrem Raub aus Sewastopol und Jalta nach dem Asowschen Meere und dem Kaukasus in Sicherheit bringen sollten. Steil fallen jetzt die Hänge des Tailsgebirges

zum Meere ab. Überall, wo es nur irgend geht, sind Steinmauern aufgerichtet, ist Erde aufgeschüttet und werden Rebberge sorgsam gepflegt. Der Tatare ist ja ein vorzüglicher Gartenbauer. Wo wir durch seine Dörfer kommen, da stehen die Männer beisammen, freudig bewegt, ja stellenweise laut, trotz ihrer sonst so bedächtigen orientalischen Ruhe. Sie bringen Milch und Eier, sie laden zu Kostproben in die zahlreichen Kellereien, in denen trotz aller Bolschewistenherrschaft noch Vorräte genug lagern, sie stopfen den Husaren die Taschen voll köstlichen Tabaks, sie kochen Tee und Kaffee. Aber es sind nur Männer auf den Straßen, Frauen und Kinder bleiben abseits, kauern und spielen auf den Dächern der Häuser und leuchten in ihren grauweißen Anzügen und den bunten Kopftüchern ordentlich aus dem braunen Einerlei der Lehmdörfer heraus. Seltsam kleben diese Niederlassungen, wie Bijuk Simbat, an den Felsen. Die Straße ist herausgesprengt, zur einen Seite steigt das Gelände steil an, zur andern fällt es schroff ab. Tritt man zur Linken der Straße, so steht man unmittelbar auf dem brüchigen Lehmdach eines Wohnhauses, und kommt man nach rechts, so geht es halb in Felsenwohnungen hinein. Nur auf Treppen kann man zwischen den einzelnen Wohnungen verkehren. Und tief drunten dehnt sich die endlos blaue Fläche des Meeres, deren Glätte nur durch die Rücken der zahllos auftauchenden Delphine unterbrochen wird. Die Straße windet sich am Rande von Schluchten hin, um Felsvorsprünge herum, aber sie bleibt immer hoch über dem leuchtenden Spiegel der See. Hier ist es einmal reinste Freude, Patrouille zu reiten. Auf dem Steingeländer einer alten Brücke finden wir einen irdenen Topf, an dem ein weithin sichtbarer Zettel klebt: Achtung, Husaren, heißt es da, Kostprobe von Wein. Kellerei erstes Haus links von der Brücke. Freundliche Leute! Der Topf riecht auch noch nach dem Inhalt, aber er ist schon leer.

Im nächsten Dorfe halten wir zur Mittagsrast. Hier klagen die Tataren besonders über die bolschewistischen Dorfmittelwohner, die noch in der Nacht mit ihren Gewehren auf alle Tataren geschossen hätten. Eben sitzen wir beim Essen, da knallt es auch schon: Kaum 100 Meter ab hat der „Selbstschutz“ einen Bolschewisten erschossen. Es wird kurze Justiz hierzulande gemacht, und die bolschewistische Schule war zu hart, als daß man Mitleid hegte. Ein Wagen rollt heran. Mit wildem Hallo begrüßen ihn die Tataren, erst gestern haben ihn Bolschewisten einem der ihren gestohlen. Der In-

fasse kann sich als ukrainischer Postbeamter ausweisen und wird freundlich behandelt, aber der Kutscher ist im Nu heruntergerissen und hat einen Faustschlag ins Gesicht, daß ihm das Blut aus Mund und Nase stürzt. Nur mit Mühe verhindern wir, daß ihn die erbotenen Leute zur Feier des Tages vor unsern Augen erschießen. Ob sie freilich den Befehl ausführen, ihn der nachfolgenden Truppe zu übergeben? Schellengeklingel und Wagenrollen übertönt schnell alle Geräusche! Wir fahren weiter, bis uns bald eine Deputation mit Brot und Salz begrüßt, bis ein Weg steil hinunter zur Meeresküste abzweigt.

Gurzuf.

Ein paar Schritte abwärts und das bezauberndste Bild der ganzen Südküste bietet sich dem trunkenen Auge. Die Felsmasse des 600 Meter hohen wild zerklüfteten Aju Dag, des Bärenberges, springt weit vor, eine stille Bucht reicht tief ins Land hinein, ein paar mächtige Felsbrocken sind abgesprungen und ins Meer gestürzt, wo weißer Gischt der Brandung sie umspült. In großen Parks von Zedern und Zypressen wohlthätig verborgen, liegen die Hotels, und so wirkt die steil ansteigende Tatarenstadt ziemlich rein und wenig berührt vom Fremdenstrom, der hier Erholung suchte. Nicht viel anders mag es hier ausgesehen haben zur Zeit, als noch in der Türkenherrschaft man hier in der Bucht die Schönsten der Tscherkessinnen zum Verkaufe sammelte. Zwar sind nun hinter der Masse der Lehm- und Holzhäuser mit ihren weit offenen Veranden und Balkonen reiche Villen dazu gekommen, aber sie stecken alle unauffällig in wohlgepflegten Parks und erfüllen die einzige Forderung, die man hier stellen mag: sie stören nicht. Langsam führen die Husaren die Pferde die engen und steilen Kurven der Felsenstraße bergab. Tataren reichen ihnen Flaschen süßen Krimweins, und als wir in die ersten Gäßchen kommen, schallen laute andauernde Hurras der dichtgedrängten Menge. Viele Frauen und Männer weinen, vor Freude über die Erlösung, vor Schmerz und Trauer über die zu vielen Duzenden hingemordeten Angehörigen, die diesen Einzugsstag nicht mehr erleben durften. Im Park haben sich die „Burschuis“ versammelt, Offiziere, ehemals russische Beamte mit ihren Familien, die in den letzten Monaten sich kaum auf der Straße zeigen durften. Wir werden zum Kaffee und zu 30 Jahre altem, feurigem Krimmadeira eingeladen. Die Hausfrau richtet Brötchen und Eier. „Wie seltsam“, sagt

sie, „ist doch das menschliche Herz! Sie sind unsere „Feinde“, Sie haben unser Vaterland in Trümmer geschlagen. Hier, mein Bruder, hat drei Jahre lang gegen Sie mit allem Ingrimme als Artillerieoberst gekämpft. Und nun erwartete er, ersehnten wir alle, seit 3 Monaten Ihren Einmarsch als einzige Rettung.“ Drunten zieht mit klingendem Spiele die Infanterie ein, stramm, trotz aller Marschstrapazen, kommen die alten Landwehrleute an ihrem General vorbei. „Nein, das sind keine Towáreschtschi, das sind noch Soldaten, das ist ein Heer!“ Und wie beschwörend klingt es immer wieder: „Retten Sie Rußland, ziehen Sie nach Petersburg.“ Wir sind noch die Gegner von gestern, aber nicht mehr die Feinde, an unsere Stelle treten die Engländer, „sie haben die Revolution gemacht, sie haben Rußland vernichtet.“ Aber nicht um politische Gespräche mit hübschen Gegnerinnen zu führen, sind wir hierher gekommen. Wir wandern, noch ehe der Abend dunkelt, zur Tatarenstadt. Rauch flattert in schwarzen Schwaden über die Berge. Lange aufgespeicherter Haß entläßt sich: Die Griechen haben kriecherisch schamlos mit den Bolschewisten gemeinsame Sache gemacht, nun raubt man ihre Läden aus und zündet ihre Holzbuden an. Die Sitten des Orients sind rau und auch die allerfriedlichst schönste Landschaft mildert sie nicht. Aber dieselben Menschen sind kindlich naiv und von reizendster Gastfreundlichkeit zu uns. Sie schenken, was sie haben, besten Tabak, Kaffee, Nüsse. Um ihre Häuser ziehen sich wohlgepflegte Gärten, sorgsam werden die Tabakpflanzen unter Glasfenstern in Beeten gezogen, betäubender Duft steigt von den Blumen auf, schlanke Mädchen von hoher Schönheit und edlem Gange ziehen mit altgeformten kupfernen Krügen zum Brunnen und holen Wasser. Und immer wieder drücken einem Männer und Frauen dankbar die Hand, einem Offizier, der uns begleitet und der den Halbmond trägt, küssen sie ehrfurchtsvoll das Ordenszeichen auf der Brust.

Jalta.

Als wir gestern in Gursuff waren und das ganze Felsenneß voll Truppen steckte, zog in Büchsenchußweite ein kleiner Kreuzer durch die Bucht. Er steuerte erst auf die Stadt zu, man erkannte deutlich die knallrote Fahne und es fehlte der weiße Halbmond darin, den man ersehnte. Es hätte übel ablaufen können, wenn er Lust verspürt hätte, ein paar Granaten herüberzusenden. Aber er drehte bei und verschwand langsam. Sicherlich gehörte er zur „Jaltaflotte“, die am

Morgen diesen Hafen verlassen hatte, drei Kriegsschiffe und zwei Frachtboote stark, etwa 1500 Mann mit viel gestohlenem Gold- und Silberzeug an Bord und mit $1\frac{1}{4}$ Millionen Rubeln in bar. Aber da diese Bolschewisten immer nur ein durch Terror herrschendes kleines Häuflein waren, ist nun der Weg frei, es ist auch schon Verbindung mit den Truppen aufgenommen, die von Simferopol übers Gebirge weg Balaklawa erreicht haben, und so löst sich die Feldzugsspannung etwas, man weiß, der Marsch durch diese Märchenschönheit wird wenigstens kein gutes deutsches Blut kosten. Wir fahren also freieren Herzens durch den Park von Gursuff, der seine Entstehung einem der ersten Villenbesitzer an der Südküste, dem Odessaer Generalgouverneur, Herzog von Richelieu, verdankt, die steilen Kurven wieder bergan. Der schönste Teil der „russischen Riviera“ beginnt. Zwischen Wäldern von Eichen und Buchen, Zypressen und Feigen, Lorbeer- und Maulbeerbäumen baute Fürst Woronzow diese Bergstraße durch, um steile Felsvorsprünge herum, an abschließenden Hängen entlang. Immer wechseln die Blicke auf Berge und vergoldete Gipfel und auf das stille zauberhaft blaue Meer. Rebberge, soweit das Auge reicht. Ein leiser Wind trägt aus blühenden Obstanlagen zarten Duft herüber. In den Bergschluchten und an der Küste beginnt nun die lange Reihe der Datschen und Sommerschlösser der russischen Aristokratie, die manchmal von seltsamem Geschmack und bizarrer Laune ihrer Besitzer zeugen. Stolz liegt da, inmitten seines etwas verwilderten Parkes, das Kaiserschloß *Massandra*, sogar der vergoldete Adler auf der Turmspitze ist noch erhalten, die Einrichtung ist zwar verschwunden, aber die gediegen ausgestatteten Räume sind vollkommen unversehrt geblieben. Man hat von hier aus wohl den freiesten Blick auf die tief unten wie ein Spielzeug ausgebreitete Bucht von Jalta. In scharfem Trabe, ohne Bremse, fährt unser Tatare hinunter.

Jalta ist wohl der berühmteste Kurort der Südkrim. Es hatte die vornehmsten Hotels, die teuersten Preise, das beste Publikum — wenn man unter gut zahlungsfähig versteht. Aber es ist trotzdem nicht der schönste Punkt dieser an Herrlichkeiten so üppig reichen Küste. An einer weiten halbkreisförmigen Bucht zieht sich ein breiter Seeboulevard entlang, an dem eng gedrängt die großen Läden und Restaurants stehen. Sicherlich eine herrliche Bummel- und Paradastraße. Man sieht sogar jetzt, trotz der Not der Zeit, elegante Frauen und gut bespannte Wagen. Dicht hinter der Straße steigt das

Gelände sanft an, und so ist das ganze Städtchen von 30 000 Einwohnern amphitheatralisch um die Bucht herum gebaut. Inmitten eines kleinen gepflegten Kurparks hängen über einem Erdhügel vertrocknete Kränze und vergilbte rote Schleifen: hier hat man die 40 Bolschewisten begraben, die im Januar beim Tatarenaufstand fielen. Dieser Gegner kannte auch über das Grab hinaus keine Milde: das Ehrengrab der eigenen Toten liegt am schönsten Punkte der Stadt, Tataren und „Burschuis“ erschöß man der Einfachheit halber am Kai, damit die Leichname gleich ins Meer fielen, und band ihnen Steine an die Füße, damit sie nicht wieder hochkämen. Jalta war der Sitz einer reichen Aristokratie, und so war es der Ort wildesten Wütens. Tagelang ist es im Januar und März von der Flotte beschossen worden, aber das Kaliber der Geschosse war klein und gezielt wurde schlecht, so daß die Stadt glimpflich davonkam. Aber in ihrem kleinen Hafen, der sonst nur friedlichem Ausflüglerverkehr und einem bescheidenen Handelsaustausch der Küstenerzeugnisse Wein und Tabak gegen das im Süden gänzlich fehlende Getreide diente, hatten die Bolschewisten eine Kohlenstation errichtet, und so ging von der „Mole des Schreckens“, wie man sie nannte, alle Unruhe aus. Wir verlassen diese Perle der Krim nicht ungerne. Wohl hat der Kurort in dem 5 km von ihm entfernten, etwa 1300 m hohen Steilabsturz des Jailagebirges einen prächtigen Hintergrund, eine gewaltige Einrahmung seines Stadtbildes, aber sein moderner „Betrieb“ drängt sich zu sehr auf der einen Seestraße zusammen, man kommt kaum zum Genuß der Natur, die noch in Gursuff so gewaltig alles Menschliche überragte und in ihren Dienst zwang. Erst von den Terrassen des prächtigen neuen Kaiserschlosses *Livadia*, das so strahlend weiß aus dem Park und den berühmten Weinbergen herausleuchtet, hat man wieder einen völlig ungetrübten Genuß an dem ganzen schönen Stadtbilde Jaltas. Hier sind nun wieder die Bolschewisten höchst anständig gewesen. Das alte Schloß war seit Kriegsbeginn Lazarettzwecken zur Verfügung gestellt und dient ihnen heute noch. Und im neuen, erst wenige Jahre vor Kriegsbeginn vollendeten Bau steht alles so unberührt und ordentlich, als ob es sein Besitzer eben verlassen hätte. Die Teppiche sind zusammengerollt, Möbel und Schränke hinter weißen Bezügen geschützt, auf den Gängen stehen in Kisten sorgfältig verpackt alle Kostbarkeiten, ja im Arbeitszimmer des Zaren hängen blaue Zettelchen mit genauer Aufschrift, unter welcher Nummer jedes hierher gehörige Bild in seine Kiste

verstaut ist. Alle Türklinken sind mit Stoff umwickelt, alle Vorhänge stecken in seidenem Futteral. Und auch draußen sind Beete und Rasenflächen, Gewächshäuser und Beamtenwohnungen in trefflichster Ordnung. Man freut sich ordentlich, auch einmal etwas Gutes von den Herren Bolschewisten sagen zu können.

Djulber.

Niemand wußte so eigentlich recht, wo die hohen Gefangenen steckten, ja man hatte Mühe festzustellen, wer von der Großfürsten reicher Zahl außer der Zarinmutter Maria Feodorowna und dem einst so gewaltigen Nicolai Nikolajewitsch in der auf 30 Personen geschätzten Umgebung weile. Bald sollten die Gefangenen der Republik Rußland in Massandra, bald in Jalta weilen, die einen wollten wissen, sie befänden sich in Ai Todor, im Schlosse des Großfürsten Alexander Michailowitsch, die andern nannten Livadia. Erst spät ward uns Gewißheit, daß des Großfürsten Peter Nikolajewitsch, Nicolais Bruder, Schloß Djulber das vornehme Gefängnis sei. Djulber heißt schön, und es gibt wohl auch kaum ein schöner gelegenes Gefängnis auf der Welt. In einem kleinen Tatarendorf vor Alupka biegt die Straße kurvenreich hinab zur Küste. Zwischen Rebhügeln und Blütenparks stehen Villen der russischen Aristokratie. Tief unten hart am blauen Meerespiegel ragt aus grünen Bäumen ein leuchtend weißes Schloß mit maurischen Zinnen und Türmen. Die graue hohe Mauer, die es umgibt, verschwindet vor den alten Laubbeständen des großen Parkes. Die Reiterei ist oben auf der Straße nach Alupka weiter gezogen, wir sind die ersten Deutschen, die hier herunter kommen, die es lockt, etwas über das Schicksal eines Mannes zu hören, der einst selbst das Schicksal meistern zu können vermeinte. Haben ihn die Bolschewisten mitgeschleppt? Haben sie in letzter Stunde die Scheu vor einem Fürstenmord überwunden, um sich ihres gefährlichsten Feindes zu entledigen? Plötzlich tritt aus einem einfachen Hoftor ein Soldat mit dem Gewehr im Arm. Wir steigen aus, der Dolmetscher beginnt zu fragen, und allmählich sammeln sich um uns etwa 20 unbewaffnete, gut, harmlos und freundlich aussehende Soldaten, auch zwei besonders hübsche und stramme Matrosen darunter. Ihr Offizier erscheint in blauer Litewka. Und das Ganze entpuppt sich als die Gefängniswache der hohen Herrschaften. Seit April 1917 dauert

diese Gefangenschaft schon, und seit dieser Zeit befindet sich auch die Wache hier, mit Gewehren, Maschinengewehren, Handgranaten und sonstigem Kriegsgerät. Der Petersburger Sowjet hat sie bestellt, aus Sewastopol bezogen sie ihre Anweisungen und Befehle. Die Republik Rußland wollte sich hier ihres unentwegten Gegners versichert halten, wollte aber auch ihre junge Staatsform vor dem Odium eines Fürstenmordes bewahren. Nur ist aus den 25 Gefängniswärtern in der Zwischenzeit halb und halb eine Art Ehrenwache geworden. Nicolai hat die Leute, bis ihm in den letzten Wochen das Geld ausging, sehr gut bezahlt, und sie haben geschworen, sein und seiner Familie Leben gegen jedermann, auch gegen die Sewastopoler Bolschewisten zu schützen. Nun sitzen sie hier, seit Tagen abgeschnitten von allen Nachrichten, unbehelligt von Sewastopol und den abgezogenen Helden, nur bereit, ihre Pflicht zu erfüllen. Man hat den Hofmarschall geholt, einen alten graubärtigen, liebenswürdig diplomatischen Baron, der atemlos vor Aufregung ankommt. Sind wir hier Befreier oder erst recht dem Leben der Fürstlichkeiten gefährlich werdende Feinde? Hat man sich hinter diesen Mauern mit dem Schicksal abgefunden, oder ersehnt man auch hier, wie in der russischen Bourgeoisie, den einstigen Feind als Retter herbei? Das Rätsel bleibt ungelöst. Der Baron spricht zweifellos gut Deutsch, aber er betont sichtlich stark, er spreche es schlecht und er wolle Russisch unterhandeln, damit die Leute der Wache alles hören könnten. Er erklärt den Charakter der Wache und sucht sorgsam zu erkunden, was an Truppen käme und hinter uns stände. Wir unterhalten uns mitten auf der Straße. Ein Auto flizt vorbei und ein hübsches Mädchengesicht preßt sich eine Sekunde lang neugierig an die Scheiben. Die Insassen gehören nicht ins Schloß, sie stammen wohl aus Alupka. Eine ganze Anzahl Zivilisten sammelt sich um uns an, einige, entweder Hofbeamte oder sonstwie mit den Gefangenen Verbundene, sprechen etwas Deutsch, aber sie blicken auf die Wache und reden nur Russisch. Der Baron hält es für möglich, daß man uns im Schlosse empfangen und sprechen wolle, freilich, so fügt er gleich vorsichtig hinzu, nur in Gegenwart des Wachoffiziers und nur in russischer Unterhaltung. Während wir uns mit den naiv harmlosen Leuten der Wache weiter unterhalten, geht er Bescheid holen. Eine wichtige Besprechung findet jetzt sicherlich in den Schloßräumen statt. Dann kommt der Baron nach langer Zeit wieder, ebenso atemlos wie zuvor. Der Großfürst wolle doch niemanden

empfangen. Er sei Privatmann und könne und wolle doch nichts Politisches sagen.

Wir steigen in unsere Wagen und fahren wieder bergan. Ein Mann der Wache begleitet uns hinauf, die andern stehen noch lange beisammen und besprechen den Fall. Langsam entschwindet das weiße Schloß am blauen Gestade des Meeres den Blicken. Als wir oben unsern Begleiter entlassen, hätten ihn fast die Tataren gelyncht, denen alles Russische nur Bolschewist und Feind bedeutet. Wir retten den Mann mit Mühe und geben ihm einen besonderen Ausweis mit auf den Weg.

In Alupka übernachteten wir. Aus dem Parke des Fürsten Woronzow weht frischer Abendwind herauf zum Balkon des Hotels. Da unten liegt das gotisch-maurische Schloß, das man einst die Alhambra der Krim nannte. Zwischen grünen Laubbäumen gibt es da eine besondere Fülle von Zedern und dunklen Zypressen, darunter die zwei Stammeltern aller Zypressen der Krim, die Potemkin selber pflanzte. Drohend und wuchtig ragt hinter dem lieblichen Dörfchen der Gipfel des Ai Petri in die Höhe. Aber wir sind an dem Abend ein wenig unempfindlich für die Eindrücke der Natur. Wir denken an das Gefängnis am Meere. Bald werden wohl deutsche Wachen die bolschewistisch-republikanischen Wächter ablösen, denn es ist auch unser grimmigster Feind, der dort behütet wird. Sein Weg, der mit Ostpreußen verheißungsvoll begann, hat stetig bergab geführt. Dann kam ein Absturz, steiler als der des ragenden Ai Petri. Und es ist ein schwacher Trost für den gefangenen Löwen, daß sein Käfig an einem der schönsten Punkte der Welt steht! — —

Baidartor.

Strahlend in südlicher Kraft geht wieder die Sonne auf. Aus dem blauen Spiegel der stillen Bucht von Alupka heben sich die dunklen Leiber der in großen Schwärmen spielenden Delfine. Unser Detachement hat sich allmählich aufgelöst; an all den berühmten Orten dieser Küste liegen kleine deutsche Besatzungen und der Rest ist bereits nach Sewastopol vorgefahren. So sind wir mit unsern Wagen allein auf dieser schönsten aller Straßen, die den Namen ihres Erbauers, des Fürsten Woronzow, unsterblich macht, ohne den Staub der Kolonnen, auch ohne das Bewußtsein, daß es ein Kriegszug ist, der uns hierher führt, allein mit der Natur, den Bergen und dem Meere. Bald fahren wir, fast völlig unvermittelt, als ob ein Trennungsstrich sichtbar die Natur schiebe, aus

der Zone des üppigsten Blühens und Grünens, aus Rebhügeln, an deren Rändern dunkle Zypressen wie ein Rahmen um das zarte Bild der Obstbaumblüte stehen, aus Wäldern und Hainen in das Gebiet, in dem die Berge herrschen. Steil jäh und schroff fällt das Tailagebirge hier aus tausend Metern Höhe zum Meere ab. Etwa 300 Meter über dem Wasserspiegel ist die Straße in den Fels eingesprengt. Drunten an der Küste leuchtet ein schmaler Streifen schimmernden Grüns um Schlösser und Sommersitze. Ein dünner Graswuchs zieht sich noch bergan, an steilen Hängen weidet Vieh; hier steht auch an geschützter Stelle einmal ein blühender Baum oder Strauch, einsam als ob ihn die Geschwister verlassen hätten; dort ist ein abgestürzter mächtiger Felsblock über der Straße hängen geblieben, seine Oberfläche hat Sand und Erde angesetzt und aus einer Grasschicht wachsen dicke Knäuel dunkelblauer oder gelber Blumen, als ob der launische Riese sich einen buntgarnierten Hut aufgesetzt hätte. Aber dann steigt zur Rechten diese gigantische Bergwand auf, fast senkrecht, rötliche Adern ziehen sich durch die graubraune Masse, dunkle Kamine gähnen zwischen dem Stein, bei jeder Biegung des Weges ändert sich der Blick, bald entfernt sich die drohende Wand, bald scheint sie die Straße erdrücken zu wollen. Man könnte fast glauben, irgendwo im Hochgebirge zu sein, in bayrischen Bergen, in den Dolomiten — wenn nicht tief drunten immer wieder die stille Fläche des unendlichen Meeres sich breitete. Es ist wie ein heimlicher Kampf zwischen beiden um den Preis der Schönheit. Die Berge ragen da in ihrer ungeheuren Wucht, als ob eine Riesenfaust sie zornig hierhin geschmettert hätte, das Meer unten atmet nur göttliche Ruhe und blauen Frieden. Wohl können auch hier entfesselte Gewalten toben. Der Seefahrer fürchtet die Stürme des ungestlichen Meeres, wenn sie die Wellen in dem rings von Bergen umschlossenen Kessel häuserhoch aufpeitschen. Drunten taucht jetzt die Spitze des Kap Sfarntsch auf, des südlichsten Ausläufers der Krim, und auf den Riffen und Felsklippen hängt der Rumpf eines Dampfers, den der Orkan hierher schleuderte, gleichsam als eine Warnung vor der trügerischen Stille. Seltsam erscheint heute das Meer; in dem blauen Spiegel zeigen sich hellere Adern, Strömen vergleichbar, in die viele Bäche und Nebenflüsse münden und die in mächtigem Delta ins Meer fließen. Es ist, als ob eine Riesenkarte unten ausgebreitet läge. Deutlich ragen da die dunklen Schattierungen der Wälder und hohen Gebirge, zwischen denen sich die Gewässer durchzwängen,

große Seen sind eingezeichnet, auf deren Fluten weit im Hintergrunde ferne Küsten schwimmen. Kein Lüftchen regt sich, kein Windstoß verändert das phantastische Bild, das uns den ganzen Tag begleitet.

In steilen Kehren und Schleifen steigt die Straße steil hinan. Hoch über dem Kap Ssarnjtsch steht auf einem vorspringenden Felsen, dessen Spitze man abgeplattet hat, eine Kirche aus gelblichem Stein, fromm, aber unschön, ohne Zusammenhang mit der Felsenumgebung und ohne Gefühl für die Göttlichkeit dieser Natur gebaut. Und darüber führt das weiße Staubband der schlangenartig sich am grauen Fels emporwindenden Straße durch ein mächtiges Steintor, das im Sattel der Berge steht. Von seinem Dache aus genießt man den doppelt herrlichen Blick: zurück zum Meere, das gar nicht schwarz und drohend, sondern tiefblau, freundlich, einschmeichelnd lieblich tief unten sich dehnt — hinüber in die nach dem jähen Absturz der Südwand doppelt überraschende Welt sanfter Täler und Hügel, grünender Wiesen und Felder, blühender Bäume, blumenduftender Gärten. Ein paar ärmliche Holzhütten stehen hier oben, in denen es einst Erfrischungen gab, doppelt kläglich jetzt, da sie ausgeraubt und halb zerschlagen sind. Ein alter Tatare bringt uns ein Glas frischen Bergwassers auf die Plattform. Er folgt unsern bewundernden Blicken. Karasche, Karascho, murmelt er, sehr schön ist es, sehr schön — aber dann treten Tränen in seine Augen: Bolschewiki, Bolschewiki, und mit Zeichen und Gesten erklärt er, daß ihm diese Teufel hier oben ein unschuldiges kleines Kind abgeschlachtet haben. —

Balakhawa.

Wir haben schon Abschied vom Meere genommen und rollen seit Stunden talab durch fruchtbares Land. Aber am Abend überrascht uns noch einmal das blaue Wunder. In der Ferne erscheinen auf den Hügeln schon Denkmäler und Grabstätten — Erinnerungszeichen an den Krimkrieg und an den glorreichen Kampf um Sewastopol. Da biegen wir von der großen Straße ab und fahren wieder leicht bergan. Und ganz plötzlich liegt vor uns ein fast hornförmig gebogener See, eigentlich mehr ein schmaler Kanal von vielleicht einem Kilometer Länge. Rings umschließen ihn hohe Berge und Felsen, ein kleines Städtchen mit den sauberen Villen eines aufblühenden Badeortes leuchtet an seinen Ufern. Den nur 100 Meter breiten Ausgang zum Meere sieht man gar nicht,

Felswände verdecken ihn. Hoch oben weht über den Kanonen der modernen Forts die weiße Fahne. Nach der bitteren Lehre des Krimkrieges sperren die Russen den Buchteingang durch Festungswerke. Damals hatten an 500 Schiffe der Alliierten-Kriegsflotte in diesem vor Wind und Wetter so herrlich geschützten Hafen Schutz vor den Stürmen des Meeres gesucht und gefunden. Aber die Forts haben auch jetzt ihre Aufgabe nicht erfüllt, sie übergaben kampflos die Werke. Drüben auf der andern Seite der Hafeneinfahrt ragen noch auf den Felsen die Ruinen der alten Genueserbefestigungen, Türme und Warten mit gewaltigen Mauern. Wie ein Fjord ruht diese stille Bucht zwischen den Bergen. Ganz grün schimmern hier die Fluten. Ein alter türkischer Segler liegt da vor Anker, phantastisch wie ein Piratenschiff mit seinen Seilen und Strickleitern und dem gerafften Zeug. Am späten Abend, als schon goldener Schein der untergehenden Sonne in den Wassern seltsam funkelt, rudern wir hinaus. Fischerboote kommen mit, die Leute spülen die riesigen Reusen aus und senken sie zum Nachtfang ein. Man sieht bis auf den Grund des tiefen Beckens. Ganz grün erscheint hier plötzlich das Meer. Wild zerklüftet fallen die Muschelkalkfelsen steil ab. Wir rudern bis zu einer romantischen Grotte und ziehen das Boot tief in die Felspalte, von der aus, der Überlieferung nach, ein geheimer Treppengang hinauf zum alten Genueserturm führt. Leise rauschen die Wasser an den Felswänden, weiße dicke Quallen schwimmen darin, Möwen sitzen auf dem Riff vor der Einfahrt und Delphine schnellen in mächtigen Sprüngen über die Oberfläche. Still gleitet das Boot zurück in die Bucht, in der der Wohnort von Homers Lästrygonen gewesen sein soll; hier hatten die Milesier ihre Kolonie Symbolon, hier besaßen die handelstüchtigen Genueser einen starken Festungstützpunkt auf dem Wege nach dem blühenden Kassa, dem Feodosia von heute. Tataren lebten an den Stätten, an denen einst Szythen und Gothen hausten, bis am Ende des 18. Jahrhunderts wieder die Griechen kamen. Die Kaiserin Katharina II. errichtete im Jahre 1784 besondere Griechenbataillone, die erst 75 Jahre später sich in Bauernansiedlungen auflösten. Und hier bluteten Alliierte und Russen in der gewaltigen Schlacht des Krimkrieges, als Sewastopol entsezt werden sollte.

Eine herrliche Mond- und Sternennacht beschließt unsere Südküstenfahrt in dieser Bucht, die so viel Nordisch-Herbes an sich hat. Wir stehen auf dem Balkon des Bolschewistenhotels,

in dem wir uns Zimmer von wüstem Schmutz gereinigt haben. Der türkische Segler schaukelt leise im Nachtwind. Um die Genuesertürme flutet das weiße Mondlicht. Ein leises Rauschen klingt von den Ufern empor wie Musik aus fernen Zeiten. Wie ein Zaubermärchen schön liegt die Bucht von Balaklawa zwischen den Bergwänden.

3. Sewastopol.

Sewastopol, 10. Mai.

Das Hotel Kist steht auf einer in die Bucht von Sewastopol vorspringenden Landecke an der Stelle, an der einst eine berühmte Batterie und dicke Festungswerke zu Zeiten des Krimkrieges den Buchteingang sperren. Jetzt ist da alles hell, lustig, freundlich. Wie ein mächtiger Tropenbau leuchtet das weiße Hotel mit seinen vielen Veranden und Balkonen über den grünen Park des See-Boulevards, der der Stolz der Sewastopoler ist. Von meinem Balkon aus genieße ich den weiten und schönen Blick auf die Bucht. Es ist ein Sonntagmorgen und das russische Osterfest verschleucht zudem den Alltagslärm. Drüben liegt quer vor der Bucht elegant und doch machtvoll und imponierend die „Goeben“, und der Wind trägt das Knattern der roten Fahne mit dem weißen Halbmond bis zu mir herüber. Eben war Flaggenparade, und nun schließt sich das Morgenkonzert an. Märsche und Walzer folgen dem Choral, und die hellen Klänge des Walkürenrufes dringen siegreich über das stille Wasser. Ein paar kleine „Muckepicks“ ziehen fauchend ihre Bahn und suchen sich den Weg durch die die Bucht schützende Neßperre, die an weithin sichtbaren Bojen aufgehängt ist. Ein schwarz drohendes Torpedoboot mit der Türkenflagge zieht zur „Hamidie“ hinüber, die hinter der Sperre liegt, und dahinter beginnt ein wahrer Wald von Masten und Schornsteinen, die über grauen Kriegsschiffen emporragen. Große Bestände der Schwarzmeerflotte ankern hier. Drüben über der Bucht ragen die mächtigen Festungskasernen der Konstantinowskaja-Batterie und tanzen Sonnenstrahlen über den blanken Rohren der Forts- und der Strandbatterien. Hügelan dehnt sich dort hinten das „brüderliche Grab“, der größte russische Friedhof, der an die Tage des Krimfeldzugs erinnert. Über 100 000 der tapferen Verteidiger sind dort begraben, Todleben unter ihnen, der die Seele ihres heldenmütigen Widerstandes war, und auch ihr Oberbefehlshaber Gortschakoff. Beide Feldherren überlebten noch

lange den Fall der Festung, aber man brachte später ihre sterblichen Überreste hier herunter ins „brüderliche Grab“, denn es heißt unter der weißen Büste Gortschakoffs schmucklos und einfach: „Er wünschte inmitten der Waffenbrüder zu schlummern, deren Tapferkeit den Boden vom Feinde frei hielt, in welchem ihre Gebeine ruhen.“ Mächtig strebt über den sauberen Massengräbern die Steinpyramide empor, die ein Kranz krönt und die im Innern eine Kirche birgt. An den Wänden sind die Namen aller gefallenen russischen Offiziere verzeichnet, eine stattliche Reihe bester Namen.

Sewastopol ist eine musikkliebende Stadt. Ich weiß nicht, ob das immer so gewesen ist, oder ob nur eine liebenswürdige deutsche Verwaltung den Russen die acht Tage des süßen Nichtstuns, die diese Osterwoche mit sich bringt, verschönern und verkürzen will. Jedenfalls tönt und dudelt es den ganzen lieben Tag. Kaum ist das Konzert von der „Goeben“ beendet, da beginnen unten im Park die flotten Hörner der Jäger, und kaum läßt hier der nimmermüde Kapellmeister den Taktstock sinken, so erklingen neue Weisen vor dem Gräfskaja Pristan, dem Landungsplatz, an dem einst die große Katharina das Land betrat. Zwölf Säulen tragen dort einen Portikus, von dem aus eine große breite Steintreppe hinab zum Wasser und zum Halteplatz aller Boote führt. Und ganz Sewastopol ist auf dem Bummel. Die Blumenverkäufer, die duftenden Glieder, Maiglöckchen und Schlüsselblumen anbieten, machen glänzende Geschäfte, aber Matrosen und Beamte, weißgekleidete Mädchen und Jungens steigen auch unbekümmert über den Holzzaun des Parkes und plündern dort die Blütenbäume, als ob das ihr Eigentum sei. Kopfschüttelnd stehen die deutschen Soldaten und staunen, daß es da kein Schild gibt: „Das Abpflücken der Blumen ist verboten!“ Sie staunen über noch manches hier. Über die Menge der russischen Matrosen, die da in weißen Anzügen mit dem flatternden schwarz-gelben Band an der Mütze spazieren gehen, über die Leichtigkeit, mit der man hier Geld ausgibt, und über den anscheinend unerschöpflichen Vorrat, den jedermann davon besitzt. Sie staunen über die Fülle junger und leidlich hübscher Mädchen, die da bummelt, in seidenen Florstrümpfchen, die selbst bei reichlich erwachsenen Damen oft kaum über den hohen Schuh hinaufragen, in eleganten Schuhchen und mit der ModEFRISUR der Revolution, dem abgeschnittenen Haar, dem „Tituskopf“, mit dem kecken kleinen Hütchen darüber (was, nebenbei bemerkt, wie alle Moden, einigen wenigen sehr gut, und der Menge herzlich

(schlecht zu Gesicht steht!). So wogt die bunte Menge tagaus, tagein über die Straßen des Boulevards, an den künstlichen Klippen vorüber, auf denen eine Säule an die Taten der russischen Flotte im Krimkrieg erinnert. Und noch spät in der Nacht übertönt das Gewirr der Stimmen das Rauschen der Brandung, und wenn die deutschen Musikkapellen schweigen, dringt schwermütiger Männergesang zu meinem Fenster herauf, ein paar Matrosen mit wundervollen Stimmen sitzen auf den Bänken und singen ihre Heimatgedanken ins Meer hinaus.

Die Bucht von Sewastopol bildet den größten und besten natürlichen Hafen am Schwarzen Meer. Aber es fehlt das fruchtbare Hinterland, das einer Handelsentwicklung die Wege hätte vorschreiben können, und so mußte hier fast mit Naturnotwendigkeit im Jahre 1784 an der Stelle eines kleinen Tatarendörfchens Rußlands größter Kriegshafen entstehen. Sieben Kilometer weit dringt diese tiefe Bucht ins Land hinein und versandet erst weit hinten am Einfluß der Tschernaja. Dort meißelten in vorchristlicher Zeit die Bewohner ihre Höhlenwohnungen ins Gestein der Felsen, die Höhlen von Inkermann, bei denen zu Beginn des November 1855 eine der blutigsten Schlachten des Krimkrieges geschlagen wurde. Und von der west-östlich verlaufenden Sewastopoler Bucht zweigt noch einmal ein kleinerer Einschnitt ab, die Südbucht, die gleichfalls für Schiffe aller Art und aller Größen Raum bietet. Ringsum an den Ufern befinden sich Anlagen größten Stils: Minen- und Torpedowerkstätten, Lagerräume für allerhand Kriegsgerät, Werften und Trockendocks für die allergrößten Schiffstypen, Riesenstapelplätze für Kanonen jeglicher Kaliber und aller Jahrgänge, Kasernen und Admiralitätsgebäude, Hospitäler und Kasinos. Es ist eine einzige große Militär- und Marinestadt, die sich da um die Bucht herum angesiedelt hat. Die eigentliche Wohnstadt Sewastopol, wie auch die hügelan malerisch gelegene Lehmstadt der Tataren ihr gegenüber auf den Bergen jenseits der Südbucht verschwinden fast völlig unter dem Eindruck des Hafens und des militärischen Betriebes in ihm. Wir fahren in einer Pinasse durch den Hafen, der jetzt freilich nur noch ein Schatten dessen ist, was er vor dem Kriege gewesen. Ein buntes Durcheinander von Schiffen lagert da. In Amerika gebaute besonders schnelle Holzboote zur U-Boots-Bekämpfung stehen an Land neben den Motorbooten der Hafenverwaltung, alte und neue Linienschiffe, alte und neue Zerstörer ankern neben den allermodernsten Typen der von Amerikanern gebauten U-Boote. Daneben schaukelt die

einjmals weiße Flußjacht des Königs von Rumänien, ein sicherlich ehemals schmucker Raddampfer, in dem wir die Kabinen des Königs Karol und seiner Gemahlin besichtigen können. Zwei deutsche Handelsdampfer tragen jetzt wieder ihre rechtmäßige Flagge, und von der einst vor Odessa torpedierten, gehobenen und von den Russen freundlicherweise wieder in Kriegsbereitschaft gesetzten türkischen „Medjidije“ weht wieder der Halbmondwimpel. Der „Panteleimon“ liegt da, das alte Linienschiff, das früher „Fürst Potemkin“ hieß und die Urquelle aller Meutereien der Schwarzmeerflotte ist, der „Georgi Pobjedonossez“, der als ganz veraltetes Linienschiff längst abmontiert war und nun zuletzt als gut eingerichtetes Wohnschiff für den Hafensadmiral diente, aber von seinen bolschewistischen Bewohnern in einem unglaublichen Zustand der inneren Verschmutzung und Verwahrlosung verlassen wurde. Auch der „Hadschi Ben“ ankert in der Bucht, der den zweifelhaften Ruf hat, daß von ihm im Dezember 1917 die ganze Meuterei ausging. Die Matrosen verhafteten ihre Offiziere und töteten sie alle bis auf einen. Andere Schiffe folgten ihrem Beispiel. Teilweise brachte man die Offiziere in die Stadtgefängnisse. Dort aber wies man sie ab, es sei alles überfüllt. „Wir wollen schon Platz schaffen“, war die Antwort, man führte den Zug der 70 Offiziere auf den ehrwürdigen Kampfboden des Maláchow-Hügels und knallte alle nieder. Blut klebt an allen diesen Schiffen, das Blut des Brudermordes. Mit Grauen fährt man über die Wasser, in die man die Offiziere lebend warf, in Bündel zusammengeschnürt, mit Steinen beschwert. Eine traurige Gegenwart folgte hier einer ruhmvollen Vergangenheit. Weit hinten in der Südbucht findet sich das neueste und beste Großkampfschiff der Flotte, die 27 000 Tonnen große „Imperatrice Maria“. Allerdings liegt sie kieloben im Wasser. Sie sank während des Krieges infolge einer unaufgeklärten Explosion und ist von den Russen erst wenige Fuß über den Wasserspiegel wieder gehoben worden.

Man denkt jetzt, da diese ganze gewaltige Festung ohne einen Schwertstreich in unsere Hände fiel, unwillkürlich ihrer Glanzzeiten in den Tagen des Krimfeldzuges, und man wird ja auch auf Schritt und Tritt an die großen Zeiten der Stadt und ihrer Verteidiger erinnert. Da steht vor dem See-Boulevard des Admirals Nachimow Bronzestandbild, im historischen Boulevard, wo ehemals die tapfere 4. Batterie sich befand, umgibt grüner Baumschmuck des Grafen Todtleben

Erinnerungszeichen. Dort oben liegt hoch über der Stadt das Panorama, für das ein Münchener Künstler den Sturm der Engländer und Franzosen auf Sewastopol vom 18. Juni 1855 als gewaltiges Rundgemälde schuf. Und inmitten der Stadt befindet sich ein kleines gepflegtes „Museum der Verteidigung Sewastopols“, in dem alle Erinnerungen an die schweren, aber ehrenvollen Tage wieder lebendig werden. In Bildern, Photographien, in Skizzen und Erinnerungszeichen erleben wir die Tage nach der Landung der Alliierten bei Eupatoria, von der Schlacht an der Alma, die die Russen zum Rückzug auf die Festung zwang, bis zur Belagerung, während der Todtlebens Genie den eigentlichen Ausbau der Werke erst förderte. Die Entsatzversuche, die zu den Schlachten von Balaklawa und Inkerman führten, die vielfach mißlungenen Stürme der Engländer auf den Redan, der Franzosen auf den Maláchow-Hügel sind dargestellt, große Oelbilder zeigen die Flottensperre der Alliierten und die Schiffsversenkungen der Russen, und in den verschiedensten Auffassungen und Darstellungen kehrt endlich der große Sturm der Franzosen am 8. September 1855 auf den Maláchow-Hügel wieder, der zur Einnahme dieses die Stadt beherrschenden Bollwerks führte. Aus den zusammengeschossenen und brennenden Häusertrümmern zogen die Russen über die Pontonbrücke der Südbrücke hinüber zu den Hügeln jenseits der Stadt, dorthin, wo heute das „brüderliche Grab“ sich befindet, und hielten dieses Nordufer weiter gegen die völlig erschöpften und angriffsunfähigen Alliierten. Schiffsmodelle und persönliche Erinnerungen an die Heerführer, Kanonen und Gewehre, Zeichnungen und Karikaturen, aber auch Belege der Pariser und Londoner Extrablätter über die Kriegszeit, ergänzen das reichhaltige Material dieses kleinen Museums. Heute, in den Tagen eines völlig zerschlagenen und darniederliegenden Rußland läßt man die ja nicht allzu fernem Zeiten eines zwar auch besiegt, aber in seiner Niederlage gewaltig großen und heroischen Rußland nicht ohne innere Bewegung auf sich wirken. Die Stadt hat sich längst von den Spuren der Krimkriegszeit erholt, man sieht kaum mehr etwas davon in ihrem äußeren Bilde. Hell und mit dem Schmuck ihrer vielen Bäume in den Straßen recht freundlich, liegt sie an der Bucht an historisch bedeutender Stätte. Draußen am Meer erkennt man noch die Ruinen von Chersones, das im 5. Jahrhundert vor Christus begründet wurde, und dicht dabei steht die Wladimir-Kathedrale mit den Resten der Kirche, in der sich der große Fürst Wla-

dimir von Kiew nach der Eroberung der Stadt mitsamt seinem Kriegsheere taufen ließ. Nicht gar weit südlich von der Stadt ragen die zackigen Felsen des Kaps Siolente hoch über dem Meere, wo das Heiligtum der Iphigenie gestanden haben soll. Es war ein dunkler Tag, als wir hinausfuhren. Zum ersten Male sah ich das Meer wirklich schwarz und drohend, und weißer Schaum brandete um die Klippen und Riffe. Erst wenige Jahre vor dem Kriege ist auf dem Kap die Batterie 20 gebaut worden mit Langrohrgeschützen und U-Boots-Abwehrkanonen. Zwei russische Offiziere warten dort einsam darauf, daß ein deutsches Kommando käme und ihnen die Sorge und Aufsicht über ihre Kanonen abnähme; ihre Mannschaft hatte sich längst in alle Winde zerstreut. Kein Schuß war noch aus den Röhren gegangen. Steil fielen die hohen Muschelkalkwände zum Meerespiegel hinab. Ein Zeißfernrohr stand an der Stelle, an der einst Iphigenie sehnsüchtig nach dem Lande der Griechen Ausschau hielt. Und gegenüber lag im zerklüfteten Gestein inmitten überraschend grünen Baum schmuckes ein großes Kloster, in dessen Räumen jetzt verwundete russische Soldaten Heilung suchten. Sage umwebt diese Orte, und glorreiche Vergangenheit verklärt die baumlos kahlen Hügel. Auch die neuen Besitzer werden treue Hüter dieser Stätten sein müssen, denn Tapferkeit des Feindes zu ehren, ist ein altes Vorrecht dessen, der selbst sich stark und groß fühlt. Die im Krimkrieg als Helden fielen, werden es nicht zu entgelten haben, daß feiges Gesindel, wenn auch Angehörige ihres eigenen Stammes, später diese ehrwürdigen Stätten entweihten.

4. Bächtſchi-Sjarái — Tſchuſút-Kalé.

Simferopol, 14. Mai 1918.

In flottem Tempo fährt der in Sewastapol erbeutete amerikanische Wagen über die Höhen am Maláchow-Hügel vorbei, um die Bucht von Sewastopol herum, an den Höhlen von Inkerman vorüber. Der Weg führt durch blühende Obstplantagen, deren Duft sanft und zart über dem Lande liegt. Eine Panne zwingt uns, in einem kleinen Tatarendörfchen eine Weile zu halten. Im Kaffeehaus, in dem wir ein Täßchen türkischen Kaffees bekommen, strömt sofort die männliche Bevölkerung zusammen und tauscht einen Händedruck. Einer ist darunter, der Deutsch spricht. Sein Großvater war Ko-

lonist, seine Mutter Armenierin, seine Frau ist katholisch und er selbst Lutheraner, und weiß Gott, welche Mischungen noch in dem Manne und seiner Familie stecken. Von den anderen Leuten unterscheidet ihn nur das hellere Auge. Er dolmetscht die zahlreichen Fragen. Wir erkundigen uns nach Ansichten und Gesinnungen. Anscheinend sind die Tataren alle für die „respublica“, aber die meisten betonen, daß sie „Wilhelm“ als Protektor wollen. „Mohammed“, so erzählt einer, und man sagt uns, daß es ein weit unter den Tataren verbreitetes Wort sei, „ist ein großer Prophet, aber Wilhelm ist noch größer; Mohammed hatte acht Weltwunder, aber Wilhelm hat deren 12.“ Und sie zählen unter anderm dazu auf: Zeppeline, Aeroplane, giftige Gase. Daß wir nach B á c h t s c h i - S s a r á i wollen, nach dem „Schloß der Gärten“, dem Traum aller Tataren der Krim, erfüllt sie mit Freude und Stolz, denn sie halten es für das Paradies auf Erden. Von guten Wünschen begleitet sausen wir wieder los und sind eigentlich zunächst etwas enttäuscht, als der Bahnhof der berühmten Stadt in Sicht kommt. Aber dort ist auch nur die moderne Stadt, ihr alter Teil entzieht sich vorläufig den Blicken. Man biegt in ein schmal werdendes Tal ein, zu dessen beiden Seiten merkwürdig kahle und nackte Felsbildungen sich zeigen. In der Schlucht und an ihren Hängen liegt nun die alte Stadt. Es gibt eigentlich nur eine Straße darin, die Basárnaja, und sie ist kaum so breit, daß zwei Wagen einander ausweichen können. Zu beiden Seiten stehen die Häuser und Läden, deren Holzwände man nur aufzuklappen braucht, um Platz für Auslagen und Schaustellungen zu haben. Ein richtig orientalisches Leben flutet durch dieses Gäßchen. Männer kommen mit geschlachteten und ausgeweideten Hammeln und bieten ihre Ware an, an den Ecken hocken Bettler und heischen Almosen. Aus den Gemüseläden duftet es nach Knoblauch und Zwiebeln, und an vielen Stellen sitzen an ihrem Holzkohlenfeuer die Verkäufer von Şaşaklık, dem tatarischen Nationalgericht, und rollen kleine Hammelfleischstückchen auf ein Stäbchen auf, um sie in heißem duftenden Hammelfett frisch zu braten. Andere durcheilen die Gasse und rufen ihre Tscheburöks aus, flache mit gehacktem Fleisch gefüllte und in Hammelfett gebackene Kuchen, die besser aussehen als sie schmecken. In den zahlreichen Kaffeehäusern sitzen die Männer und spielen ihr Domino mit schlauer Berechnung und leidenschaftlichen Gesichtern, und aus allen Buden hämmert und klopft es. Da arbeiten Schmiede an den kleinen

kupfernen, innen verzinnten Kännchen mit den langen Stielen, in denen der türkische Kaffee über dem Holzkohlenfeuer gekocht wird. Dort schneiden und nähen andere aus blendend weißem Ochsenleder Geschirre, wieder andere klopfen über den Leisten die sandalenähnlichen Hauschuhe der Männer oder besticken mit Gold- und Silberfäden und bunten Quasten die kleinen Frauenstiefelchen. Auf offener Straße findet hier eine Versteigerung von alten Möbeln und Küchengerät statt, drüben läßt man die blutigen Hammelfelle ab, um sie am Bach, der durch das Felsental fließt, auszuwaschen und dann zu gerben. Es drängt sich alles auf engstem Raum zusammen. Es führen ja nur ganz wenige Nebenstraßen von der Basárnaja ab, und jedes Fleckchen Erde ist hier ausgenutzt, namentlich für saubere und gut gehaltene Gärten, aus denen schlanke Pappeln in die Höhe steigen und mit den zierlichen Minarets der vielen Moscheen wetteifern, das Stadtbild zu verschönern.

In der Mitte der Stadt, dort, wo das Tal sich etwas breiter dehnt, liegt das heilige Bauwerk der Tataren, Khan-Ssarái, der Palast der Khane. Man tritt über die Steinbrücke, unter der das Bächlein rauscht, und sieht sich vor einer weißen Mauer, die mit allerhand Zeichen und Arabesken bunt, blau, grellgelb, grün, rot, für unsere Augen etwas zu jahrmarktsmäßig bemalt ist. Den Torweg überragt ein zierlicher Pavillonbau. Drinnen empfängt uns der Zauber eines orientalischen Gartens mit alten Kastanienbäumen, schlanken Pappeln, duftenden Sträuchern und Blumenbeeten. Brunnen springen und Quellen rauschen. Inmitten des Gartens liegt ein merkwürdig geformtes Zementbassin, in dem von grünen Algen überzogenes Wasser steht. Wir raten lange herum, was die seltsame Form dieses Wasserbeckens wohl bedeute, bis der Tatar erklärt, daß sie das Reich der Khane vorstelle, das Schwarze und das Asowsche Meer und die über die Landenge von Pierekop ins Meer hereinragende Halbinsel der Krim. Hinter dem Grün des Gartens verschwinden fast die den Hof umgebenden Gebäude, von denen man nur hie und da ein paar buntbemalte Wände, einen zierlichen Säulengang oder holzvergitterte Fenster zu sehen bekommt. Aber um den großen Garten herum sind alle Gebäude angelegt, die zum Khanspalast gehören: die aus neuerer Zeit stammende Moschee, die achteckigen Kuppelbauten, in denen die Gräber der Khane und ihrer Frauen sich befinden, und schließlich der berühmte Palast, der zwar in einzelnen Teilen aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts stammt, aber inzwischen des

öfteren zerstört und wieder erneuert worden ist. Ein ziemlich luftiges Bauwerk merkwürdiger Art. Aus einem ins andere Zimmer führen Stufen und Treppchen, meist besteht eine Wand völlig aus Fenstern, während an den übrigen Wänden zahlreiche Nischen eingelassen sind, in denen die Holzkohlenbecken zur Winterszeit aufgestellt wurden. Viele Säle und Zimmer werden gezeigt, die Rasierstube der Khane, das Kaffeezimmer, das Lesezimmer der Haremsdamen, der Gerichtsaal, das Rauchzimmer. Überall stehen noch Divans mit alten seidenbestickten Decken, es sind Gläser und Porzellane, Becher und Möbel aus der alten Zeit erhalten und ausgestellt. Am schönsten wirken noch die alten hölzernen kassettierten Decken, deren bunte Malerei allerdings erneuert worden ist. Und aus einem Vergnügungszimmer pflegte der Khan auf einen kleinen, mauerumschlossenen, reizenden Garten hinabzusehen, wo in laubumspunnenem Marmorbassin seine Frauen zu baden pflegten. Den Marmor allerdings hat irgendein russischer Verwaltungsbeamter gestohlen und hat dafür nun Steinplatten eingelegt. Ein gleiches geschah auch in dem einst sicherlich sehr schönen Gartensaal, in dem die berühmte Tränenquelle liegt: an einer Marmortafel sind 16 muschelförmige Schalen angebracht. Aus der obersten Mittelschale sickert das Wasser in Tränentröpfchen langsam in zwei etwas tiefer liegende Seitenschalen. Aus ihnen fallen dann die Wasserperlen wieder in eine tiefer liegende Mittelschale, und so rinnt es langsam die Marmortafel herab, bis unten der dünne Strom im Sande versickert. Der Schloßverwalter erzählt eine lange Geschichte, das Märchen, das Puschkin um diese Quelle dichtete, von der polnischen Gräfin Maria Potocka, die der Khan Mengli-Girai als Kriegsgefangene hier im Palast festhielt und vergeblich mit seinen Liebeschwüren überhäufte. Er ist sehr böse, daß wir es nicht glauben wollen. Selbst der rote Baedeker überzeugt ihn nicht, der doch ausdrücklich die Erzählung als eine Sage bezeichnet und dessen Autorität man nicht ungestraft anzweifeln darf. Unser gutes Trinkgeld besänftigt den in seiner Verwalterehre gekränkten Mann, daß er uns auch noch ein paar der hübschen stillen Seitengärten zeigt. Dick und häßlich steht nur über der ganzen zierlichen, etwas spielerischen Herrlichkeit ein mächtiger Holzturm, der wie ein Bahnhofswasserturm aussieht. Auf ihn kletterten die Haremsdamen, wenn der Khan Besuch bekam, und konnten alles mit ansehen, während sie selbst hinter dem engmaschigen Holzgitter neugierigen Blicken völlig verborgen blieben. Die alten Sitten werden nicht mehr so streng gehandhabt. Man sieht wenig völlig verschleierte Frauen mehr im heiligen Bäch-

tschi-Ssarai und viele, denen man die alten Bräuche wieder wünschen möchte.

Wir fahren in einem der etwas zerlumpten Wagen des Städtchens über die holperige Straße vom Khanpalast aus das Tal aufwärts. Allmählich werden die Wohnhäuser seltener, das Tal verengt sich. Zu beiden Seiten treten die Felswände steil und eng über den Weg, man fährt wie in einer durch reißende Wasser einstmals ausgewaschenen Schlucht von vielleicht nur 50 Meter Breite. Wo die Felswand einmal zurücktritt oder sanfter ansteigt, haben sich auch schon Tataren oder Zigeuner angesiedelt, deren Häuschen manchmal unter dem Schuttdach überhängender Felsmassen sich mit der Rückwand unmittelbar an den Berg anlehnen. Bald aber biegt der Weg in das Tal Josaphat ab, und man sieht das Uspenskijs-Felsenkloster mit seinen verschiedenen Kirchen und Mönchswohnungen in ziemlicher Höhe in die alten Höhlen der Bergwand hineingebaut. Lustig wie die Vogelnester kleben die weißgestrichenen Gebäude in den Spalten der Berge. Treppen führen hinauf, grüne Bäume stehen überall, wo menschliche Kunst den Felsen ein Plätzchen abzuräumen vermochte. Zwischen den weiten Gärten und Rasenplätzen durch, an denen sich Ende August die Wallfahrer in großen Scharen zu versammeln pflegen, fahren wir noch eine Weile etwas bergan, dann heißt es, zu Fuß den steilen Berg hinanklimmen. Ein schmaler, vielleicht $1\frac{1}{2}$ km langer Kalkfels erhebt sich da 250 Meter hoch über dem Tale, zu dem wir in beschwerlichen, steil anstrebenden Zickzackwegen hinaufklettern. Schon aus der Tiefe erkennt man die dunklen Felslöcher der alten Höhlenwohnungen, und darüber die Ruinen der „Judenfestung“ Tschufüt-Kalé. Plötzlich stehen wir an einer festen Steinmauer, durch die ein altes, mit dickem Eisenblech beschlagenes Tor hindurchführt. Ein enger, tiefer Felsengang öffnet sich, wir sind mitten im Bereich der Höhlen. Man staunt über ihren Umfang und über die Arbeitsleistung, die vergangene Geschlechter da vollbracht haben. Das sind nicht etwa nur Unterschlupfe, die notdürftig in den Stein gehauen sind, sondern richtige Wohnungen mit quadratischen oder rechteckigen großen Zimmern, die teilweise bis 5 und 6 Meter lang und breit und auch außerordentlich hoch sind. Manchmal führen Steinstufen aus einem Untergeschoß in die höher liegenden Schlafzimmer, es sind Nischen in die Wand gemeißelt, die anscheinend Decken und Polsterlager zum Schlafen aufzunehmen hatten, um stehengebliebene Steinsäulen in der Mitte der Zimmer ziehen sich Eßbänke und es gibt auch Tische, die Fensteröffnungen zeigen Rillen und Vertiefungen, in die wohl Holzrahmen oder Läden einzusetzen waren.

und es sind oft mehrere Zimmerwohnungen mit den Wohnungen der Angrenzer durch Gänge und Höhlentreppe verbunden. Der ganze Felsblock scheint durchlöchert und unterwühlt, und die Arbeit ist überall so sauber, die Wände sind so glatt, die Decken so sorgsam ausgemeißelt, daß wissenschaftliche Untersuchungen ja zu dem Schlusse gekommen sind, es handle sich hier nicht mehr um die Ursprungsarbeit der alten Synthesen allein, sondern es hätten spätere Geschlechter, die die Höhlen benutzten, nachgearbeitet. Vielleicht waren es die Juden oder besser die Karaïmen, die hier oben ihre Festung jahrhundertlang bewohnt haben. Es ist schwer, über diese merkwürdige jüdische Sekte etwas Näheres zu erfahren. Ich verlasse mich auf einen Krimreisenden, Remy, der zu Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hier gewesen ist und in seinem Büchlein „Die Krim“ (Odessa und Leipzig, 1872) das damals vorliegende Material sorgsam zusammengetragen hat. Er zitiert das Werkchen eines Karaïmen selbst, Salomon Beim, der als alte Überlieferung erzählt, die Karaïmen seien während der Existenz des ersten Tempels von Jerusalem nach der Taurischen Halbinsel übergesiedelt. Ganz zweifellos sei das allerdings nicht, und wenn es auch durch alte Sitten der Kleidung, des Familienlebens, der Wohnweise und der religiösen Gebräuche belegt werde, so habe man doch die Karaïmen auch mit den Sadduzäern und Chasaren in Verbindung gebracht. Demgegenüber betont der Karaïmen Geschichtschreiber, es sei schon 50 Jahre vor dem Fall Samarias ein Teil der Juden aus den Stämmen Juda, Benjamin und Levi während der Belagerung der Stadt durch Salmanassar in Gefangenschaft nach Medien abgeführt worden, sie seien dort über 200 Jahre verblieben und dann mit den Mediern nach Taurien in den Krieg gesandt worden, den der Perserkönig Kambyses gegen die Königin Tamara begann. Von dem siegreichen Kambyses hätten diese Juden das Land zur Ansiedlung bekommen und es Krim, d. h. Geschenk, genannt. 200 Jahre v. Chr. hätten sie sich in zwei Lager geteilt, in die Talmudisten und in die Karaïmen, die den Talmud nicht anerkennen. Im Jahre 400 v. Chr. seien die ersten Ansiedler nach Tschufát-Kalé gekommen und hätten sich dort zuerst in den alten Höhlen niedergelassen, bis sie dann auf dem nur 250 Meter breiten Rücken des Kalksteinfelsens ihre Stadt erbauten.

Soweit der Geschichtschreiber des Völkchens, das heute an die 10 000 Seelen zählen soll. Ich traf einstens in Halitsch am Dnjestr eine kleine, merkwürdige jüdische Sektenkolonie, die man dort als Karaïten bezeichnete und die gleichfalls durch Nichtanerkennung des Talmuds sich von den übrigen Juden unterscheiden

sollten. Sie sprachen Tatarisch untereinander, waren Ackerbauer, hatten eigene Gebräuche und Gebethshäuser und lebten dort mit den übrigen Juden in bitterer Feindschaft. Leider war es während der Kriegezeit, und ich konnte niemand von den wenigen Familien mehr dort sprechen, so daß ich außerstande bin, festzustellen, ob Karaïmen oder Karaïten einen Glauben haben, oder ob es sich gar um Abwanderer aus der Krim nach Galizien handelt.

Jedenfalls haben die Karaïmen hier oben eine große Stadtanlage besessen. Allerdings mußte das Wasser tief unten aus dem Tale des Uspenskij-Klosters geholt werden, und das war wohl auch mit der Grund, warum die Kolonie vor eineinhalb Jahrhunderten von ihren Bewohnern verlassen wurde. Die Überreste aber sind merkwürdig und stattlich. Unser Tatarenführer hat mit einer schrillen Pfeife uns schon angekündigt, und als wir vor das Haus des einzigen Bewohners dieser Ruinenstadt, des Karaïmenpriesters, kommen, das inmitten des Trümmerfeldes steht, erwartet er uns mit seiner Familie. Wir werden in ein sehr hübsches Zimmer geführt, das noch eine alte holzkassettierte Decke besitzt, ähnlich wie wir sie unten im Khanpalast bewunderten, drei Tataren, die auch von unten gekommen sind, empfangen uns mit ohrenbetäubender Musik, ein Fremdenbuch wird zur Einzeichnung herumgereicht, es gibt Milch und etwas Brot. Der alte Herr lebt hier mit noch zwei, drei ganz alten Leutchen und seiner Familie, er bekommt aber hie und da Besuch aus den Städten der Krim und auch aus Odessa, wo es größere Karaïmengemeinden gibt, deren Mitglieder hierher nach dem Stammort ihrer Sekte eine Art Wallfahrt unternehmen. Der Rabbiner führt uns durch das Ruinenfeld der Stadt. Recht gut erhalten sind die engen, über sorgsam bearbeiteten Fels führenden Straßen der Stadt, die sauber erhöhten Bürgersteige, die Haupt- und Nebenstraßen, an denen Mauerreste noch die Häuseranlage erkennen lassen. Die Seite des Felsens, auf der man vom Uspenskij-Kloster aus heraufkrazelt, ist durch eine hohe Mauer gegen den Eintritt Unbefugter bewehrt gewesen, die andere Seite aber fällt jäh und fast senkrecht steil in ein zweites Tal, in dem große Straßen ins Jailagebirge nach Jalta hinüberführen. Von hier aus soll man das Meer und zugleich den berühmten Zeltberg, den Tschatyr Dag, sehen. Aber der Rabbi nimmt seinen ganzen Sprachschatz zusammen: „Noch mal kimmern, noch mal kimmern,“ schüttelt er immer wieder den Kopf. Denn heute ziehen Nebelschwaden um den Felsen und hüllen bald die, bald jene Seite in grauen Dunst. Wir werden in das Mausoleum der Khanstochter Nenkedshän-Khanin geführt, die sich aus unglücklicher Liebe von

diesem Felsen herabstürzte, die aber nach einer anderen Lesart der erzürnte Vater selbst erschlug, weil sie während der Belagerung der Festung mit einem Geistlichen ein Verhältnis angeknüpft hatte. In einem kleinen Rundbau steht der weiße Marmorsarg mit den arabischen Inschriften über einem anscheinend nur mit Gerümpel gefüllten Gewölbe. Dann geleitet uns unser Rabbi zum Hause, das vor einigen 20 Jahren die Karaïmen eigens für den Besuch des Zaren gebaut haben und in dem es neben einigen großen Repräsentationsräumen ein paar Bilder von diesem Zarenbesuch, vor allem aber eine Glasveranda, mit wundervollster Aussicht auf Tal und Berge gibt. Anscheinend übernachteten hier die Wallfahrer, wenn sie in größerer Zahl kommen. Endlich sehen wir auch die Synagoge, die aber in der Karaïmensprache Kinasar genannt wird. Und wie schon unser Rabbinenführer mit seiner schwarzen Lammsfellmütze eher einen tatarischen als einen jüdischen Eindruck machte, so berührt auch dieses von einem Säulengang umgebene Heiligtum recht mohammedanisch. Es ist wie eine Moschee mit Teppichen ausgelegt, die man nur ohne Schuhe an den Füßen beschreiten darf. Erst bei näherem Zusehen erkennt man die goldgestickten jüdischen Buchstaben auf dem Vorhange, der die Thora-Rollen verbirgt. Eine kleine Empore ist engmaschig mit Holzstäben vergittert, hinter denen die Frauen am Gottesdienst teilnehmen können. Ein paar alte Zinn- und Silberkrüge zeigt uns der Priester, und Gebetsbücher, aus denen er viermal am Tage hier den Gottesdienst liest. Zwischen Häusermauern neben der Kirche hat er sich etwas Erde aufgeschüttet und bebaut dort sein Kartoffelland, im Graswuchs zwischen den Steinen suchen sich seine Kühe und Pferde ihr kärgliches Futter. Selbst hier oben haben ihn Bolschewisten belästigt und haben ihm ein paar Kühe und Pferde gestohlen. Sie stöberten etwas im Schutt der 400 Häuser, die einstmals über 800 Familien beherbergt haben sollen, fanden aber nichts und verschwanden dann wieder. Der Rabbi blieb mit seiner Familie in seiner Bergeinsamkeit zurück.

Es ist einer der seltsamsten Eindrücke im ganzen Kriege, diese verlassene und in Trümmern liegende Judenfestung auf dem Kalkfelsen. Noch während wir mit unserem Tatarenführer, begleitet von der dreiköpfigen Musikkapelle, die aber Radau für zehn macht, wieder den steilen Felsenberg herabklettern, zwingt es den Blick immer wieder zurück zu den Felshöhlen und zur Trümmerstadt, aus der nur das Zarengebäude, die Kirche und das Wohnhaus des Rabbiners herausragen. Nebel ziehen windgepeitscht um den Felsen und hüllen ihn noch mehr in mystische Schleier. Durch die gähnenden Felslöcher dringen die weißen

Schwaden, und es sieht aus, als seien die Höhlen wieder bewohnt, als steige wieder Rauch auf aus Feuern, die man an den rauchgeschwärzten Herden dort entzündet. — —

Im Khanspark von Bächtſchi-Sſarái spielt die Bataillonsmusik der Jäger, als wir zurückkommen. Die Musikfolge ist säuberlich in deutscher und russischer Sprache an einem alten Kastanienbaum angeschlagen. Bis zur späten Abendstunde bummelt dort alles, was in dem heiligen Städtchen der Tataren zur Gesellschaft gehört. Und dort finden sich auch zwei Freunde, die sich seit der Studienzeit, seit über zehn Jahren, nicht mehr gesehen und die nun der Weltkrieg im alten Khan-Schloß zusammenführt. So kommen auch wir andern zu einem feucht-fröhlichen Ende des Tages mit unendlichem Lob der Städte Graudenz und Bückeburg, und wenn uns auch keine der 75 Haremsdamen bediente, die einst in diesen heiligen Hallen schalteten und walteten, so kann ich doch sagen, es zechte sich gut mit altem, feurigem Krimwein in den Khansräumen. Die Hunde heulten in langezogenen Klage-tönen, und die Hähne reckten sich eben zum ersten Krähen, als wir durch die schlafende Stadt, über der noch immer ein Duft von Hammelfett und Zwiebeln lag, in unser tatarisches Quartier zogen.

5. Seodosia.

Seodosia, 18. Mai.

Es muß einst eine wunderhübsche Stadt gewesen sein, das alte Ardauda, die Stadt der sieben Götter, der Taurier, das Theodosia, die Gottesgabe der Griechen, das Kaffa der Genueser, als noch keine rauchenden Dampfschiffe und schmutzigen Schienenstränge diesen Boden und diese Buchten entweihten. In weiter Rundung dehnt sich die Meeresbücht mit der flachen ebenen Küste nach der Halbinsel Kertsch zu, aber mit dem beginnenden Hüggelland des Jaila-Gebirges im Westen, an dessen Hänge male-risch und amphitheatralisch ansteigend die Stadt gebaut ist. Leise plätschern die vom Ostwind gekräuselten Wellen ans Land und erzählen von den vergangenen Tagen stolzer Geschichte. Die roh gezimmerten Boote der alten Taurier schaukelten hier schon und vermittelten einen dürftigen Warenverkehr, als 500 Jahre v. Chr. die Milesier ihre Kolonie hier begründeten. Eine Blütezeit der Stadt begann. Sie wuchs aus kümmerlichen Hüttenanlagen zu einer blühenden Handelsniederlassung empor, der ganze Getreide-reichtum der Halbinsel Kertsch wurde von hier in die Segler ver-frachtet und nach Griechenland gebracht, dem dieses ferne Ge-

stade als Kornkammer diente. Aus alten Geschichtsquellen hat man berechnet, daß jährlich nahezu eine Million Hektoliter Getreide hier umgesetzt wurde. Die Stadt selbst wechselte den Besitzer mit dem wandernden Strom der Völker, die auf der Krim herrschten und verschwanden, um neuen Herren Platz zu machen, bis im 13. Jahrhundert ihr der Handelsgeist der Genueser Kaufleute zu ungeahntem Aufschwung verhalf. Allüberall in der Krim zeugen Türme und Bollwerke, Reste von Burgen und Felsen-
schlössern vom kriegerischen Geist dieser machtbewußten und kampffrohen Handelsleute, die schon wußten, daß nur unter fester, gesicherter Herrschaft der Handel gedeiht und die deshalb ihre Niederlassungen zu fast unangreifbaren Festungen ausbauten. Auch Kaffa wurde stark befestigt. In weitem Umkreis zogen sich hohe Ringmauern die Hügel entlang, mit riesigen viereckigen Türmen, deren stattliche Reste man noch jetzt mitten im Stadtbild findet. Hundert Jahre später soll die Stadt über 100 000, nach anderen Quellen gegen 150 000 Einwohner gehabt haben; von ihr aus beherrschten die Genueser alle kleineren Handelsstätten der Südküste der Krim. Aber auch das Geschlecht der Genueser verweichlichte und des Sultans Mohammed II. Scharen eroberten ohne Mühe die Stadt, die die Türken Kutschuk-Sambul, Klein-Konstantinopel, nannten, die sie aber in Unordnung und Schmutz verkommen ließen. Die Herrschaft der tatarischen Khane tat das ihre, die 20 000 Häuser, von denen noch ein französischer Konsul und Reisender aus der Mitte des 18. Jahrhunderts erzählt, die Reste der reich ausgestatteten genuesischen Paläste mit ihrem Marmor und Goldschmuck, die Hunderte von Springbrunnen, Kirchen und Moscheen allmählich zu staubigen Ruinen werden zu lassen.

Hier waren es einmal die Russen, die nach ihrer Besetzung der Krim einen, wenn auch gegen frühere Zeiten bescheidenen Aufschwung brachten. Zwar zählte die Stadt in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts erst gegen 10 000 Einwohner, aber bis zum Kriege hatte sie sich immerhin auf über 30 000 entwickelt. Das kam durch den Neubau des Hafens und der Eisenbahn. Aber da sind wir auch schon bei den Ungeheuern, die gleichzeitig die reine Schönheit dieser Gestade vernichteten. Hafen und Eisenbahn waren gewiß notwendig, um den Handel der Stadt wieder zu beleben. Zwar hatte sie sich im Laufe der Jahre einen guten Ruf als Badeort erworben. Ihr mildes Klima, der sommerliche Ost- und Nordostwind, der die tropische Hitze mäßigt, der sandige Badestrand, die Kuren mit krimischen Weintrauben und mit Kumiß, einem aus Stutenmilch bereiteten säuerlichen Getränk, zogen Tau-

fende von Sommergästen hierher. Aber um die Stadt wieder hoch zu bringen, um ihr Leben und Reichthum wiederzugeben, waren Hafen und Eisenbahn gewiß nötig. Nur ob sie gerade dahin gebaut werden mußten, wo sie jetzt sich befinden, das ist die Frage. Die Kaufleute wollten natürlich den Hafen unmittelbar an die Stadt herangebaut wissen, um möglichsten Nutzen aus dem Betriebe zu ziehen, die Besitzer der reichen Villen an der halbkreisförmigen Seepromenade dagegen stimmten für die Verlegung des Hafens vor die Stadt hinaus. Da kamen die Ingenieure den Kaufleuten zu Hilfe. Sie erklärten, der felsige Grund im Ostteil der Bucht eigne sich nicht, um einen genügend tiefen Hafen bauen zu können, und so wurde in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts der Hafen an den schönsten Teil des ehemaligen Sandstrandes nahe an die Stadt herangerückt. Da aber ein Hafen auch Eisenbahnverbindung haben muß, und da das hügelige Gelände eine Umgehung der Stadt und die Anlage eines genügend großen Güterbahnhofs am westlichen Stadttende unmöglich erscheinen ließen, so baute man die Eisenbahn einfach den Strand entlang. Man schüttete zu diesem Zwecke etwa 5 Hektar Landes durch Zuführen von Erde aus den Bergen hier auf, legte Geleise und Schuppen an und zerstörte rücksichtslos das Stadtbild und die Strandschönheit. Nun tuten und fauchen, dampfen und rauchen den ganzen Tag die Lokomotiven vor den Badegästen herum, und wo man ehemals unter schattigen Bäumen spazierte, während die Wellen der Bucht leise den Sand heraufrollten, da sind jetzt Zementböschungen errichtet, da steht ein, wenn auch noch so anständig gebauter, neuer Bahnhof, da zweigen Dutzende von Rangiergleisen ab, die mit hohen Güterwagen überfüllt sind, da leuchten die, wenn auch noch so unauffällig und gut angelegten Lagerschuppen mit ihren blaugrauen Wellblechdächern. Die Kaufleute sind es zufrieden. Der Handelsbetrieb des Hafens hat der Stadt Geld und Verdienst gebracht, sie ist wieder gewachsen und hat Bedeutung gewonnen. Aber die einst den Badestrand liebten, und den Blick über die schöne weite Bucht, ärgern sich darüber, daß es die russische Technik nicht vermocht — oder auch aus irgend welchen metallischen Gründen nicht gewollt — hat, den Handels-erfordernissen Rechnung zu tragen, ohne die Schönheit zu zerstören.

Der Handelsplatz Seodosia hat nach dem Bau der geräumigen Hafenanlagen wieder an Bedeutung gewonnen, wenn auch der Hafen selbst dem ziemlich kräftigen Nord- und Ostwind preisgegeben ist und die Schiffe in ihm zumeist keinen sehr ruhigen Liegeplatz finden. Er hat den großen Vorteil, daß er im Winter

gewöhnlich nicht zufriert, wenn sein in der Eingangsstraße zu dem flachen Asowschen Meer gelegener Konkurrenzhafen Kertsch durch das Eis vom Verkehr abgesperrt ist. Von Kertsch aus werden zwar auch die reichen Getreideernten der fruchtbaren Kertschhalbinsel verschifft, aber wenn der Winter früh und streng einsetzt, wandern immerhin noch beträchtliche Mengen der dort lagernden Vorräte mit der Bahn nach Feodosia zurück, obgleich sich in Kertsch große Mühlen aufstuten, die dann Mehl herstellen und bis zum Wiederbeginn der Schifffahrt lagerten. Getreide ist jedenfalls der Haupthandelsartikel der beiden Häfen, darnach erst folgt der lohnende Handel mit Tabak. Es wird auf der Halbinsel Kertsch selbst sehr viel Tabak angepflanzt, große Mengen von bester Güte aber kommen vom türkischen Gestade Trapezunts in malerischen alten türkischen Seglern herüber und werden hier verarbeitet. In Feodosia ist es die Karaïmen-Familie Stambuli, in Kertsch die ebenso große Firma Mesaksuli, die die bekanntesten und berühmtesten Tabaksorten und Zigaretten verarbeitet und die ihre Erzeugnisse nach ganz Rußland versenden. Selbst jetzt, da doch der Verkehr mit Großrußland infolge der Kriegswirren stockt und nur Schmuggelhandel getrieben werden kann, befinden sich in Feodosia viele Dutzende meist jüdischer Händler; große Tabakboxen sieht man in Güterwagen und in zahllosen Fuhrn in der Stadt, in der an jeder Ecke eine Tabak- oder Zigarettenhandlung sich befindet. Feodosia besitzt übrigens als Hafen noch eine andere Bedeutung, die ihm und seinen Kaufleuten nicht wenig Geld eintrug: Hier sammelten sich die Pilger aus allen Teilen des mohammedanischen Rußland, die ihre Wallfahrten nach Mekka unternahmen, in manchen Jahren bis zu 20 000 Menschen, ehe sie zu Schiff übers Schwarze Meer fuhren. Auch wenn sie zurückkamen, um wieder nach Hause zu reisen, mußten sie draußen hinter dem Hafen in der Sanitätsstation eine längere Quarantäne durchmachen.

Die Sehenswürdigkeiten von Feodosia sind rasch aufgezählt. Auf einem etwas vorspringenden Hügel liegt ziemlich hoch über der Stadt das schon im Jahre 1811 begründete Altertumsmuseum mit Funden aus der griechischen Periode, mächtigen Vasen, edel geformten Gefäßen, Inschriften aus alter Griechen- und Genueserzeit. Auf dem dürftig grünen und schlecht gepflegten Seeboulevard, wo jetzt von der Musikmuschel aus deutsche Militärkapellen ihre Weisen ertönen lassen, steht der Brunnen des „Guten Genius“ und etwas weiter, auf dem Basarplatz, wo bei Kaffee und Tee eine Art Mittagsbörse sich entwickelt, in türkischem Stil ein Springbrunnen. Beide Brunnen sind mit dem Namen des Marinemalers Aiwasowsky eng verbunden. Zum Springbrunnen lieferte er selbst

den Entwurf, der Brunnen des Guten Genius ist seiner Gemahlin gewidmet. Denn trotz der Hügel ringsum fehlte es der Stadt Feodosia lange Zeit an Trinkwasser, bis Awasowsky die Brunnen auf seinem in den Bergen vor der Stadt gelegenen Gute der Stadt zum Bau einer Wasserleitung zur Verfügung stellte. Diese Wasserleitung versorgt nun nicht nur die Stadt Feodosia, sondern es gingen in Friedenszeiten auch mit der Eisenbahn täglich viel wassergefüllte Wagen nach dem ebenso wasserarmen Kertsch, und obgleich das jetzt verboten ist, fließen die Quellen in diesem regenarmen Frühjahr doch so spärlich, daß von morgens 7 Uhr bis abends 8 Uhr mit nur einstündiger Unterbrechung zur Mittagszeit die Wasserleitung gesperrt werden muß. Awasowsky ist der berühmteste Sohn seiner Vaterstadt. In der den Strand entlang laufenden Genueserstraße stand sein weißer Palast, den er mit einer stattlichen Galerie seiner Bilder der Stadt vermachte. Zu Beginn des Krieges, als die ersten Schüsse der türkischen Flotte die harmlose Stadt erschreckten, hat man die Bilder nach Simferopol in Sicherheit gebracht.

In Feodosia beginnt jetzt die Saison. Flüchtlingsfamilien sind noch genug hier, auch solche, die trotz der hohen Preise vergnügt zu leben wissen, und da es hier schon erheblich heiß ist, haben die jungen Mädchen vielleicht noch etwas weniger an, als man es bisher an der Seeküste erlebte. Der Kurort war schon im Frieden ob seines leichten Lebenswandels berühmt, und ich will hier lieber nicht weiter erzählen, bis zu welchem Grade der Leichtigkeit dieses Abendsleben am Seeboulevard und bis weit hinaus an die Hafennole geht. Die Tage sind glutig heiß, aber an den Abenden weht ein zarter Wind durch die Zweige der Pappeln, die so hübsch die Straßenränder einrahmen. Und wenn das Meer im Mondlicht metallisch funkelt, sind die Mainächte in Feodosia auch bezaubernd schön. Draußen in der Bucht schaukelt, vom Mondlicht umflossen, der dunkle Leib der „Hamidie“ auf den Wassern der Bucht, ein Gast, an dessen früheren Besuch man hier mit Grauen denkt. Am helllichten Morgen des 14. Oktober 1914 war der kühne Kreuzer tief in die Bucht gefahren und hatte seine 16 Schuß mitten in den Hafen und die Bahnhofsanlagen gesetzt. Aber lieber einmal 16 Granaten, als monatelang bolschewistische Gemeinheiten. Jetzt können sich die Einwohner von Feodosia freuen, daß der türkische Kreuzer ihnen Schutz und Sicherheit bietet

6. Russen, Deutsche und Tataren auf der Krim.

Wohl nirgends auf russischer Erde ist der deutsche Einmarsch mit so einhelliger Begeisterung begrüßt worden, wie auf der Krim. Der Bolschewismus war auch hier nur ein Terror, aber er war eine Macht Weniger, die sich durch das Schwergewicht der Flotte und ihrer Geschütze durchzusetzen vermochte. Unter ihm litten in gleicher Weise Russen, Tataren und Deutsche. Man kann in der Krim deutlicher und schärfer, als das vielleicht sonst möglich ist, diese Bevölkerungsklassen voneinander scheiden. Die Russen waren hier stets eine dünne Oberschicht, aber eine Oberschicht von besonderer Beschaffenheit. Seit die Südküste vor vielen Jahrzehnten anfang, Mode zu werden, seit Zaren und Großfürsten, Hofleute und Generale begannen, sich hier unten ihre Sommeritze zu schaffen, zog der Strom der russischen Aristokratie und auch der Geldaristokratie herunter an die Gestade der russischen Riviera, kaufte sich hier an, baute sich herrliche Datschen und Schlösser und verbrachte einen Teil des Jahres hier. Das war eine Gesellschaft, die durch persönliche und materielle Beziehungen eng an den Zarismus geknüpft war. Die russischen Truppen des Heeres und der Flotte, die russischen Beamten in Stadt und Land vervollständigten wohl die Zahl der russischen Bevölkerung, aber maßgebend war sie nicht. Und auch was, ohne Grundbesitzer zu sein, im Frühjahr und Herbst zur Saison aus Nordrußland hierher kam, war bei den hohen Preisen, denen die Modebäder Alupka und Jalta schon im Frieden ihr vornehmeres Publikum verdankten, ziemlich ausschließlich zaristisch und kapitalistisch orientiert. Zu dieser Schicht der russischen Gesellschaft kam in Kriegszeiten eine zweite, neue, zum Teil viel ärmere, soweit es aus ihrer Heimat vertriebene Letten, Esten, Litauer, Juden waren, zum Teil auch besser gestellte, die nur den Wirren und auch der Teuerung und Lebensmittelknappheit des Nordens entgehen wollte und die hier von der bolschewistischen Seuche überrascht und festgehalten wurde. Für alle diese Leute kamen wir als Retter und Erlöser, denn die Bolschewisten hatten ein nicht geringes Geschick in der Auswahl ihrer Opfer und brandschaften sie gehörig. Nicht nur die Frauen, auch Männer und Offiziere, die früher gut kadettisch und oktobristisch gesinnt waren, begrüßten uns, ihre Feinde von gestern, freundlich, vielleicht nur aus dem Gefühl des Augenblicks heraus und nicht mit den besten Wünschen für alle Zukunft, aber doch mit der Einsicht, daß einzig und allein der deutsche Einmarsch sie vor völliger Verelendung rettete. Und ich hörte selbst von gesetzten Männern und Frauen das Urteil: Die Deutschen sollten die Krim

behalten, sie sollten wenigstens dieses schöne Stückchen Land nicht wieder dem russischen Chaos, einem ungewissen Schicksal ausliefern.

Erst recht rege ist dieser Wunsch natürlich bei den Deutschen, die ja auf der Krim weniger an Zahl, als an Grundbesitz bedeutenden Einfluß haben. Die Schätzungen über die Volkszahl der Deutschen weichen ebenso stark voneinander ab, wie diejenigen über ihren Landbesitz. Der russische Zensus vom Jahre 1857, dessen Angaben allerdings als ziemlich unzuverlässig bekannt sind, beziffert die Deutschen in der Krim auf 31 000, Remyn, der die Krim im Jahre 1870/71 bereiste, zählt nach der Statistik des Jahres 1866 im ganzen 625 000 Einwohner, darunter etwas über 48 000 Deutsche, und er vermittelt auch die Zahlen, die das Odessaer Fürsorgekomitee zum 1. Januar 1871 hatte, nämlich 53 000 deutsche Kolonisteneinwohner. Neuere Angaben sprechen von 78 000 und der „Auschuß für Ostpolitik“ kommt in seiner Schätzung sogar auf 100 000 Seelen. Darin aber besteht ziemliche Einigkeit, daß der Landbesitz dieser deutschen Kolonisten für das Wirtschaftsleben der Krim außerordentlich viel bedeutet. Der genannte Ausschuß berechnet ihn, auf Grund welcher Quelle ist mir unbekannt, auf zwei Drittel des gesamten anbaufähigen Flachlandes, auf rund 80 000 Desjatinen, die sich auf 340 Kolonien verteilen. Es gibt aber auch noch höhere Schätzungen von 70 und von 80 vH deutschen Anteils an der anbaufähigen Landfläche. Ich sprach mit Kolonisten selbst, die auf ähnliche Zahlen rieten, freilich, ohne das genau beweisen zu wollen. Jedenfalls ist das deutsche Element im ackerbautreibenden Teil der Krim, der nördlich des Jaila-Gebirges liegt, ausschlaggebend. Im sanft ansteigenden Nordteil des Gebirges sind die Deutschen weniger vertreten, nur an der Straße von Simferopol nach Karassubazar gibt es ein paar deutsche Dörfer, an der Südküste bildet nur Sudak eine geschlossene Siedelung und dann sitzen die Deutschen wieder in größeren Zentren auf der Kertsch-Halbinsel. Dem Umfange des Bodenbesitzes nach überwiegen allerdings auf der Krim die deutschen Großgrundbesitzer, unter ihnen die reichsten und bekanntesten, die fünf Brüder Salz-Fein, die ihr in ausgedehnten Schafzuchtereien erworbenes Vermögen immer wieder in Landkauf anlegten. Die Deutschen der Krim sitzen auf einem Ackerboden, der weniger gut ist, als derjenige des Schwarzerdegebietes, auf dem sie aber doch auch reiche Ernten erarbeiteten; sie betreiben eine besonders gepflegte Viehzucht, zu der die weiten, schönen Weiden ermunterten, man sieht prächtige Pferde, Rinder und vor allem mächtige Schafherden, mancher deutsche Besitzer hat

viele Tausende von Schafen, deren Wolle und graue Lammfelle besonders geschätzt werden. Auf dem Vormarsch durch die Krim kamen unsere Truppen in engste Berührung mit den Kolonisten und fanden ihre Dörfer zum Teil viel reicher und wohlhabender, schon im äußeren Bau der Häuser und in der inneren Einrichtung der Wohnräume fortgeschritteneren Bedürfnissen des Geschmacks und der Kultur bedeutend mehr Rechnung tragend, als in Bessarabien, Cherson oder Taurien. Ich selbst sprach eine große Zahl von Kolonisten, sowohl im Nordteil der Halbinsel, im Gebiet von Dzankoi, wie auch später in der Kolonie Rosental und endlich Leute aus dem Sudak'schen Kreise, ein kerniges, festes, starkes Geschlecht, frei, offen, selbstbewußt, liebenswürdig und gastfreundlich, aber bei allem Reichtum und aller Wohlhabenheit bescheiden und einfach in den Lebensgewohnheiten. Man mußte nur diesen Bürgermeister von Rosental, einer Kolonie hinter Simferopol an der Straße nach Feodosia, erzählen hören, wie er sich der Bolschewistenherrschaft erwehrt, um zu erkennen, ein wie himmelweiter Unterschied es ist, zwischen diesen deutschen Kolonisten, die Haus und Hof verteidigten und lieber sterben wollten, als kampflos von ihrer Erde weichen, und jenen polnischen Großgrundbesitzern in der Ukraine, die selbst vor Bolschewisten und Bauern in die großen Städte flohen und dadurch ihrem polnischen Beamtenstabe mit schlechtem Beispiel vorangingen.

Außerordentlich fest ist der Zusammenschluß der Bauern in der Gemeinde, der ja zumeist, wenigstens dem Namen nach, noch alles Land gehört. Der einzelne Bauer kann seinen Boden zwar vererben, aber nicht verkaufen, denn er sitzt auf Gemeindeland, wohl aber hat man einen kaufkraftbesitzenden Übergabevertrag eingeführt, der aber auch nur mit Zustimmung der Gemeinde und wiederum an Deutsche betätigt werden kann. Zum alten, ihnen bei der Ansiedlung vor 115 Jahren überwiesenen Land haben die Bauern längst von Tataren und Russen Land zugekauft oder gepachtet, und zwar sowohl Einzelbesitz als auch Gesellschaftsland, das kapitalkräftige Bauern eines Dorfes genossenschaftlich erwarben und unter sich verteilten oder verpachteten. Man kennt hier sowohl das System der Geldpacht wie auch der Naturalpacht durch spätere Abgabe von drei bis vier Zehnteln des Ernteertrages an den Landbesitzer, der meist Tatare ist. Mit den Tataren kommen die Deutschen im allgemeinen sehr gut aus. Man hat tatarische Knechte, man steht mit den Tataren in regem Handelsaustausch, im Dorf Rosental z. B. sprechen alle deutschen Bauern neben der russischen auch die tatarische Sprache. Man schätzt gerade gegenüber den russischen Untugenden die tatarische Treue

und Zuverlässigkeit. Es wurden verschiedene Beispiele erzählt, daß Tataren, die durch die Bolschewisten gezwungen wurden, von den deutschen Kolonien manche Sachen mit zu „enteignen“ oder zu rauben, später diese Dinge heimlich zurückbrachten. Zwar gibt es auch unter den Tataren sozialistische und bolschewistische Richtungen, die man zu bekämpfen hatte, aber von diesen Anfechtungen blieb ja selbst das Deutschtum nicht verschont; einzelne Landlose haben sich ebenfalls den Gegnern angeschlossen und man hat erst durch eine entschlossene Selbsthilfe, durch das Verteilen von Land an diese Landlosen, deren Interesse an der Erde wieder gefestigt und hat sie dadurch der deutschen Sache erhalten. Nun ist ja das deutsche Bewußtsein mächtig gestärkt worden. Mit glühendem Eifer exerziert die Dorfjugend unter dem Befehl eines deutschen Leutnants oder Unteroffiziers, der gerade dort im Quartier liegt; man hat eine Art Selbstschutz organisiert, der auf jeden Fall eine geschulte Verteidigung der Kolonien gegen alle Möglichkeiten sichern soll, und man hat überall festgestellt, daß die alten deutschen Keime der Disziplin und der Ordnung auch unter der 100jährigen russischen Herrschaft entwicklungsfähig geblieben sind.

Weniger leicht ist es, über die politischen Wünsche der deutschen Krimbewohner Klarheit zu gewinnen. Sie sind ja wirtschaftlich wie politisch in der Entwicklung stark zurückgeblieben, wenn man es mit unseren Verhältnissen vergleicht. Zeitungen kamen wenige hierher, ausgenommen etwa solche religiöser Natur, deutsche Zeitungen und Zeitschriften wohl gar nicht, über die Schulzenwahl und vielleicht noch die Wahl zu den lokalen Semstvos ging das Interesse nicht hinaus. Woher soll da das Verständnis für die Fragen der großen Politik und der Zukunft kommen? Die deutschen Kolonisten wünschen nur Ruhe und Sicherheit. Am liebsten möchten sie eine deutsche Kolonie auch im staatsrechtlichen Sinne werden, aber sie sind es auch wohl zufrieden, wenn man ihnen die Sicherheit des Besitzes, der Sprache, der Schule, der eigenen kulturellen Entwicklung gibt, wenn sie auf dem Boden, den sie lieb gewannen und der ihnen in der nun einmal gewohnten Form der Bewirtschaftung ausgiebige Ernten und auskömmlichen Lebensunterhalt gewährt, sitzen bleiben können. Nur wenn die Krim wieder ins alte russische Regiment zurückkäme, wenn Deutschland wieder zur alten Gewohnheit zurückkehren sollte, sich so wenig wie vor dem Kriege um seine abgesplitterten Volksteile kümmern zu wollen, nur dann würden sie sich zum harten Schritte ins Ungewisse, zur Ansiedlung und Übersiedlung nach Deutschland oder nach Neu-Deutschland entschließen.

In dem Wunsche nach einer Neuordnung der Verhältnisse

treffen sie sich glücklicherweise mit den Tataren in der Krim, mit der an Volkszahl wohl stärksten Nationalität der Halbinsel. Die Zahl der Tataren hat ja durch die Auswanderungsbewegung der sechziger und siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts eine starke Verminderung erfahren. In den Jahren 1860 bis 1863 allein wanderten von der Krim nach der Angabe der russischen Paßabteilung nahezu 200 000 Tataren aus. Die Dörfer verödeten, die Felder verkamen und das Unkraut wucherte üppig. Die Wiederbesiedlung der leeren Landstrecken mit Bulgaren und Tschechen, Böhmen und Esten, Kleinrussen und Deutschen ging nur langsam voran, doch gab es günstige Gelegenheit für die schon ansässigen deutschen Kolonisten, Land zuzukaufen, namentlich die deutschen Großgrundbesitze vermehrten sich damals stark. In Ackerbau und Viehzucht waren die Tataren ein geschätztes Element. Sie waren zwar etwas träge und energielos, aber dafür um so genügsamer. Nun sitzen sie im wesentlichen im Gebirge als Hirten und Hüter der Schafherden, sie verdingen sich als Knechte im Flachland, sie wohnen in größeren Siedlungen in den malerischen Dörfern an der Südküste, wo der einzelne wenig, aber kostbares Land besitzt. Da sind sie fleißige und geschickte Gärtner, unermüdlische Weinbauer und vor allem pflanzen sie Tabak. Ihr selbständiges politisches Leben ist längst erstorben. Die Herrschaft der tatarischen Khane, die schon lange unter einer, wenn auch oft nur losen Oberherrschaft der Türkenkultane gestanden hatte, wurde erst durch verschiedene erfolgreiche russische Feldzüge in die Krim unterwühlt und im Jahre 1784 völlig von der Regierung Rußlands abgelöst, das mit seiner Russifizierungspolitik hier wie überall brutal und rücksichtslos alle nationalen Ansätze zerstörte. Immerhin blieben enge völkische Beziehungen zur Türkei bestehen, und als die russische Revolution im Jahre 1917 die Freiheit und das Selbstbestimmungsrecht der Völker proklamierte, machten auch die Tataren Gebrauch davon und erklärten die Krim zur unabhängigen Republik; sie löste sich nicht nur von Rußland, sondern auch von der Ukraine los; mit der Provinz Taurien hatte sie ja bis dahin zusammen das „Gouvernement Taurien“ gebildet. Ein Kuraltai, ein großer Rat, von 70 Mitgliedern trat in Simferopol zusammen und beschloß zunächst die Bildung eines eigenen Heeres aus den Angehörigen der früheren Krimischen Tatarendivision. Der Plan wurde mit großer Begeisterung aufgenommen, große Summen wurden von reichen Tataren gezeichnet, oder auch zum Teil in Naturalien, in Schafen und Ländereien, zur Verfügung gestellt. Die Namen der Geber wurden in den Zeitungen veröffentlicht. Die Bewegung fand aber ein jähes Ende, als

die besser organisierten und stärker bewaffneten Bolschewisten den „Aufstand“ blutig niederwarfen und auch wiederholte Versuche, einen neuen zu entflammen, im Januar 1918 rücksichtslos unterdrückten. Das tatarische Parlament war zwar durchaus linksstehend, ja sogar zum guten Teil sozialistisch gesinnt, es hatte Landverteilung und ähnliche Dinge auf sein Programm gesetzt, aber den Bolschewisten war es weniger um Prinzipien als um die Herrschaft zu tun. Ein schonungsloses Regiment begann, eine scharfe Verfolgung namentlich der politischen Führer und der Geldgeber des „Selbstbestimmungs“-Versuches, die sich in den Monaten März und April bis zu schrecklichen Mordtaten an Männern und wehrlosen Frauen und Kindern tatarischer Nationalität auf der ganzen Krim steigerte. Unter solchen Umständen wurde auch den Tataren unser Einmarsch zur Rettung und zur Erlösung. Nach der Befreiung ihres Landes traten die früheren Mitglieder des Parlaments wieder zusammen, die nach der Türkei entflohenen Führer kamen zurück, neue Ansätze zur Selbständigkeit begannen. Als zu stark wird man sie vorläufig nicht einschätzen dürfen. Bis zur staatenbildenden Kraft ist es von der einfachen Nationalbegeisterung ein weiter Weg, namentlich wenn politischer Sinn und Verwaltungsfähigkeit in jahrhundertelanger Herrschaft des Zarismus so ertötet worden sind, und wenn selbst in dem Moment der Befreiung der politische Freiheitsgedanke doch noch nicht stark genug ist, alle widerstrebenden Parteirichtungen und Schichtungen sozialer wie gesellschaftlicher Natur zu einer einzigen geschlossenen Arbeitsgemeinschaft zusammenzuschweißen. Aber das Verhältnis zwischen Deutschen und Tataren ist ja gut, und es darf wohl die Einsicht bei den Führern vorausgesetzt werden, daß beide Teile nur miteinander und nicht gegeneinander werden zu gedeihlicher Entwicklung kommen können.



III. Die Ukraine des Hetmans.

1. Besuch beim Hetman Skoropadski.

Kiew, 31. Mai.

Vor der Reihe von Kastanienbäumen, die den Bürgersteig in der Institutskaja überschattet, drängen sich, etwas oberhalb der Reichsbank, Autos und elegante Traberwagen. In dem einfachen und äußerlich wenig schmuckvollen doppelstöckigen Hause wohnte

einst der russische Gouverneur. Später war ein bolschewistisches Hauptquartier in diesen Räumen, und vor noch nicht allzu langer Zeit empfing hier Holubowitsch, der ehemalige Ministerpräsident der ehemaligen sozialistischen ukrainischen Republik. Aber die Luft ist anders, die jetzt hier weht. Es ist alles straffer, sicherer in der Haltung, militärischer. Ein General regiert jetzt hier, und man braucht noch kein begeisterter Militarist zu sein, um es angenehm zu empfinden, wenn nun nicht mehr die Menschen in lässiger Haltung, großlos, formlos aneinander vorbeistiefeln, sondern wieder Disziplin und Haltung in ihnen liegt. Der Soldat grüßt seinen Offizier, der Offizier strafft den Körper, wenn der Vorgesetzte mit ihm spricht. Diener nehmen Mütze und Mantel ab, ein Adjutant empfängt und geleitet die Treppen hinauf zum Wartezimmer. Der Raum ist warm und freundlich eingerichtet. Ein roter Teppich dämpft die Schritte, Bücherregale stehen an den Wänden, um Ledersofas, Stühle und Rauchtische grüßt heller Schmuck von Blattpflanzen. Ringsum warten Zivilisten und Offiziere. Es ist ein fast orientalisches buntes Bild. Da steht in der Ecke ein riesenhaft wirkender Offizier in der Uniform der turkmenischen Kosaken, weithin leuchtet die rote Tscherkeska, das mantelähnliche Gewand, das um die Hüften eng gegürtet ist und die guten Figuren seiner Träger noch besonders hervorhebt, dann nach unten weit frauenrockartig auseinanderstrebt, die Hose vollkommen verdeckt und nur die hohen Schaftstiefel erkennen läßt. Die Ärmel sind offen, japanisch, und man sieht an den Armen, wie auch im tiefen, dreieckigen Halsausschnitt das blendend weiße Hemd, das in einen eng anliegenden Halskragen mündet. An Schnüren um den Hals getragen, baumelt, lässig und beim Gehen wehend, auf dem Rücken der gelblichweiße Baschlik, und auf dem Kopfe sitzt die geradezu phantastisch hohe mächtige schwarze Pelzmütze. Silbergetriebene Griffe von Schwertern und Dolchen blitzen am Gürtel. Aus solchen Turkmenen soll die künftige Leibgarde des Hetmans bestehen, die neben den ukrainischen Truppen seiner Person zugeteilt sein wird. Drüben stehen die Adjutanten in ihrer nicht weniger kleidsamen, wenn auch ruhigeren Tracht der Kubanschen Kosaken. Ihre Tscherkeska ist schwarz und läßt die Träger noch schlanker erscheinen. In den Falten, die auf beiden Brustseiten eingenäht sind, stecken anstatt der Patronen die alten, kunstvoll in Silber gearbeiteten Kapseln, die das Pulver enthielten, an silbernen Schnürchen, die in eine Spange zusammenlaufen. Wundervolle Schwerter haben sich auf die Urenkel der alten ausgewanderten ukrainischen Kosaken vererbt, man bewundert ungarische und feinste Damaszener Klingen, kunstvoll geschmückte Schwertscheiden, Griffe von ein-

fachstem weißem Elfenbein oder Horn bis zur prächtigsten Silberhandarbeit. Der junge Rittmeister Poltawez mit dem frischfarbigen Gesicht, dem der kurze, schwarze Schnurrbart besondere Energie verleiht, trägt eine alte Silberarbeit im Gürtel, ein Tintenfaß mit anschließendem Behälter für Federn und Halter, das Zeichen der Würde eines Kosakenkanzlers, die seine Vorfahren bekleideten. Der alte Stabsrittmeister Selenjewskij mit dem mächtigen grauen Bart, der vom Kinn aus in zwei prächtig gedrehte Ecken weit auseinanderstrebt, ist mit einer grauen Tscherkeszka bekleidet. Andere Offiziere erscheinen in der alten braunen russischen Uniform, wieder andere im neueren Schnitt, der die englischen Einflüsse erkennen läßt und der ihre schlanken, fast biegsamen Gestalten so sehr zur Geltung bringt. Dazwischen reihen sich zwei, hier recht sehr zurücktretende, preußische Uniformen ein und ein paar unfeierliche und unauffällige Zivilistenröcke.

Man steht und spricht, bis sich die Türe öffnet und der Hetman eintritt. Auch er ist in der Uniform der Kubanschen Kosaken, und der schwarze Mantelrock mit dem weißen Hemd verleiht ihm etwas Würdevolles, Dornehmes. Er ist jung, vielleicht höchstens in der Mitte der vierziger Jahre, mittelgroß und schlank, von guter Figur, Straffheit und Haltung des erzogenen Soldaten. Er reicht allen Anwesenden freundlich die weißgepflegte Hand, hört kurz die Vorstellungen an, ein Diener meldet ihm, daß der Tisch bereitet ist, und er ladet mit freundlicher Handbewegung ein, ihm zu folgen. Durch den großen, aber völlig leeren und kalten Repräsentationsaal des Palastes schreiten wir hinüber. Zwei Türen führen daraus in die Gemächer des Hetmans, und an beiden halten je zwei junge, kräftige Soldaten mit gezogenen Säbeln die Wache. Der Ekraum ist mittelgroß und denkbar einfach, wie auch der Tisch einfach gedeckt ist. Nur ein paar Blumen schmücken ihn. An der langgezogenen Tafel nehmen etwa 20 Männer Platz, der Hetman präsiidiert. In seine Nähe bittet er die deutschen Gäste. Ich sitze zwischen dem Vertreter des Ministeriums des Auswärtigen beim Hetman, dem Ministergehilfen und früheren Staatsrechtslehrer Paltoff und dem jungen Rittmeister Fürsten Kotschuben, der erst vor wenigen Tagen, als gewöhnlicher Soldat verkleidet, aus der bolschewistischen Gefangenschaft dreier harter Monate zurückgekehrt ist. Unbefangen, mit der vollendeten Sicherheit des Weltmannes, plaudert der Hetman bei Tisch. Er versteht wohl etwas die deutsche Sprache, aber er bevorzugt das Französische, das er fließend beherrscht und elegant spricht. Sein Kopf ist gut geformt, das Profil ist edel und rassig geschnitten. Unter der hohen, klugen Stirn wölbt sich in dem langen Gesichte

der schmale Rücken der Adlernase. Ein ganz kurzes, aber nicht englisch beschnittenes Schnurrbärtchen fällt in blonden Haaren über die Oberlippe etwas herab. Die hellblauen, durchdringenden Augen können hart blicken wie Stahl, aber wenn ein fröhliches Lachen das Gesicht überzieht, verliert es seine straffe Härte und wird liebenswürdig und freundlich. In solchen Augenblicken erscheint das Gesicht männlich schön. Der Hetman trägt als einzige Auszeichnung auf der linken Brust das schwarzgelbe Band mit dem weißen Emaillkreuz, dem Offiziers-Georgs-Kreuz. Man unterhält sich über alle möglichen Dinge, und der Hetman greift bald hier, bald dort in die Unterhaltung ein, lebendig, gewandt, aber mit wohlthuender Ruhe und vornehmer Zurückhaltung. Man hat so ganz und gar nicht den Eindruck des Gewaltmenschen von ihm, des ehrgeizigen Strebers, des Usurpators oder des Diktators, sondern nur den eines sich seiner Pflicht bewußten, energischen, klugen, frischen Mannes, der weiß, was er will, aber auch weiß, was er nicht kann, und der seine Kraft nicht an unfruchtbare Versuche verzetteln wird.

Das Mahl ist bald zu Ende, der Hetman erhebt sich rasch, verneigt sich und geht in sein Arbeitskabinett, wo ihn noch viele Leute zu sprechen wünschen. Parteiführer und Minister warten und heißen Bescheid von ihm. Wir stehen und sitzen noch lange mit den Herren seiner Umgebung zusammen und sprechen über die junge Ukraine und ihr Wachsen und Gedeihen, über das schwierige Nationalitätenproblem, über die dringendsten Fragen von Krieg und Frieden mit Nachbarn von freundlicher und böswilliger Gesinnung.

Unter den Kastanien in der Institutskaja blitzen die blendenden Scheinwerferaugen zahlreicher Autos, scharren die edlen Trabber auf dem glatten Pflaster. Sie müssen hier lange warten. Bis in die späte Nacht hinein arbeitet oben der Hetman der Ukraine.

2. Die Anfänge der „Ukrainisierung“.

Es war nach der großen Revolution des Jahres 1917.

Mit voller Wucht strömte in das vom Zarismus befreite Südrußland der nunmehr seiner drückenden Fesseln ledige ukrainische Nationalgedanke. Das Bürgertum und der Adel hatten sich bisher durch die zaristische Bedrückung und Verbote hemmen und bestimmen lassen, es waren radikale und sozialistische Elemente, die unter Opfern an Gut und Blut jenen Verbotten trotzten und im Geheimen wühlten, teils in Rußland selbst, teils drüben in Galizien, wo die 4 Millionen Ruthenen ja zur Er-

weckung einer Irredenta wie geschaffen schienen. Dieser Sozialismus war es, der nun nach dem Sturz des Zarismus befreit sein Haupt rechte, und da er für seine engeren Parteiziele, den Sozialismus selbst, unter den an ihrem Landeigentum hängenden kleinrussischen Bauern wenig Verständnis fand, benutzte er gerade die ukrainische Selbstständigkeitsidee sehr geschickt, um auf diese Weise gewissermaßen unter der Hand auch seine tieferen sozialistischen Ideen an den Mann zu bringen. Der Bauernkrieg des Januar 1918 beweist, wie gut ihm das gelungen ist. Im März 1917 fing die ukrainische Selbstständigkeitsidee, die ja durchaus nicht neu, sondern nur verjüngt war, getreu dem Selbstbestimmungsrecht der Völker, das die provisorische Regierung verkündet hatte, an, in Südrußland sich breit zu machen, die Rada bildete sich, nicht als Wahlkörper, sondern als eine Art Gesellschaft zur Besprechung von Staatsfragen; wochenlang war sie der Hort des ukrainischen Gedankens, und ihre Tätigkeit — das darf heute, da sie wieder verschwunden ist, zu ihrer Ehre gesagt werden —, trug sehr viel zur Verbreitung der ukrainischen Idee bei. Die provisorische Regierung in Petersburg sah, daß sie die Geister, die sie gerufen hatte, nicht wieder los wurde, und versuchte zu bremsen. Zu spät! Es kam zu den bekannten Reibungen zwischen ihr und der Rada, in denen die Rada Sieger blieb. Schon damals, im Mai, erklärten die in Kiew in den Lazaretten liegenden verwundeten Ukrainer und mit ihnen jene, die sich zufällig in Urlaub befanden, daß sie sich zu einem eigenen Regiment Bogdan Chmelnyzki zusammenschließen wollten. Die provisorische Regierung in Petersburg verbot diese Regimentsgründung. Schon der Name des berühmten Fürsten, der die Ukraine von Polen losgelöst und sie im Frieden von Perejaslaw (1654) in eine Art Realunion mit dem moskowitzischen Rußland gebracht hatte, schien ihr wohl verdächtig. Trotzdem sammelte sich das Regiment und wuchs zu beängstigender Stärke an. Ein Oberstleutnant Kapkan war sein Führer. Als es mehrere zehntausend Mann stark war, befahl die provisorische Regierung, nun müsse es wenigstens an die Front gehen. Das Regiment weigerte sich, es habe zu Hause viel mehr und wichtigeres zu tun, es müsse die ukrainische Regierung schützen. Die provisorische Regierung blieb machtlos dagegen. Im Juni bildete sich beim Generalsekretariat der ukrainischen Volksrepublik ein Generalkomitee für Heeresangelegenheiten, an dessen Spitze der Sozialdemokrat Stephan Petlura trat, ehemals Redakteur, Schriftsteller und Herausgeber einer Zeitschrift in Moskau, die die Russen über die Ukraine unterrichten wollte. Dieses Generalkomitee bestand nur aus drei oder vier Männern, und nebst

Petlura, der seine ganzen militärischen Erfahrungen im Kriege im Dienst eines Sanitätsbeamten hatte sammeln können, waren es ausnahmslos Zivilisten, die sich daran beteiligten, allerdings ein Reserveleutnant und ein Fähnrich unter ihnen.

Immer noch war die Bewegung fast rein sozialistisch, und das nicht nur wegen der scheuen Zurückhaltung des Bürgertums, sondern ganz bewußt. Man hatte schon damals in Sozialistenkreisen einige Furcht vor dem Auftauchen der alten ukrainischen Adelsnamen, vor Hetmanserinnerungen, deren Wiedererweckung dem aufsteigenden Nationalgefühl der Ukrainer vielleicht eine andere Richtung hätte geben können, als es die jetzigen Führer wollten. Petlura wollte gar keine altukrainischen Fürsten- und Adelsnamen unter seinen Mitarbeitern wissen, und Bürgertum wie Adel taten ihm von selbst den Gefallen. Es war nicht nur die Lethargie, der politische Schlaf, in den sie vom Zarismus gewiegt worden waren und aus dem sie nicht erwachen konnten, es war auch nicht das durch Bildung und Gewohnheit noch in ihnen überkräftige großrussische Gefühl, das sie zurückhielt, es war der brennende Wunsch, den Krieg zu gewinnen, dessen Verlust sie bei dem Überwiegen der pazifistischen Idee der Sozialisten voraussahen. Bürger und Adelige waren zu jener Zeit kriegerisch-großrussisch, die Sozialisten waren friedensfreundlich-ukrainisch.

Es nahte an der Front die Zeit der Kerenskischen Offensivpläne. Das Petlurasche Komitee wollte gern noch mehr Ukrainer Regimenter bilden, allein die provisorische Regierung bereitete Schwierigkeiten über Schwierigkeiten. Immerhin sammelten sich in der ukrainischen Heimat aus Ersatzformationen und aus den aus Lazaretten Entlassenen selbständige ukrainische Kompagnien oder Bataillone an, die recht gut diszipliniert waren und auch an die Front gingen, wo sie gegenüber den schon mehr und mehr verwilderten russischen Horden den noch energischen Generalen angenehm auffielen. Man sah nun von seiten der Militärs in der Ukrainisierung, in der Nationalisierung der Verbände ein Mittel, den gesunkenen Geist der Truppe zu heben. Die provisorische Regierung gab widerstrebend nach, als namentlich der militärisch scharfblickende Kornilow sich für den Gedanken aussprach. Aber es war wiederum nur ein halbes Zugeständnis: Einzelne Divisionen, die starke Verluste gehabt hatten, sollten aus der Etappe sich bis zu höchstens drei Vierteln ihres Bestandes mit Ukrainern ausfüllen, ein Viertel sollte noch russisch bleiben, vor völliger Ukrainisierung hatte man noch zu sehr Angst. In Kiew führte man den Kampf um die völlige Nationalisierung unentwegt weiter. Wiederum kamen die Militärs zu Hilfe. Eine solche

zu drei Vierteln ukrainisierte Division, die 56., hatte nämlich unter dem General Maximow inzwischen den einzigen großen Erfolg der Brussilow-Kerenskischen Offensive des Sommers 1917 erlangt und war bei Kalusch durch die Österreicher durchgebrochen (nebenbei ist sie an den später dort verübten Schießlichkeiten unschuldig, sie gab ihre Stellung alsbald an eine andere, rein russische, Division ab). Das wirkte um so mehr, als sich die gesunkene Kampfkraft des übrigen russischen Heeres alsbald beim deutschen Durchbruch bei Zloczow so stark zeigte. Im August wurde genehmigt, daß noch fünfzehn weitere Divisionen nach dem Muster dieser 56. ukrainisiert werden sollten, und zwar diesmal völlig, nur sollte der Prozeß so lange dauern, bis der letzte Großrusse in ihnen entweder gefallen oder gestorben wäre.

Schon wenige Zeit zuvor aber begann eine ganz andere Art der Ukrainisierung, bei der zum erstenmal der Name des Generals Skoropadski austaucht. Er besaß guten Klang sowohl in der Ukraine, als unter dem Zarismus in Großrußland. Ein Skoropadski war nach den Tagen Mazepas und nach der unglücklichen Schlacht von Poltawa vorletzter Hetman der selbständigen Ukraine. Alter Großgrundbesitz hat sich vom Urgroßvater auf den jetzigen Träger des Namens vererbt. Im Poltawaschen und Tschernigowschen liegen die gewaltigen Güter der Familie. Der junge Skoropadski war im Pagenkorps nach vornehmer Adelsart erzogen und danach beim 1. Garde-Kavallerie-Regiment, das den Namen der Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna führt, eingetreten. Bei den Ussurikosaken machte er als Offizier den russisch-japanischen Feldzug mit. Nach Kriegsende trat er ins Regiment zurück und führte eine Schwadron, wurde dann aber bald Flügeladjutant des Zaren. Im Jahre 1910/1911 vertraute man dem jungen Kommandeur schon das vornehme Regiment der 20. finnischen Dragoner in Wiborg an, das er 1913 mit dem 2. Garde-Kavallerie-Regiment vertauschte. Zu Beginn des Jahres 1914 wurde er bereits Generalmajor im Gefolge des Kaisers; im August führte er sein altes Regiment in den Krieg und nach Ostpreußen herein. So sah er Deutschland wieder, wo, in Wiesbaden, zufälligerweise seine Wiege gestanden hatte und wo er als Kind mit seinen Eltern wiederholt geweilt hatte. Freilich waren später bei der nach vornehmer russischer Adelsart völlig französischen Erziehung seine deutschen Sprachkenntnisse schon verblaßt. Bald führte er die 1. Garde-Kavallerie-Brigade und in den Wäldern von Augustowa war ihm vorübergehend auch das Reiterregiment der Krimischen Tataren zugeteilt. In den Kämpfen mit den Österreichern bei Piotrkow zeichnete er sich besonders aus; im Sommer

1915 bekam er den Befehl über die 5. Kavallerie-Division; im Jahre 1916 übertrug man ihm das Kommando der 1. Garde-Kavallerie-Division, im Januar 1917 das des 34. Korps, einer in der Wilnaer Gegend neu aufgestellten Reserveformation. Als er es übernahm, galt es als sehr schlecht; es waren Meutereien in Mengen vorgekommen; man übertrug es dem jungen General, weil man von seiner Frische und Tatkraft schnelle Besserung erhoffen mochte.

3. Skoropadski ukrainisiert sein Korps.

Das 34. Korps steht nach den verlustreichen Schlachten von Brzeziny—Kossowa, wo ihm der Durchbruch mißlungen, stark dezimiert in der Reserve. Es ist nicht nur geschwächt, sondern auch moralisch entnervt. Es waren nicht Skoropadskis eigene Korpsdivisionen, die er hier befehligte, sondern zwei fremde, die man ihm in den Korpsverband gegeben hatte. In diesem Augenblick kommt ein Abgesandter Petluras vom Kiewer Komitee zum General, der Reserveleutnant Skriptschinski, und schlägt ihm, der ja doch selbst Ukrainer ist, die Ukrainisierung des Korps vor. Die Regierung werde schon nicht dagegen sein, sie werde Schwierigkeiten zu machen versuchen, aber wenn man wolle, könne man die Sache durchsetzen. Der Leutnant war schon beim Stab des Oberkommandierenden Brussilow, der ursprünglich kein Anhänger der Nationalisierungsidee gewesen war, den aber nach der Niederlage die militärischen Gründe (des Versuchs einer moralischen Auffrischung) zu einer Änderung seiner Stellung bewogen, nachdem er gesehen hatte, daß die auf nationaler Grundlage neuformierten Truppen sich besser schlugen. Brussilow selbst benannte das 34. Korps zum Versuch, vielleicht auch weil er glaubte, daß auf diesen Kommandierenden General, den ehemaligen Flügeladjutanten des Zaren, trotz aller Ukrainisierung noch am meisten Verlaß sei. Skoropadski verhält sich sehr kühl und zurückhaltend. Er kennt die Kiewer Richtung der Sozialdemokratie, mit der er sich aus Gründen der Abstammung, des Besitzes und der Erziehung nicht befreunden kann, ist aber sonst wenig informiert über die Politik. Seine Antwort ist vorsichtig: er wolle sich zuerst unterrichten und nach Kiew fahren. Skoropadski wird in den Armeestab berufen, man vertraut ihm dort amtlich die Aufgabe der Ukrainisierung an, man wolle die Sache in bekannten und zuverlässigen Händen wissen. Auch hier weicht der General zunächst der Entscheidung aus und verspricht nichts, bevor er in Kiew selbst alles gesehen und gehört habe. Mit seinem Generalstabsadjutanten, dem Ritt-

meister Kotschuben, der selbst überzeugter Ukrainer aus altem Fürstengeschlecht ist, und einem dritten Offizier fährt er zur Hauptstadt. Das Komitee macht, wie zu erwarten war, auf den in streng militärischen Begriffen erzogenen, auch persönlich vornehmen General einen denkbar schlechten Eindruck. Die Leute reden nur und verstehen nichts. Offiziere, um eine Truppe zu bilden, sind nicht vorhanden, man lebt von Worten und Gedanken, aber man denkt nicht an Taten. Dem General ist es nach wenigen Stunden klar: Mit diesen Leuten wird es nicht gehen, aber für den Gedanken der Ukrainisierung wird er warm dabei. Das alte Hetmansblut regte sich. Er geht in die Kada, er sieht alle möglichen Leute. Es ist gerade die Zeit, da in Kiew ein Zusammenstoß zwischen Ukrainern und russischer Regierung ausgekämpft wird, die die Kada-Leute verhaften wollte. Der General verweilt nur drei oder vier Tage in der juliheißen Stadt, er lernt den Generalsekretär und Sozialdemokraten Winnitschenko nicht kennen, weil dieser abwesend ist, aber er bespricht sich mit allen Kreisen und Parteischattierungen. In der Sache selbst schwankt er hin und her. Es wird ihm klar, daß die Entwicklung von Großrußland weggeht, aber ob sie zu Deutschland, ob zu dem ja Ruthenen und Ukrainer beherrschenden Österreich-Ungarn gehen wird, scheint zweifelhaft. Die theoretisierenden Sozialisten sind ihm unsympathisch, weil er als ukrainischer Edelmann zu fühlen glaubt, daß unter den Bauern seines Landes diese Anschauungen nie wirklich Fuß zu fassen vermögen. Zudem ist die Masse wohl in ihrem Nationalinstinkt durch die Agitation angeregt und aufgewühlt, aber durchaus noch nicht klar und überzeugt. Überdies aber beginnen schon die ersten bolschewistischen Regungen aufzukeimen. In diesen politischen Herenkessel will der General Skoropadski seinen alten Namen nicht werfen, politischer Instinkt sagt ihm: dafür ist es noch zu früh. Trotzdem ist die Fahrt nach Kiew entscheidend für sein Leben geworden.

Der General fährt zurück zum Oberkommando nach Kamenez-Podolski. Dort trifft er heillose Verwirrung an. Der deutsche Vorstoß bei Błoczw hat begonnen, man kann ihm nicht einmal genau sagen, wo zurzeit sein Korps steht. Wäre er dorthin gefahren, wo man ihm den ungefähren Standort nannte, so wäre er unfehlbar im Auto in deutsche Gefangenschaft gefahren. Erst in Buczac, beim Stabe seiner 7. Armee, hört er genaueres vom Rückzug seines Korps und führt es dann bis hinter den Sbrucz-Grenzfluß zurück. An der Spitze der Südwestarmee steht zu dieser Zeit Kornilow, der in dieser Führung Gutor abgelöst hatte; man hat ihn, den siegreichen Führer der 8. Armee bei Kalusch, in

höchster Not herbeigeholt. Auch Kornilow lobt die ukrainisierten Verbände und gibt gern seine Zustimmung zu weiteren Versuchen in dieser Richtung. Zwei Tage, nachdem die Sbrucz-Stellungen bezogen sind, kommt für das 34. Korps der amtliche Befehl zur Ukrainisierung, am selben Tage wird er wieder zurückgenommen. Die Kämpfe und Meinungsverschiedenheiten wogen hin und her. Skoropadski setzt sich ins Auto und fährt sofort zum Armeestab. Er redet dort so lange zu, bis er wiederum die Erlaubnis zur Tat erhält. Er setzt noch mehr durch. Der Armeestab wollte nur eine Division aus der Front nehmen, sie langsam mit Ukrainern auffüllen und sie dann in die Front stecken, um mit der zweiten Division ebenso zu verfahren. Skoropadski besteht demgegenüber darauf, daß alle Nichtukrainier aus der Division herausgenommen werden müssen und daß zu diesem Zweck das gesamte Korps in Reservestellung kommt. So geschieht es. Ende Juli, Anfang August bezieht das Korps Quartier 100 km hinter der Front auf ukrainischem Boden in Podolien, in der Gegend Proskurow—Medschibow. Die Ukrainisierung dauert lange, es fehlt namentlich an Offizieren. Alle Stäbe sind auf den General schlecht zu sprechen, weil er nicht locker läßt, aber es gelingt ihm schließlich, einen Erlaß durchzusetzen, wonach alle aus der Ukraine stammenden Offiziere der russischen Armee, die in die nationalukrainischen Verbände überschrieben werden wollen, aus ihren früheren Verbänden zu entlassen sind. Der General fährt sehr oft zu Verhandlungen zurück nach Berditschew, und dort sieht er in dieser Zeit auch Winnitschenko. Auch dieser Führer hinterläßt keinen besonderen Eindruck bei ihm: ein guter Schriftsteller vielleicht, äußert er sich, ein kluger Mann, aber kein Politiker und kein Führer. Die Ukrainisierung dauert bis in den Monat Oktober, durch allerhand Schwierigkeiten zögern sie ihre Gegner immer wieder hin. Schließlich sind zwei Divisionen formiert, aber sie sind ohne jede Artillerie. Die will man dem Korps nicht geben, weil man oben noch immer der Sache mißtraut. Immerhin bildet der General Artilleriestäbe und bereitet alles vor. Er weilt sehr oft zu Besprechungen in Kiew oder entsendet seinen Adjutanten Kotschuben dorthin. Das Generalkomitee ist inzwischen täglich an Personenzahl, aber nicht an Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit gewachsen. Es sind brave Sozialisten darin, aber keine Sachleute. Immerhin kommt man leidlich mit ihnen aus. Nur sind sie alle von einem leisen Mißtrauen gegen den General Skoropadski erfüllt, weil dieser mit seiner energischen Ukrainisierung ihnen zu großen Einfluß gewinnt. Sein Korps geht für ihn durchs Feuer, das ist bekannt; er ist ein Vater seiner Soldaten, fährt zu Regi-

mentern und Bataillonen hinaus, spricht mit den Leuten, sorgt für sie. Die Popularität ist den Sozialisten verdächtig, aber sie haben vorderhand keinen besseren Mann und dulden so den General, den sie schon noch stürzen zu können hoffen, wenn es not tut. Aber über das Dulden hinaus raffen sie sich nicht zu einer kräftigen Unterstützung der Sache auf.

Bald erhält das Mißtrauen neue Nahrung. Der energische Rittmeister Poltawez hat im August einen Kongreß der ukrainischen Kosaken nach dem Städtchen Tschigerin im Gouvernement Kiew einberufen. Diese Kosaken sind Nachkommen jener alten Kämpfer an der Grenze des einst selbständigen Landes gegen Türken und Russen. Auf den Dnjepr-Inseln stand einst das alte Oberkommando, wo im Zentrum „hinter den Stromschnellen“ die „Saporoger“ saßen. Die Inselkosaken dienten als Kaders für die Aufstellung der Verbände; wenn es zu Kämpfen kam, zogen alle Bauern, die inzwischen friedlicher landwirtschaftlicher Arbeit sich hingaben, dort zusammen. Diese Kosakenbauern, das unterscheidet sie von alters her von den anderen bis zu den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts leibeigenen Bauern der Ukraine, waren immer frei, waren fast durchweg wohlhabend, ja reich und lebten schließlich über die ganze Ukraine zerstreut als einfache Landwirte und Bauern. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts war ein Teil von ihnen durch Katharina die Große nach dem Kaukasus gebracht worden, wo sie sich am Kuban-Flusse niederließen. Aber auch bei diesen Kubankosaken hat sich das ukrainische Nationalgefühl rein und tief erhalten; Poltawez selbst stammt dorthier. Eigene Kosakenregimenter, wie die übrigen 11 Kosakenverbände der Terek-, Don-, Kaukasus-Kosaken und so fort, bilden aber die Ukrainer Kosaken nicht. Diese ukrainischen Kosaken also hat Poltawez aufgerufen, weil er ihre Stimmung gegen die Sozialisierung des Landes kennt, gegen eine Theorie, die aus dem blühenden Bauernlande nur eine Wüste machen könnte. Alle haben das Gefühl: Es muß etwas geschehen. Poltawez, der als Infanterist gedient hat, aber Kader-Offizier der Kubankosaken ist, kein reicher, aber ein ehrlicher, überall beliebter, leidenschaftlich ukrainisch gesinnter Mann, der die Geschichte seines Landes wie nur einer kennt und sie glühend liebt, ist die Seele der 6—700 Männer aus allen Kreisen des Landes. „Wir müssen eine Spitze, wir müssen einen Kopf haben!“ schallen die Stimmen. Viele rufen nach dem Ataman, auch Rufe nach einem Hetman werden hier zum ersten Male laut. Poltawez beschwichtigt sie, dazu sei es noch zu früh, das werde erst später kommen. Der Ruf nach einem Ataman wird schließlich mit brausendem Jubel

aufgenommen. Wen man wählen sollte? Es bleibt ja nur ein Name, den alle kennen, der allen vertraut und aus der Geschichte geläufig ist: Skoropadski. Unter Jubel erfolgt seine Wahl. Der Rittmeister Fürst Kotjchubew wird Kanzler des neuen Atamans, Poltawez wird sein Gehilfe. Die erste Kosakenorganisation der Ukraine ist wieder erstanden und der Name Skoropadski schallt wieder hell übers Land. Er dringt auch nach Kiew und erschreckt die Rada aufs höchste.

4. Im Kampf mit der Rada.

Der Name Hetman ist gefallen, ein Ataman ist gewählt. Der Rada aber geht Sozialismus noch über Nationalismus. Der Kampf zwischen ihr und Skoropadski beginnt. Nur wird es kein offener, ehrlicher Streit der Meinungen, sondern einer, wie man ihn in der Irredenta lernte, wie ihn der Zarismus großzüchtete: mit versteckten Waffen, mit vergifteten Pfeilen. Die Rada entsendet zum 34. Korps eine Menge von Agitatoren, über hundert an der Zahl, um unter allen möglichen Vorwänden dort zu arbeiten, in Wirklichkeit, um das Ansehen des Kommandierenden Generals zu untergraben. Skoropadski in seiner vornehmen offenen Art glaubt nicht an die Gefahren, die ihm seine mißtrauischen Berater vorstellen, er vertraut auf seine Popularität bei der Truppe, die Art dieses Kampfes ist ihm wohl auch widerlich. Er seinerseits versucht alles, um aus dem Komitee in Kiew eine arbeitsfähige Körperschaft zu machen. Er spricht wiederholt mit Petlura, aber dieser braucht erst Sozialisten und dann Sachmänner. Nichts kommt über das Stadium der Worte hinaus. So arbeitet der General eben ohne das Komitee. Er begründet bei seinem Korps eine Schule für Offiziere und ernannt seine Generalstabsoffiziere dort zu Lehrern; er bildet seine Truppe weiter aus, in seinem Kopf reifen die Gedanken, aus seinem Verbands später das Heer zu formieren. Inzwischen findet in Kiew der Frontkongreß der Ukrainer statt. Skoropadski fährt nicht hinüber, er will sich nicht selbst anbieten. Er hofft wohl, daß die Leute doch endlich einsehen müßten, das Militär müsse an der Spitze einer lebenskräftigen Nationalbewegung stehen, er hofft vielleicht sogar im Innern, daß man zu ihm kommen und um die Führerschaft ihn bitten werde. Aber die Versammlung in Kiew verläuft ganz anders. Sie fällt mit einem Aufstand der Bolschewisten zusammen, denen es gelingt, Macht über die russischen Verwaltungsbehörden zu bekommen. Die Russen unterliegen, weil die Nationalukrainer sich in Kiew neu-

tral verhalten. Erst als die Bolschewisten schon gesiegt haben, wenden die Ukrainer sich gegen sie und vertreiben sie aus Kiew, es beginnt der offene Kampf zwischen Bolschewismus und Ukrainertum, der von der Rada in Kiew und den Sowjets in Charkow geführt wird.

Inzwischen haben in einzelnen Teilen des Landes Versammlungen der Kosaken stattgefunden. Skoropadski ist zu vielen hingefahren, hat in manchen auch gesprochen. Er betrachtet die Bewegung aber als einen Nebenfluß. Dem Hauptstrom, seinem eigenen Korps, will er das Schifflein anvertrauen. Das Korps hat inzwischen die Front von Szepetowka bis Schmerinka, also eine Linie etwa parallel laufend mit der galizisch-polnischen Grenze, besetzt; Teile von ihm stehen in Rowno, und es schützt die Heimat gegen das Hereinfluten der aufgelösten bolschewistischen Truppenteile, die von der russisch-rumänischen Front zurückströmen. Skoropadski kämpft hier zum erstenmal für die Freiheit seiner Heimat. Wären geschlossene Truppenverbände der Bolschewisten schon damals ins Land gekommen, so wäre die ukrainische Freiheit nie geboren worden. So kommen wohl einzelne Agitatoren in Menge durch, aber keine geschlossenen Verbände. An der über 200 Kilometer langen Front spielen sich blutige Kämpfe ab, obgleich das Korps noch immer keine Artillerie hat, sondern nur über Maschinengewehre verfügt. Das russische Oberkommando ist wütend und befiehlt dem Korps, an die Front zu gehen. Skoropadski weigert sich, weil er genau weiß, welche Sorte von Befehlshabern jetzt in den russischen Befehlsstellen die Hauptrolle spielt. Noch hält er sich, obgleich das Gift der Rada-Agitation schon mehr und mehr sein Korps zu verseuchen beginnt und auch bolschewistische Agitation es zerwühlt. Die Rada sieht nicht, daß an dieser ersten ukrainischen Front ihre Sache vertreten wird, sie sieht und hört nur den gefährlichen Namen Skoropadski, in ihren Ohren klingt es nur von Ataman und Hetman. Endlich erkennt der General klar, wie die Dinge liegen, er kann nicht kämpfen, wenn man im Geheimen gegen ihn wühlt. Er will nicht der sein, um dessen Person sich die junge Nationalbewegung entzweien könnte. Er übergibt Ende November den Oberbefehl dem Kommandeur seiner ersten Division, Gansjuk (der später in Kiew von den Bolschewisten ermordet wird), und fährt selbst nach Biala Tzerkow, dem Städtchen am Roß-Flusse, wo das Fürstlich Radziwillische herrliche Schloß Alexandrie in seinen schattigen Parkanlagen liegt. Dort hat sich ein Stab der Kosaken gebildet; er will nun, da man ihm seine erste Waffe aus den Händen gewunden hat, eine Kosakentruppe zusammenstellen, um gegen den

schlimmsten Feind, den Bolschewismus, zu kämpfen. Die Rada in Kiew ist nun aber beileibe nicht glücklich über das Verschwinden Skoropadskis, der Bolschewismus brennt ihr auf den Nägeln, nur hat sie die Angst vor dem Ataman immer noch in den Knochen und kann sich nicht zu entscheidender Stellungnahme aufraffen. Aus dem Einerseits — Andererseits kommt sie nicht heraus.

Da fangen Anfang Dezember Franzosen an, mit dem General in Verbindung zu treten. General Tabouillis und Oberst Vagnieu von der französischen Militärmission lassen ihm vorschlagen, ihn mit Geld und ihn auch moralisch zu unterstützen. Besonders der letztere hat große Pläne, die aber zu jener Zeit dem General noch nicht bekannt sind, sondern über die man erst sehr viel später durch den damals der französischen Militärmission zugeordneten Generalstabsoffizier, den Oberstleutnant Rudski, Klarheit gewinnt. Der Franzose dachte zu jener Zeit an eine neue Südwestfront der Verbündeten: 5 russische Korps, 2 serbisch-slowakische Korps, die sich bei Odessa bilden sollten, 2—3 ukrainische Korps, 2—3 englische, 4 amerikanische Korps und schließlich Teile der japanischen Armee. Die Pläne dazu waren ausgearbeitet. Skoropadski verhandelt mit den Franzosen. Das Geld zur Aufstellung der ukrainischen Korps will er von ihnen nehmen, aber Versprechungen zu geben, wie sie verlangt werden: unterschriftliche Verpflichtungen, französische Instrukteure anzustellen und was dergleichen mehr ist; das weigert er sich entschieden. Vergewissert die Franzosen auf alte geschichtliche Verbindungen zwischen der Ukraine und Frankreich; Louis XIV. sei schon Protektor der Ukraine gewesen. Die guten Geschichtskenner der Ukraine wissen davon zwar nichts, aber die Franzosen behaupten es hartnäckig. Skoropadski bleibt bei seiner Weigerung, und spätere Tage zeigen, wie recht er gehabt hatte: einmal haben die Franzosen gar kein Geld, sondern nur leere Worte und Versprechungen, und dann stehen sie zu gleicher Zeit auch mit seinen grimmigsten Feinden, mit den Bolschewisten, in Verbindung. Teile der französischen Militärmission verweilen in Kiew und verhandeln dort mit allen möglichen Leuten, mit der Rada wie mit der bolschewistischen Führung. Mit solchen dunklen Ehrenmännern will der General nichts zu tun haben. Vergeblich ermäßigen sie ihre Forderungen: Er solle ja gar keinen Krieg führen, sie verlangten nur, daß die Ukraine Deutschland oder Österreich kein Brot und kein Getreide liefere. Der General bleibt fest und lehnt ab. Ein Erlaß des Atamans an seine Kosaken in der Ukraine erscheint und fordert zur Sammlung auf. Truppen kann er keine aufstellen, Geld hat er nicht. Er war wohl in Kiew, um vom

Generalkomitee die nötigen Mittel zu erbitten, er hat wohl den Leuten die Gefahr von allen Seiten klar vor Augen gestellt. 50 000 Rubel, das war alles, was ihm die Rada gab. Die Wellen des Bolschewismus schlagen über ihren Häuptern zusammen. Der Friede von Brest-Litowsk ist geschlossen, aber die Truppen von Charkow ziehen westwärts. General Skoropadski sieht den Gang der Dinge. Anfang Februar verläßt er Kiew, Kosaken verstecken ihren Ataman. Die Rada wird vom Bolschewistensturm aus Kiew weggefegt, sie geht nach Schitomir. Hilferufe an das deutsche Volk und Heer erschallen, deutsche Truppen ziehen in die Ukraine und säubern sie, die Rada kehrt zurück. Viel klüger ist sie nicht geworden, sie hat nichts gelernt aus den Ereignissen. Wiederum beginnt eine Periode unfruchtbareren Redens, neue Männer sind wohl an der Spitze, aber alte Methoden sind geblieben.

5. Die Gründung der Volksgromada.

General Skoropadski ist schon heimlich nach Kiew zurückgekommen, als die Bolschewisten noch da waren. Die hatten wohl nach ihrem Einzug in Kiew nach ihm gesucht, fanden ihn aber nicht und spürten ihm dann nicht weiter nach. Nun ist er ziemlich unbehelligt von Swenigorodka, wo ihn Kosakenbauern verborgen hatten, nach Berditschew gelangt. Während er dort auf der Station den Zug erwartet, betreten Soldaten seines alten russischen Regiments, die nun zu den Bolschewisten gehören, den Warteraum. Er erkennt sie sofort, sie aber laufen achtlos an ihrem einstigen Kommandeur vorüber. So gelangt Skoropadski nach Kiew, wo ihn ein Bekannter in seine Wohnung aufnimmt. Die Deutschen ziehen ein und mit ihnen die Rada, deren Anhänger und Führer ihn fast noch mehr fürchten, als die Bolschewisten. Sie wissen, schon in seinem Regiment hat man den jungen Leutnant mit dem Spitznamen „Hetman“ gerufen, und fürchten nun, der Scherz könnte zur Wahrheit werden. Der General kennt die Gefahr und wechselt des öfteren die Wohnung. Vom Freunde zieht er in ein Hotel am Kreschtschätik; er zeigt sich nur in Zivilkleidern, niemand erkennt ihn. Aber die radafeindliche Stimmung wächst und er fühlt immer mehr seine Zeit herannahen. Plötzlich geht er eines Tages in der dunklen Tscherkeßka der Kubankosaken mit dem weißen Offiziers-Georgs-Kreuz auf der Brust auf der Hauptstraße spazieren. Freunde treffen ihn und fragen ihn erstaunt, warum er das tue. „Weil ich ja eingeschriebener Ältester der Kubankosaken und gewählter Ataman der Ukrainekosaken bin,“ ist die klare und ruhige Antwort. Aber natürlich fällt der

gutgewachsene und stolze Kosakenoffizier in den Straßen Kiews auf, die Rada bekommt Wind von seiner Anwesenheit und schickt Spione hinter ihm her. Man weiß, wie spurlos hierzulande unbequeme Männer des Nachts verschwinden. Er muß vorsichtig sein und wechselt abermals die Wohnung. Von Tag zu Tag verschlechtert sich die Situation der Rada. Der General aber, den wenige Getreuen begleiten, arbeitet in der Stille; er sammelt seine Leute, er sucht sich aus der unzufriedenen Intelligenz diejenigen aus, die er für seine Zwecke gebrauchen zu können hofft, er zieht alle jene heran, auf deren Arbeitskraft und ukrainische Gesinnung er sich verlassen zu können glaubt. Eine heimliche Besprechung nach der andern findet statt, Abgesandte fahren aufs Land und erkunden die Stimmung der Bevölkerung; die Berichte, die sie mitbringen, sind alle den Plänen des Generals und seiner Anhänger günstig. Die Rada hat so stark an Boden verloren, daß der kleinste Anstoß genügen wird, sie wegzufegen. Aber es wird nichts überstürzt; der General ist nicht umsonst Soldat und gewohnt, Feldzugspläne bis ins kleinste vorzubereiten. Zuerst will er sich zu den Führern, die er schon hat, die Truppen schaffen, die ihm Rückhalt und Sicherheit geben sollen, wenn es zum entscheidenden Augenblick des Handelns kommt. Gegenüber den vielen sozialistischen Parteien und Schattierungen, die in der Rada vereinigt und auf das den Bauern und ihrem Kleinbesitz feindliche und unverständliche Prinzip der Enteignung eingeschworen sind, braucht er eine Partei, deren Ziel die Wiederherstellung des Eigentums an Grund und Boden sein wird, eine Partei auch, die mit starkem und gradlinigem Programm die einfachen Bauernmassen zu einem geschlossenen Körper zusammenfassen möchte, wie er ihn für seine Ziele benötigt.

So kommt es zur Gründung der ukrainischen Volksgromada. Sie tritt sofort mit umfangreichem Programm und Statut ins Leben. Beide unterscheiden sich nur unwesentlich von üblichen Programmen und Statuten anderer Parteien hierzulande, denn wer die Parteien nur nach ihrem Programm beurteilen wollte, der würde hier ebenso wie in anderen östlichen Ländern schwerlich zu richtigen Schlüssen kommen. Das Statut sieht die Begründung eines geschlossenen Ringes von Kreis- und Lokalorganisationen vor, mit einem allukrainischen Delegiertenkongreß, der sich in recht verwickeltem Wahlsystem aus Vertretern der Kreise und aus besonders „berufenen“ Mitgliedern zusammensetzt. Dieser Delegiertenkongreß wählt dann den aus mindestens 15 Mitgliedern bestehenden „Zentral-Urjad“, und dieser engere Rat wählt aus sich heraus wiederum einen fünfköpfigen Vorstand.

Das Programm zählt in seinen 38 Punkten so ziemlich alles auf, was eine liberale Bauernpartei fordern kann: „Schaffung eines festen Programms, um die Unabhängigkeit, die Blüte und die Selbständigkeit der wiedergeborenen Ukraine zu erreichen.“ Das ist die Grundlage. Ukrainische Staatsprache unter Zulassung der russischen und polnischen Sprachen als Privatsprachen, Gleichheit vor dem Gesetz ohne Unterschied des Geschlechts, der Nationalität oder des Glaubens, Gewissens- und Glaubensfreiheit, Freiheit der mündlichen oder schriftlichen Gedankenäußerung in jeder beliebigen Sprache, Unantastbarkeit der Persönlichkeit, der Wohnung und des Vermögens, Freizügigkeit, die Staatsreligion des „rechtgläubigen Glaubens“, das sind so einige der ersten Forderungen. Politisch interessanter ist der Punkt 12, zu dessen Beginn es heißt: „Im Zusammenhang mit der entstandenen politischen Lage erkennt zwar die Gromada die ukrainische Volksrepublik an, ohne aber dadurch die Zukunft des Staatsausbaues festzulegen, die auf der Grundlage der politischen und geschichtlich nationalen Vergangenheit durch den frei geäußerten Willen des Volkes ausgearbeitet werden muß.“ Weiter wird erklärt, daß ebensowohl die autokratische Regierungsform wie auch die maximalistischen Theorien abzulehnen seien. „Die Gromada hält es für ihre direkte Aufgabe, zur Arbeit an dem staatlichen Aufbau Personen heranzuziehen, die ihr Vaterland aufrichtig lieben, selbstlos sind, staatlich denken und über Initiative verfügen.“ Das Eigentumsrecht als die Grundlage aller Kultur wird verlangt, aber umfassende Agrarreform zugunsten der ackerbautreibenden Bevölkerung, Ausschluß der Spekulation beim Landverkauf, weitgehende Vollmachten der Regierung zur Enteignung des Großgrundbesitzerlandes, das auf die Ackerbauer, in erster Linie die Kosaken und die Landlosen verteilt werden müsse. Dann folgen Arbeiterforderungen, Staatsversicherungen gegen Unfälle, Alter, Krankheit und Arbeitsunfähigkeit, Schutz der Frauen- und der Kinderarbeit, Einigungsämter zur Schlichtung von Arbeitsstreitigkeiten und Lohnfragen; bei äußerster Sparsamkeit in den Ausgaben wird ein Steuersystem gefordert, das eine Erhöhung der direkten Steuern, weitgehende Ausnutzung der indirekten Steuern, eine progressive Einkommensteuer und Staatsmonopole für Zucker, Tabak und Versicherungswesen enthält und das Genossenschaftswesen besonders berücksichtigt. Den Beschluß machen Forderungen auf dem Gebiet des Rechts-, Bildungs- und Schulwesens und der Wunsch nach Errichtung einer Miliz oder Polizei, „die aus Leuten von tadellosem Rufe besteht“.

Viel interessanter als dieses mehr oder minder schablonenhafte Parteiprogramm ist der Aufruf, den die Gromada der Versendung

ihres Programms und Statutes beilegt und der an Klarheit und kluger politischer Auffassung der inneren wie der auswärtig-politischen Verhältnisse der Ukraine wenig zu wünschen übrig läßt. Es solle eine Plattform gefunden werden, auf der sich möglichst weite Kreise der Intelligenz einigen könnten. Die Hauptsache sei, „eine Möglichkeit zu finden, daß auch diejenigen Gesellschaftskreise dem Gedanken der ukrainischen Staatlichkeit beitreten, die entweder aus Tradition oder unter dem Einflusse der historischen Erlebnisse geneigt sind, ihre Blicke auf die Staatlichkeit im Norden zu richten“. Nichts habe dem Gedanken der ukrainischen Staatlichkeit bei der Intelligenz so geschadet, als das überhastete Verlangen der Hruschewski-Leute, die befahlen, man solle innerhalb weniger Tage eine neue Sprache sprechen, und zwar nicht einmal die ukrainische, sondern die galizische, das heißt, „man sollte lernen, in einer rein künstlichen Sprache zu sprechen, die von Hruschewski geschaffen worden ist, um die ruthenische Bevölkerung Galiziens zu polonisieren“. „Streng genommen kann nur eine ukrainische Staatlichkeit geschaffen werden, wenn man sich auf die kleinrussischen Elemente mit Hilfe einer allmählichen Ukrainisierung derselben stützt.“ Ukrainischer Chauvinismus könne zwar als Parteierscheinung geduldet werden, nicht aber als Staatserscheinung, da neun Zehntel der Intelligenz von großrussischen Ideen erfüllt seien, „welche auch die Entente ausnutzen will, um die Möglichkeit der Entstehung sogar auch der allergeringsten Ordnung bei uns zunichte zu machen und dadurch die geringste Möglichkeit zu vernichten, mit Hilfe der Deutschen die Ukraine als Staat zu schaffen.“ Hilfe, so wird ausdrücklich betont, könne nur von Deutschland kommen, da auch Österreich durch seine besonderen galizischen Interessen, wo Sprache und Glauben der dortigen Ukrainer von denjenigen der kleinrussischen Ukrainer doch abweichen, als Staat an der Ukraine nicht völlig uninteressiert sei. Die deutsche Hilfe sei am vorteilhaftesten und am angenehmsten für die Ukraine. Aber nur ein Hetman, nur die Schaffung einer monarchischen Regierungsart könne Ordnung im Lande bringen. Das Volk sei durch mehr als 300 Jahre an eine monarchische Herrschaft gewöhnt, seine „fast tierische Unbildung“ werde so rasch etwas anderes gar nicht verstehen. Die Undiszipliniertheit der Volksmassen und die Schwachheit der Intelligenz ließen gar keine andere Regierungsform zu. „Außerdem ist nicht zu verheimlichen, daß in sehr bedeutenden Kreisen unserer Intelligenz die deutsche Disziplin den deutschen Namen mit einem Heiligenschein umgeben hat und außerdem aufrichtige Sympathien zu Deutschland dadurch hervorgerufen sind, daß Deutschland, unser Feind von gestern, uns

gegenüber sich dennoch großmütiger und ehrlicher gezeigt hat, als unsere gestrigen Verbündeten, die unser Land in eine Wüste verwandeln möchten, wo nicht nur die Deutschen, sondern auch wir selber vor Hungers sterben.“ Zu diesem Zweck seien die Sozialisten von der Entente mit Geld unterstützt worden, es seien Schmiergelder an die Presse gegeben und jüdische Agenten und Agitatoren gekauft worden, die mit solchem Eifer arbeiteten, daß die deutschen Kolonisten für ihre persönliche Sicherheit fürchteten. Österreichs polnische Politik erzeuge Unruhe, das Volk müsse sich vor den Grundzügen des Jesuitentums, der Heuchelei und der Unehrllichkeit hüten, was alles polnische Charaktereigenschaften seien, besonders in der Politik. „Wir sind Puffer zwischen der gelben und der weißen Rasse und nur Zusammenhalt mit den Mittelmächten wird uns vor dem Untergang durch die gelbe Rasse schützen.“ „Wenn aber,“ so heißt es endlich bedeutsam zum Schluß, „die historischen Bedingungen zur Wiederaufrichtung Rußlands zwingen würden, so sehen wir, durch die bittere Vergangenheit gewöhnt, daß eine dauerhafte politische Existenz Rußlands nur möglich ist bei mehreren staatlichen Zentren, die einander gegenseitig ausgleichen und unterstützen könnten und, was heute die Hauptsache ist, die ungebildeten Massen des Volks disziplinieren können, was bei einem einzigen Zentrum für das ganze ungeheure Gebiet fast unmöglich ist.“

So wirbt der Aufruf um das Interesse und um die Mitarbeit der städtischen Intelligenz zur Begründung der Gromada, deren Masse wohl aus Bauern und Kosakentum bestehen muß, der man aber in den Klassen der bisher so ablehnenden oberen Schichten Anhang gewinnen will, weil man erkennt, daß die Ukrainefeindslichkeit eines Teils der Intelligenz die größte Quelle dauernder Unzufriedenheit sein wird. Auf dem Lande braucht man all diese politischen Klugheiten und Feinheiten nicht, dort wird nur agitiert mit dem antibolschewistischen Schlagwort: Gegen die Sozialisierung des Grund und Bodens, für Eigentumsrecht, für Beseitigung des allzugroßen Grundbesitzes und für Landverteilung an die landarmen und landlosen Bauern. Das sind Dinge, die dem Bauern vertraut und bekannt sind, die sein ureigenstes Schicksal angehen und um die er sich allein kümmert!

Die Begründung der neuen Partei wirkt im ganzen Lande. Die Bauern sehen einen neuen Halt, wenigstens die besitzenden Bauern, die unter den Räubereien der ehemals Landlosen schon fast ebenso stark litten, wie einst die Großgrundbesitzer. Eine geschickte Agitation auf dem flachen Lande, die sich auf den vor wenigen Monaten ja zu neuer Wirkung gebrachten Verband der

Kleinbäuerlichen ukrainischen Kosaken stützen kann, beginnt. Ihr stellt sich auch der Verband der Grundbesitzer in der Ukraine zur Verfügung, der dem deutschen Bund der Landwirte am ehesten zu vergleichen ist. Vom höchsten Großgrundbesitz bis zum kleinsten Bauern gehören ihm Mitglieder an, die nach Desjatinenbesitz abgestuften Beiträge schwanken von 75 Kopeken bis zu 20 000 Rubel. Zahlreiche, gut organisierte Einzelverbände in der ganzen Ukraine geben der Agitation festen Halt. Die Rada hört davon durch die Zeitungen und durch ihre Vertrauensleute draußen und wird allmählich von der nervösen Stimmung angesteckt. Gleichzeitig kommen ihre Zerwürfnisse mit den deutschen Behörden, die ihre Stellung schwächen. Trotz aller Ermahnungen ist für die Landbestellung nichts geschehen. Der deutsche Oberbefehlshaber, Feldmarschall v. Eichhorn, hat zur Selbsthilfe greifen müssen, er hat den Feldbestellungserlaß herausgeben müssen, um wenigstens für die Ukraine und für die Getreidelieferungen aus ihr erhoffenden Mittelmächte zu retten, was zu retten ist. Zur Tat selbst war die Rada und war das Ministerium unfähig. Als sie von deutscher Seite geschehen ist, wehrt sie sich durch allerhand politische Intrigen. In den Radakreisen, die einst die Deutschen ins Land riefen, wächst die Feindschaft gegen sie, die Stimmung wird frostig und kühl. Die Deutschen sehen ein, daß diese ewig nur redenden und versprechenden, aber nie handelnden Radaleute nicht fähig sind, den Staat aufzubauen, der zur Befriedigung der Wirtschaftsbedürfnisse der Zentralmächte unbedingt nötig ist, die Rada erkennt, daß sie den unbedingten militärischen Schutz der Mittelmächte, auf dem allein ihre Macht beruhte, zu verlieren beginnt.

In diese gewitterschwüle Atmosphäre hinein beruft die Partei der Volksgromada, in der allerdings Skoropadskis Name bisher nach außen hin nicht führend in Erscheinung getreten ist, ihren Bauernkongreß nach Kiew. Wenige Tage, ehe er beginnt, entdecken die deutschen Behörden die Rada- und Ministerverschwörung gegen die deutschen Truppen und Offiziere; sie sind gezwungen, zur Verhaftung einzelner Rädelsführer zu schreiten. Seine Radagegner selbst ebnen dem General Skoropadski den Weg zur Macht! Tage der höchsten Verwirrung folgen. Die Radaanhänger ahnen die kommenden Ereignisse. In höchster Not erscheinen ihre Abgesandten, um dem General Skoropadski die Präsidentschaft der Republik anzubieten. Er lehnt dankend ab.

6. Der Bauernkongreß. Die Hetmanswahl.

Am frühen Morgen des 29. April strömen die Bauern zum Versammlungslokal, dem Zirkus, der neben dem großen Hotel „Continental“ in einer Nebenstraße des Kreschtschätik liegt. Schon um die neunte Stunde ist der weite Zirkusraum, der vielleicht 4000 Menschen faßt, überfüllt. Draußen auf der Straße stehen und drängen sich die Bauern aus allen Teilen des Landes. Sie lagern auf offener Straße und harren der Dinge, sie ziehen aus Koffern und Beuteln mitgebrachte Eßwaren und ihr Heerlager sperrt fast jeden Straßenverkehr. Gegen 12 Uhr erst beginnt der Kongreß. Das Gewimmel legt sich, es wird ruhiger. Man sieht vielleicht 50 oder 100 Leute der Intelligenz, die man sofort an der Kleidung erkennt. Die Bauern selbst sind in ihren Arbeitsanzügen, zum Teil in den alten Uniformen, zum Teil in Trachten erschienen, viele tragen trotz des warmen Wetters noch den gewohnten Schafpelz. Ein Bureau wird durch Zurufe gewählt, es ist alles fast so gut vorbereitet, wie bei der großen Bündlerparade in der deutschen Reichshauptstadt. Als Vorsitzender der Initiativgruppe für die Einberufung des Kongresses spricht der Bauer aus dem Poltawaschen Gouvernement Kozlenko ein paar einfache Worte. Er beglückwünscht die Anwesenden zu ihrem Mute, in diesen gefährlichen Zeiten hierher gekommen zu sein, um Recht zu suchen und ein Gesetz, das gleiche Ehre und Brüderlichkeit garantieren solle. Der Bauer Noronowitsch aus dem Kiewschen Gouvernement übernimmt dann den Vorsitz, er ist gestern in der vorbereitenden Sitzung dazu bestimmt worden. Seine Mitteilung, daß die von allen Bauernvertretern mitgebrachten Resolutionen 8 Millionen Unterschriften trügen (was wohl richtig heißen sollte, daß die Delegierten so viel Seelen vertraten), entfesselt Stürme des Beifalls. Eine Anzahl Redner aus allen Kreisen des Landes schildern in geschickter Anordnung die Notlage der besitzenden Bauernschaft, die Folgen der wilden Enteignung, die allmählich vom Großgrundbesitz auch auf den bäuerlichen Besitz übergegriffen habe. Ein Professor der Kiewer Universität hat sein Material in Tabellen und großen Karten und Bildern eindrucksvoll eingezeichnet und wirkt stark. Die Pfuirufe werden lebhafter, der Beifall wächst zum Orkan. Der Professor zeigt, wie das Bauernland im Laufe der letzten Jahrzehnte gewachsen ist, wie es allmählich den Großgrundbesitz geschmälert hat. Er beweist an Zahlen und Zeichnungen, wie demagogisch der Gedanke der Landverteilung an alle sei, weil dann der wirklich Landarme oder Landlose zu viel zum Sterben und zu wenig zum Leben bekomme. Er geißelt in kräftigen

Strichen das Verfehlte der heutigen Lage, die Sünden des sozialistischen Ministeriums. Immer wieder ertönt die Frage: Wollt ihr solche Minister haben? Und immer wieder schallt es brausend aus dem ganzen Zirkusrund zurück: Daloi, Daloi, hinaus mit ihnen. Die Stimmung wird warm. Ein einziger Redner versucht etwas gegen die vorgebrachte Beweisführung zu sagen, er wird niedergebrüllt. Aber dann kommen andere, die in einfachen, kräftigen bäuerlichen Redewendungen in der kleinrussischen Muttersprache zu den Leuten reden. Je schmuckloser sie sprechen, desto größer wird die Aufregung, desto mehr ergreift die gemeinsame Sache die große Gemeinde. Da ist einer, der schildert, wie man seine Felder mit Kehricht besudelte, ein anderer erzählt ergreifend, wie seine Mutter zu weinen anfing, als er zum Kongreß abreiste, weil sie bestimmt glaubte, er würde von den Bolschewisten ermordet werden. Der nächste berichtet, wie die Landkomitees Bauern verhafteten, weil sie die Absicht äußerten, zu dem Kongreß nach Kiew zu reisen. Den folgenden Redner haben die Komitees „enteignet“, und er schildert mit drastischem Humor, wie das geschah: Erst sozialisierte man das Land, dann das Mobiliar und schließlich ihn selbst, indem man ihn blau und grün prügelte und endlich zum Komitee führte, wo man ihn zwang, mit Harmonikabegleitung zur Belustigung der Komiteemitglieder zu tanzen. Wieder löst ein Bauer aus anderem Kreise den Sprecher ab. Alle, die sie da oben stehen, sonnverbrannt, in den einfachen Bauernkitteln, sie haben nie öffentlich reden gelernt, sie sind unbeholfen und ungewandt, ihre Worte kommen ruckweise und ungeschickt heraus. Aber diesen Hünen entsprudelt es laut und kräftig: Sie müssen abgesetzt werden! Nein, nein, tönt es ihm aus dem ganzen Zirkus entgegen, sie müssen vor Gericht, sie müssen bestraft werden. Aus allen Reden klingt das eine Wort: wir brauchen Macht, wir müssen wie ein Mann zusammenstehen. Einer der Redner bringt den drastischen Vergleich: Unsere Lage ist folgende: Auf der einen Seite ist das Feuer, auf der anderen Seite ist das Wasser; wir haben uns entschlossen, ins Wasser zu gehen. Und er meint damit die Deutschen. Fast klingt es wie das Bild, das einst hoch im Norden ein Lettenführer sprach, es bliebe seinem Volke nur die Wahl zwischen dem russischen Sumpf und dem Ertrinken im deutschen Meer. Er für seine Person ziehe das klare Wasser vor. Ein kleiner Bauer hat das Wort und beginnt zu sprechen: „Товарищ!“ Früher hieß es Freunde, Genossen, Kameraden, jetzt in der Revolution hat es einen üblen bolschewistischen Sinn bekommen. Der ganze Zirkus brüllt auf wie ein verwundetes Tier, heraus mit dem Kerl, es gibt keine Товарищ mehr, heraus mit

dem Redner. Das arme Bäuerlein will erklären, er habe das Wort ja gar nicht im bolschewistischen Sinne gemeint, er habe ja gerade gegen die Bolschewisten reden wollen. Hilft ihm alles nichts, er wird nicht mehr zum Wort verstattet.

Bis gegen 3 Uhr dauern die Reden und Ansprachen. Ursprünglich wollte man zu dieser Zeit eine Pause eintreten lassen, um dann erst abends 8 Uhr fortzufahren, aber die Stimmung ist schon zu erregt, zu warm, man schmiedet das Eisen, so lange es heiß ist. So faßt schon jetzt der Vorsitzende das Ergebnis zusammen, daß die gesamte Versammlung einstimmig gegen das augenblickliche Ministerium und gegen die ganze Regierung sei. Die Resolution, die er vorschlägt, ist scharf und zugespitzt. Der Reichtum der Ukraine, heißt es da, beruht auf dem Ackerbau, die Produktion auf dem Eigentumsbegriff. Das Eigentumsrecht muß unverzüglich wieder hergestellt werden, die Komitees sind unverzüglich aufzuheben, die Agrarreform ist die nächste Aufgabe der Gesetzgebung. Die ganze bisherige Regierungsbetätigung hat zum Ruin der Landwirtschaft geführt. Die Regierung hat jede Autorität verloren. Wir begrüßen den Sturz der Zentralrada. Eine neue Körperschaft ist nötig, die auf Grund der Klassenwahl aus allen schaffenden Ständen und staatlichen Elementen gewählt wird. Die Wahlen zur Konstituante sind unter unruhigen Begleiterscheinungen vor sich gegangen, sie sind nicht bindend, namentlich nicht, weil sie auf Grund des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechts stattfanden. Ein neues Wahlgesetz und neue Wahlen sind vonnöten. Das beste sei, so erklärt der Vorsitzende nach der Verlesung, gleich eine neue Regierung für die Ukraine einzurichten. Er schlägt vor, nach altem, historischem Brauch der Ukraine einen Hetman mit ukrainischem Nationalgefühl an die Spitze zu stellen. Brausend fällt der Chor der Bauern ein und stimmt unter unendlichem Jubel der Anregung zu. Der Vorsitzende nennt den Namen der alten Hetmansfamilie: Skoropadski. Wiederum setzt minutenlanges Toben des Beifallssturms ein. Skoropadski ist inzwischen benachrichtigt worden, er ist durch Nebenstraßen und durch eine Hintertür unbemerkt in den Zirkus gekommen, aber in seiner Loge wird er nicht allen sichtbar, stürmische Zurufe zwingen ihn aufs Rednerpodium. Als er nun in der schwarzen Tscherkeßka der Kubankosaken durch den Zirkus schreitet, ist er Gegenstand begeisterter Kundgebungen. Der ganze Zirkus hallt und donnert. In kurzen Worten dankt der Hetman in ukrainischer Sprache für die Wahl. Er werde versuchen, der Ukraine Ordnung und Ruhe wiederzubringen, er werde sein Bestes geben, um der Vorfahren würdig zu sein. Man beschließt, sofort zur Kirche zu fahren

und den neuen Hetman durch die Priester weihen zu lassen. Der Präsident schlägt vor, zum Bogdan-Chmelnytzki-Platz vor die Sophien-Kathedrale zu ziehen. Schwarzdunkel wälzt sich der Strom der Bauern aus dem Zirkus dorthin, die auf der Straße Harrenden schließen sich an. Die Geistlichkeit ist schon eingeweiht, kaum kommt der neue Hetman im Auto an, da beginnt auch schon die kirchliche Feier, da klingen im Tedeum die Knabenchöre zu den tiefen Bässen der Priester, die Kerzen flackern im Winde. Deutsche Truppen haben derweil am Morgen dafür gesorgt, daß die Anwesenheit der vielen Tausende von Bauern nicht von den maximalistischen Elementen oder auch den Anhängern der Rada zu Versuchen, die Ordnung zu stören, benutzt würde. Patrouillen sind in den Straßen auf- und abgezogen, Panzerautos sind die Hauptstraße entlang gefahren. Der Zweck wird erreicht, die Umwälzung geht friedlich vor sich, es fließt kein Bruderblut in den Straßen der ukrainischen Hauptstadt. Auch die vier Kompagnien der Ssitsch-Schützen, die während der religiösen Feierlichkeiten über den großen Platz vor der Sophienkathedrale ziehen, wagen es nicht, mit ihren Maschinengewehren die Bauernmasse zu stören, da eine deutsche Wache in der Nähe postiert ist. Die Schützen ziehen zur Rada, deren besondere Leibwache sie ja sind. Dort sperren sie mehrere Häuserblocks ab und lassen nur die Autos und Wagen durch, die die Anhänger der Rada in das Sitzungsgebäude zur Tagung bringen; aber am Abend, als es dunkelt, werden sie nervös; sie schießen ohne Unterschied in jedes Auto und in jeden Wagen, der nicht sofort auf ihren Befehl hält. Es gibt ein paar Verwundete. Deutsche Truppen werden benachrichtigt, aber als sie von allen Seiten ankommen, haben sich die Ssitsch-Schützen schon entfernt und zerstreut. Der Tag ist fast unbültig verlaufen, die Ukraine hat eine neue Regierung, Hetman Skoropadski leitet eine neue Periode der ukrainischen Politik ein.

Noch am Tage der Hetmanswahl erscheint nachmittags der Ministerpräsident Holubowitsch mit seinem ersten Helfer, Porsch, beim deutschen Botschafter, v. Mumm, um ihm zu sagen, die Rada sei bereit, einem neuen Kabinett eine Durchsicht des Landgesetzes und die Wiederherstellung des Privateigentums an kleinem Landbesitz zu gestatten. Der Botschafter hört sich die Rede an, aber seine Antwort ist kurz und kühl: „Zu spät!“

7. Regierung und Parteien, Männer und Maßnahmen.

Kiew, 10. Juni.

Der Tag des Bauernkongresses und der Hetmanwahl ist gut verlaufen. Der neue Hetman fährt mit seinen Getreuen, Poltawez und Selenjewskij, zurück zum Hause seines alten Regimentskameraden, des früheren Adelsmarschalls im Kiewer Gouvernement, Besak, der ihm in seiner Mietswohnung ein kleines Zimmerchen zur Verfügung gestellt hatte. Zwar legt man auch jetzt noch des Nachts den Revolver schußbereit auf den Nachttisch, aber die Lage ist doch klarer und entschieden sicherer, die Spannung hat sich gelöst. Das kleine Häuschen, in dem der Hetman wohnt, wird von Deputationen überlaufen, die allerersten Versuche zur Bildung einer Regierung werden hier unternommen, dann siedelt der neue Diktator in das einstige Palais des russischen Generalgouverneurs über und beginnt damit nun auch nach außen hin seiner Macht zur Anerkennung zu verhelfen. Die nächsten Tage und Wochen sind angestrengtester Arbeit gewidmet. Der in militärischer Anspannung und Abhärtung Erzogene leistet sie mit größter Hingebung, stets bemüht, aus den Dingen den sachlichen Kern herauszuschälen, stets bestrebt, Persönlichkeiten nur nach ihrer Leistung, nicht nach ihrer Parteirichtung zu wägen. Das auf Orkan gepeitschte Wellen tanzende Staatsschiff der jungen Ukraine hat anstatt des Hausens gestikulierender und redender Steuerleute einen einzigen festen Lenker bekommen, der es mit zielsicherem Willen leitet. Aber die Wogen kann er nicht also bald glätten, der Sturm muß sich erst austoben.

Und dieser Sturm war groß. Er hat das Meer des Volkes bis ins Innerste aufgewühlt, er hat das Oberste zu unterst gekehrt, er hat alles überrannt, was an Ordnungssinn und Schwergewicht überkommener Disziplinvorstellungen hier früher lebendig war. Zuerst kamen die Freiheitsagitatoren von der russisch-rumänischen Front zurück und brachten mit ihren Revolutionsreden das Bauernvolk durcheinander. Sie waren wohl Parasiten im Dorf, die sich mästeten, ohne zu bezahlen, und die sich's gut gehen ließen, aber der Bauer ließ sich allmählich durch ihre Reden in Taumel bringen und duldete sie. Diesen Schädlingen folgte der Bolschewismus in seiner organisierten Form der siegreichen Sowjet-Rada von Charkow, und als sie vertrieben wurde, kam die neue Zentralrada. Die Instinkte des Volkes waren schon aufgestachelt, die Rada konnte gegen den Bolschewismus nur aufkommen, wenn sie ihm Wind aus den Segeln nahm, wenn sie sich wesentliche Forderungen seines Programms zu eigen machte. So war sie,

die zu uua aus den galizisch-sozialistischen Parteien ihre wesentlichste Nährkraft bezog, links-sozialistisch in scharfer Färbung. Der Bauer merkte, daß nun auch die von den berühmten siegreichen Mittelmächten, von Deutschland insbesondere, gestützte Regierung den alten Grundsätzen folgte, er wurde in der Richtigkeit seiner neuen Anschauungen dadurch bestärkt. Einen Moment war es damals Zeit, das Land zu retten: Als der deutsche Einmarsch kam, lief es den Bauernhorden siedendheiß über den Rücken, für einen Augenblick kehrte das Bewußtsein von Recht und Unrecht zurück, einen Augenblick dachten sie daran, alles vergessen zu machen und in das Gleise der alten Ordnung zurückzukehren. Aber da zog das Heer der Dichter und Denker stolz wie ein edler gewappneter Ritter durchs Land und kämpfte siegreich gegen den Bolschewismus, während er gleichzeitig die wundervolle Theorie aufstellte, sich nicht in die inneren Angelegenheiten des Landes zu mischen. Das wirkt, wie es wirken mußte: Es schürte das Feuer, es nährte den Boden der Gefahren. Während man den äußeren Feind vertrieb, wuchs der innere. Der Bauernkrieg, der unter den Augen der Rada begonnen hatte, wütete und fraß wie ein schleichendes Gift am Volkskörper. Das Feuer griff, nachdem es die Gutsherrschaften zerstört hatte, auf die Bauernhofbesitzer über, und es liegt viel Schutt und Asche, als der Hetman die Zügel der Regierung ergreift. Monatelang hatte man gelernt, von fremdem Gut zu leben. Die Entwöhnung von der Autorität, von der Disziplin ist nicht so schlimm, wie die Entwöhnung von der Arbeit. Das Nichtstun wird durch den Waffenbesitz noch gefährlicher. Solche Verwilderung weicht nicht von heute auf morgen, verschwindet nicht in Tagen und nicht in Wochen. Dem Hetman erwächst eine starke Stütze im deutschen Heere, das sich allmählich überzeugen muß, daß die Theorie der Nichteinmischung weder zur Ruhe noch zu Getreidelieferungen führt. Erste Vorbedingung zu normalen Zuständen ist Entwaffnung der Banden, Bauern und Dörfer. Sie wird mit den neuen ukrainischen Behörden und Truppen zusammen durchgeführt, sie erfordert nicht selten Gewalt und kostet Blut. Aber sie spart künftiges, sonst unvermeidliches, viel stärkeres Blutvergießen.

Auch wirtschaftlich bessert sich die Lage nicht so rasch. Der deutsche Feldbestellungserlaß hat noch in letzter Stunde gerettet, was zu retten war. Es ist viel bestellt worden, wenn auch nicht mit derselben Sorgfalt und Güte wie früher. Deutsches Militär hat selbst geholfen, wo es an Menschen und Tieren mangelte. Große Frühjahrstrockenheit, die den Fluren drohte, ist in letzter Stunde von ausgiebigem Regen abgelöst worden, der die schon

nahezu verzweifelten Ernteaussichten rasch besserte. Das Gespenst von Mißernten und dadurch drohender Bauernunruhen wird damit abgewendet. Nur die Rübenausfaat bleibt schlecht, die Gefahr für die Zuckerindustrie und damit für die Zuckerversorgung des Landes im kommenden Jahre weicht nicht. Der Mai und Juni lassen auch die Schwierigkeit schärfer erkennen, die der künftigen Ernte drohen. Die Winterung nimmt hierzulande den größeren Teil der Feldbestellung ein. Im vorigen Jahre wurde sie noch durch die Gutsherrschaften in den Boden gebracht. Damals wurde sie gut bearbeitet. Jetzt müßte man schon im Mai und Juni mit allen zur Verfügung stehenden Menschen und Tieren den Boden aufpflügen, das Unkraut ausrotten, das die Felder überwuchert, die Brachen vorbereiten, in die im Juli und August die neue Winterfaat gesät werden müßte. Aber nun fehlen die Großgrundbesitzer, die sich wegen der persönlichen Unsicherheit noch nicht aufs Land wagen, es fehlt das abgeschlachtete Vieh, es fehlen die zerstörten oder beschädigten Maschinen. In den Städten wächst bei Einsetzen rücksichtslosester Spekulation und bei immer noch schwer zu überwindender Zurückhaltung der Bauern mit Lieferungen die Teuerung der notwendigsten Lebensmittel. Eben erst ist das Donez-Kohlenrevier erobert worden, das erst langsam zu geordneter Arbeit zurückkehrt, es fehlt an Brennstoffen, die Industrie liegt zum Teil still, die Arbeitslosigkeit in größeren Städten ist unter solchen Umständen kaum zu bannen. Geschickte Agitatoren aus dem Lager der Bolschewisten, wie der entthronten linkssozialistischen Radaparteien (es wird angenommen mit Geldmitteln, die auch aus dem Auslande reichlich fließen), heßen und schüren. Sie arbeiten gegen den Hetman, weil er die Bauern um die Freiheiten der Revolution bringen wolle, sie wühlen gegen die Mittelmächte, weil sie dem Lande seinen Getreidereichum und damit seine Kraft nehmen wollten, sie untergraben den Boden, auf dem die Ordnung stehen soll, weil sie nur bei größter Unordnung ihre persönlichen Geschäfte oder diejenigen ihrer Geldgeber fördern können.

Alle diese Gefahren sind nicht in Tagen und Wochen zu überwinden, man muß es immer wieder betonen: es werden Monate vergehen, bis die Ukraine zur Ruhe kommt. Nur der tief in die Besonderheiten des Landes und seiner Bewohner Eingedrungene erkennt, daß es trotz alldem dauernd besser wird, daß dem neuen Staatslenker allmählich das Steuerruder zu gehorchen beginnt, daß das Schifflein von den Wellen zwar noch hin und her geschaukelt wird, aber daß es Kurs hält, auch wenn es in allen Teilen, in Rumpf und Masten, knarrt und zittert.

Unter den Sünden des Zarismus an der Ukraine ist die schwerste die völlige Unbildung, unter der das flache Land dumm und unwissend erhalten worden ist, die das Aufkommen eines Staatsgedankens und eines Staatsbewußtseins lähmte. Die Selbständigkeitsidee ist eine Idee der Führer und nicht der Massen. Es gibt überhaupt nur Organisationen der Führer, denen kein geschlossener Wille begreifender und verstehender Massen zur Seite steht, die keine Wucht einer Volksmeinung beeinflusst und vorwärts drängt. Wer hier mit westlichen Begriffen von Parteien und Richtungen messen wollte, käme in einem Lande, in dem die „fast tierische Unbildung“ des Volkes nahezu 80 vH Analphabeten kennt, zu den gewagtesten Schlüssen. Den Parteien der Führer wenden sich die Massen zu, willenlos, gedankenlos, je nachdem sie mehr oder minder geschickte Agitatoren zu beeinflussen verstehen. Man erzählt Beispiele, daß die Bauern einen Zaren wollen, aber den Sozialrevolutionären wählen, weil sie glauben, deren Agitator habe ihnen die Erfüllung ihrer Wünsche versprochen. Die ganz feinen Unterschiede, die kaum dem in Parteidingen Erfahrenen völlig klar werden, die zwischen den einzelnen Schattierungen des Sozialismus hier walten, die Unterschiede, die es zwischen den gleichbenannten und mit gleichem Programm versehenen Parteien des alten Groß-Rußland und der jetzigen Ukraine gibt, weil der Selbständigkeitsgedanke ausgesprochen oder unausgesprochen die Richtungen anders färbt, sie werden der Masse nicht klar, weil diese nicht einmal die großen Linien der Programme begreift, weil ihr ein Programm wie das andere auszuschaun scheint.

Nationalitäten-Probleme, Feindschaft zwischen Kleinrussen und Polen, zwischen Kleinrussen und Galiziern, zwischen Russen und Juden, zwischen deutschen Kolonisten und Juden mischen sich in die Parteigrundsätze und vermengen alles zu einem wilden Herenkessel der Wünsche und Beschwerden, des Wollens und der Hemmungen, des Verlangens und der Hindernisse. Schwer leidet das Land unter der klaffenden Schlucht zwischen der dünnen Schicht der Gebildeten, der Intelligenz, die wie ein fremdes Reis auf den Stamm des Bauernvolkes aufgepfropft ist und zwischen der trägen Masse des Bauerntums. Zwei Richtungen stehen sich da gegenüber, die geistig so wenig miteinander gemein haben, als seien sie niemals unter gleicher Sonne gewachsen, zwei Welten, die sich nicht verstehen können. Hier gilt es in Arbeit zusammenzuschweißen, was auseinanderstrebt.

Wenn man über die Wünsche und Ziele der Parteien hier spricht, so darf man das geschichtliche Werden der Ukraine nicht vergessen,

muß man sich immer erinnern, daß Adel und Bürgertum der Russifizierung viel restloser erlegen waren, als Bauerntum und Sozialisten, daß die aus Galizien-Ruthenien einsetzende irredentistische Propaganda sich fast nur an die radikalen unzufriedenen Elemente wenden konnte. Wer nach Bildung strebte, wurde in die russischen Bildungszentren gedrängt und wurde russifiziert. Erst langsam faßt der Gedanke der eigenen Staatlichkeit nun auch Boden in der Intelligenzschicht. Ihn da fest zu verankern, ihm durch die Hilfe dieser führenden Schichten erst die Möglichkeit zu geben, aus einem theoretischen Gedanken praktische Wirklichkeit zu werden, das ist die Aufgabe. Sie ist besonders schwer zu einer Zeit, da gerade aus Nordrußland ungezählte Tausende von Flüchtlingen hier leben, die zumeist den besseren Schichten angehören und vom Norden entflohen sind, weil sie hier Ruhe, Ordnung, bessere Lebensmittelversorgung erhoffen mochten. Sie wurden hier von Bolschewismus, vom Krieg zwischen Norden und Süden überrascht und sind nun festgehalten, weil der Friedensschluß sich so hinauszögert. Sie werden aber auch größtenteils nach diesem Frieden hier bleiben, weil sie hier nicht etwa das Aufkommen des ukrainischen Selbständigkeitsgedankens, sondern nur Ruhe, Ordnung und Sicherheit erhoffen, während im Norden der Bolschewismus weiter tobt. Alle diese Tausende politisieren und kritisieren nicht vom ukrainischen, sondern vom großrussischen Standpunkt aus. Aber sie wollen auch arbeiten, sie wollen eine Gesundung ganz Rußlands von diesem ukrainischen Pol aus, und so bieten sie sich zur Mitarbeit an und stellen einstweilen die innersten Hoffnungen und Gedanken dabei zurück. Man muß fast jeden Menschen hier auf Herz und Nieren prüfen, muß seine Vergangenheit und seinen Beruf, seine Herkunft und oft auch seine Zukunft erwägen, ehe man ihn politisch einreißt und seinen politischen Standpunkt richtig begreift. An den ehemals russischen General Skoropadski drängen sich jetzt Leute heran, die in ihm den früheren Flügeladjutanten, den schneidigen und furchtlosen Militär schätzen, die auf ihn Hoffnungen bauen und die durchaus nicht begreifen können oder wollen, daß in dem Manne das alte Hetmansblut wieder lebendig geworden ist, und daß er zu ganz anderen Zielen und Wünschen neigt, als man ihm früher zutrauen mochte. Daß er eine Untersuchung eröffnet, wenn am Nikolaitage in der Ukraine Bittgottesdienste für die Zarenfamilie stattfinden, erscheint ihnen unverständlich, daß er für die selbständige Staatskirche mit ukrainischer Sprache eintritt — die nur durch die Sprache, nicht durch den Glauben sich von der nordischen, einst großrussischen Kirche unterscheiden soll —, befremdet sie und stößt sie ab. Ihnen ist der

Name Skoropadski nur die starkleuchtende Flamme im Dunkel der bolschewistischen Zeiten, sie stürzen wie die Nachtfalter darauf zu und verbrennen sich am ukrainischen Licht die Flügel. Die aber wirklich Ukrainer sind und als solche fühlen und denken, haben nicht den Weitblick oder den Mut, offen zur neuen Regierung zu treten, auch sie sehen zum Teil nur den früheren russischen Hofgeneral und nicht den alten Hetmans-Sprößling, weil innerpolitisch=sozialistische Ideen sie den Diktator fürchten lassen und weil sie der Mann schreckt, dessen Ziel sie nur mißtrauisch verfolgen. Und unter den beiden Grundrichtungen der großrussisch und ukrainisch gesinnten Kreise schaffen wiederum die Gedanken über auswärtige Politik neue Zerwürfnisse und Trennungen. Es gibt zahlreiche Schichten, denen die alte Agitation der Entente Herz und Verstand vergiftet hat. Sie sehen nach wie vor in Deutschland den Feind, in Frankreich und England den Bundesgenossen. Der Staat, der hier unter der Mithilfe der Mittelmächte zu erstarken beginnt, stößt schon deshalb von Anbeginn an auf ihr Mißtrauen oder ihre kühle Feindschaft. Sie bauen immer noch auf den Sieg der durch die Amerikaner gestützten Westmächte, sie verankern in diese Hoffnung ihre eigenen staatlichen Wünsche und Gedanken. Die anderen haben aus der Geschichte klar und deutlich den wirklichen Feind Großrußlands, England, erkannt und sind der Ansicht, daß nur über Englands Leiche der Weg zu Rußlands Gesundung führt, daß nur die traditionelle Freundschaft zu Deutschland wirksame Hilfe gewähren wird. Aber es sind nicht etwa die Monarchisten, die so, und die Sozialisten, die anders denken, sondern in allen Parteien geht es wirr durcheinander. Sympathien und Antipathien schwanken in ihrer Stärke, zwischen den eben genannten scharfen Trennungen gibt es Duzende von Abarten und feineren Differenzierungen, wer hier zahlenmäßig die Stimmungen abwägen möchte, stößt auf unüberwindliche Schwierigkeiten.

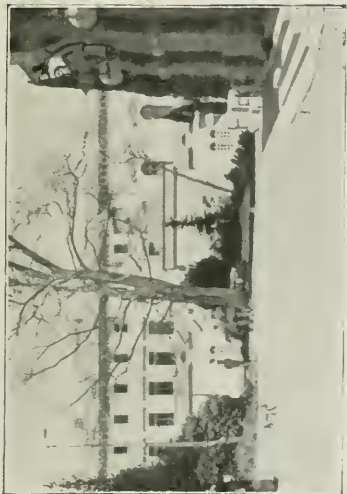
Aus dieser seltsamen Mischung innerpolitischer und außerpolitischer Nuancen hat der Hetman zu wählen, aus dieser Fülle von Metallteilchen soll er den Stahl härten, der das ukrainische Schwert scharf und hiebfest macht. Die Parteien als solche versagen ihm die Gefolgschaft. So wählt er sich die Männer aus, die ihm zunächst Arbeitsleistung zu garantieren scheinen. Er vertraut darauf, daß der Gedanke der eigenen Staatlichkeit der Ukraine sich doch von selbst durchsetzen muß, und er will es durch gründliche Arbeit so weit bringen, daß dieser Staat zunächst einmal zum Leben kommt. Die Parteien kommen zu ihm und wollen nur Ukrainer von nationalem Gefühl in sein Kabinett haben. Schön, antwortet er, was für Männer habt ihr mir vorzuschlagen? Minister stür-

zen nur um der Parteigrundsätze willen, scheint ihm untunlich. Nur wenn ein besserer Mann für den Posten gefunden werden kann, soll der Vorgänger weichen. Von einer solchen Parteideputation erzählt er selbst: „Sie kamen wie die Löwen und gingen wie die Lämmer.“ Er fragte sie sofort, was für Männer sie ihm vorzuschlagen hätten, und da kamen sie auf einen einzigen Hauptmann, der vielleicht für den Posten des Kriegsministers tauge. Für solche Experimente aber ist ihm der Staat zu gut. Dafür ist sein Verantwortlichkeitsbewußtsein zu tief und zu ehrlich.

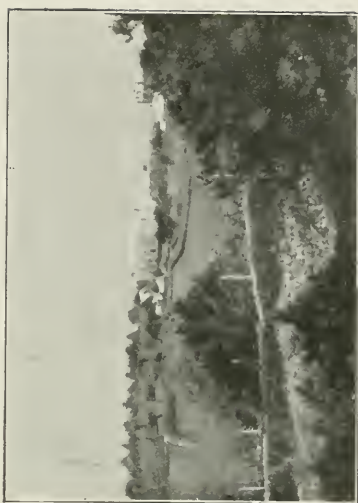
In dem ersten Hetman-Kabinetten vereinen Namen von gutem ukrainischen Klang Sachwissen und Erfahrung. Sicherlich wird es nicht in all seinen Teilen von jahrelanger Dauer sein, er wird es umbilden und doch Richtungen und Wünschen nachgeben, wenn ihm das für sein großes politisches Ziel nötig erscheint. Aber Arbeit geht vorläufig über alles. Die Fragen, die zu lösen sind, sind nicht einfach. Zu denen der inneren Verwaltung, der Gesetzgebung und Rechtsprechung, des Schulwesens und vor allem der Agrarreform, der Flottnachrüstung der Eisenbahnen und der Verkehrsmittel, um nur einige zu erwähnen, treten in den ersten Wochen des jungen Staates eine Fülle der auswärtigen Probleme: Die Zugehörigkeit der Krim zur Ukraine, die nicht nur ein politisches, sondern bei der Höhe der Tabaksteuererträge in erster Linie ein finanzielles Problem für die Ukraine ist, ganz abgesehen davon, daß die Existenz des Kriegshafens Sewastopol über die Herrschaft im Schwarzen Meer entscheidet; die Frage der Gebietsabgrenzung gegenüber dem Norden, die nicht einfach ist, weil es an natürlichen Grenzen fehlt, ebenso wie auch die Volksgrenzen flüchtig und verschwommen sind; die Frage der Abgrenzung nach Ost und West, nach Rumänien und Bessarabien wie nach den Gebieten der östlichen Angrenzer. Entscheidungen müssen fallen, die für Jahre und Jahrzehnte binden und die zur Leitung Berufenen verantwortungsvoll belasten. Und dabei fehlt es an allen Enden und Ecken nicht am Willen und Können der Minister, sondern an dem eingearbeiteten Beamtenstab, der treu und redlich, ehrlich und unbestechlich nur der Sache dient, nicht den Parteien, es fehlt an Grundlagen, an die man in westlichen Staaten gar nicht mehr denkt, weil sie als zu selbstverständlich gelten und an die man erst erinnert wird, wenn sie, wie hier, fehlen. Die Schaffung einer Bürokratie in gutem Sinne ist wichtiger in der Ukraine als die Schaffung eines Heeres, Begründung von Schulen und Vermittlung von Volksbildung sind dringlicher als alles andere. Der wahrste Feind der ukrainischen Selbständigkeit ist die alte Unbildung.

Es ist schwer, über die Fragen der nahen oder fernen Zukunft hier ein Urteil zu fällen, schwerer noch, zu prophezeien. Wird die eigene Staatlichkeit möglich sein oder nicht? Wird die Ukraine als selbständiger Staat groß und mächtig werden oder wie in früheren Jahrhunderten wiederum in Abhängigkeit von Feinden ringsum geraten? Die Frage stellen, heißt auch den Blick nach Norden richten: wird das vom Sieber des Bolschewismus geschüttelte Rußland die Krise überwinden oder nicht? Was dann? Kann ein einziger willenstarker Autokrat das Szepter an sich reißen, die alte Monarchie wieder errichten und mit starker Faust wieder alles vereinen, was nun in Teile zerfiel? Werden die Einzelstaaten auch ohne solche drakonische Härte, die nur unter ungeheurem Blutvergießen zum Erfolg führen könnte, sich im Gemeinsamen der Interessen finden und einen föderalistischen Staat begründen? Wird er, wenn auch nicht mehr streng zentralistisch, so doch straff organisiert sein, oder bleibt für eine stark selbständige Ukraine darin Raum? Soviel Fragen, soviel Zweifel. Es spricht immer manches dafür und vieles dagegen. Am wenigsten wahrscheinlich dünkt mir die Wiederkehr des alten zaristischen Systems, für das der Süden zu demokratisch ist. Die Verknüpfung wirtschaftlicher Interessen mit Großrußland, das von der Ukraine Kohle und Eisen, Getreide, Zucker und Salz bekam und ihr Manufakturwaren dafür abgab, ist groß. Wirtschaftliche Bande haben ihr Schwergewicht, das auch politisch wirkt. Man spürt das am deutlichsten im Kohlengebiet des ukrainischen Ostens. Aber unsere Zeit ist im Kriege noch materieller geworden als sie es schon war. Neue Wirtschaftsbande sind geknüpft worden, und die Westmächte bezahlen mit doppelten Preisen, was sie jetzt benötigen. Je länger der Krieg dauert, desto engmaschiger wird dieses Wirtschaftsnetz, desto mehr überwuchert es die rein politischen Gefühle der Zuneigung oder Abneigung. Der Hetman sagte, als er durch den deutschen politischen Vertreter seine Anerkennung empfing: „Ich werde wie bisher den ukrainischen Staat in fester Anlehnung an die Zentralmächte führen.“ Der Wille dieser Zentralmächte muß sein, in festem Zusammenhalt, ohne Sonderpolitik und Sonderinteressen, dem ukrainischen Staate alle Hilfe angedeihen zu lassen, die seine Selbständigkeit stützen und wirtschaftlich wie politisch festigen kann. Dann kann, nach langer, anstrengender, vielleicht oft schwieriger, aber trotzdem erfolgreicher Arbeit dem Verbande Mitteleuropas in der Ukraine ein neues, wertvolles Glied zuwachsen.





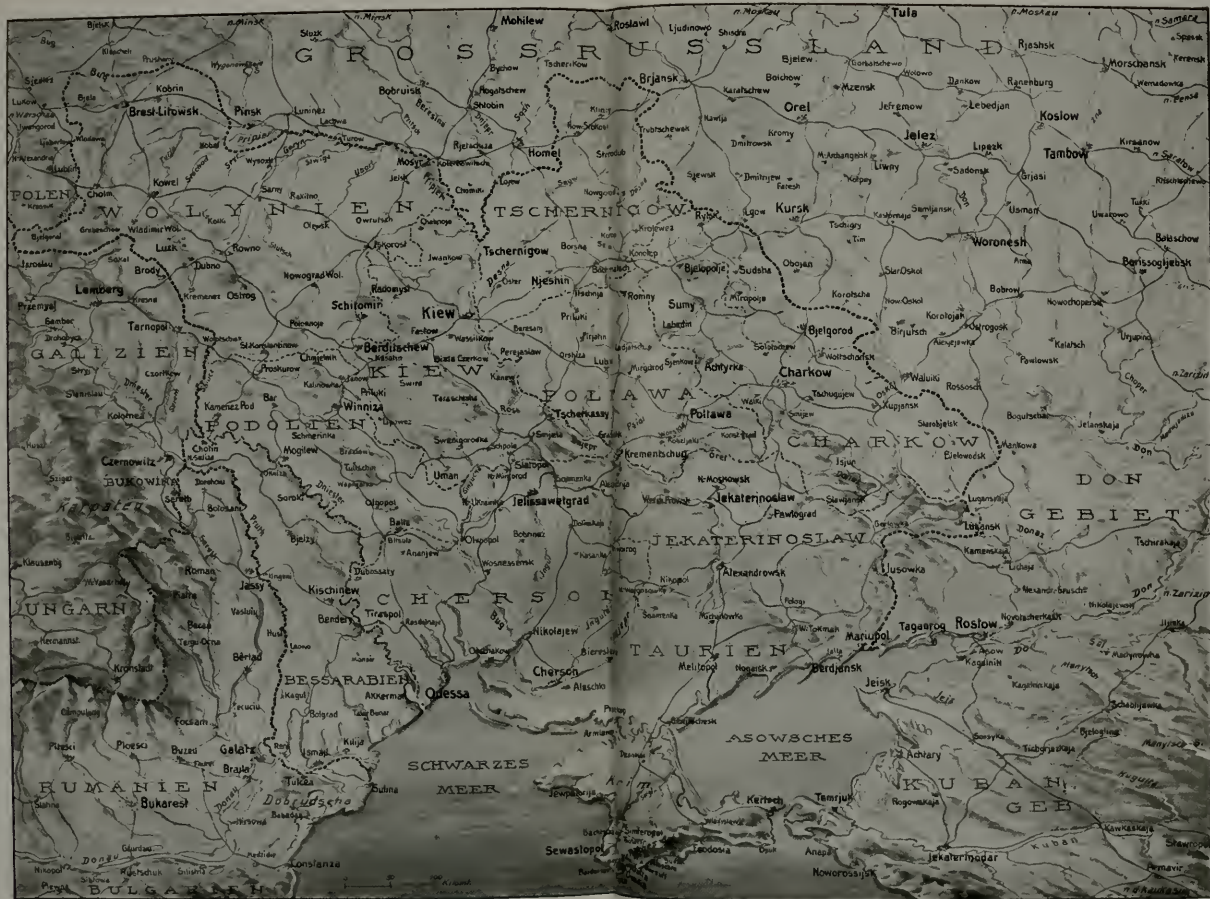
Das Zarenpalast Simabdia (Krim).



Djulber, das Gefängnis Nikolai Nikolajewitsch auf der Krim.



Alushta mit dem Roman Koißberg.



Reliefkarte der Ukraine und Krim.



Gurzuf (Krim).



Blick vom Baidartor auf Kirche und Schwarzes Meer.

99957

6

5-

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY



A 000 676 582 0

